Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Zweiter Band

Amtsleben.

Brosamen.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes

von

Friedrich Polack.

Zweiter Band:

Amtsleben auf dem Lande.

Vierte (Stereotyp) Auflage.

Wittenberg.
Verlag von R. Herrosé.
1890.

Was ich gebe.

Mehr als sich selbst kann niemand geben:
Im Irrtum noch ein redlich Streben,
In bunten Bildern schlichte Wahrheit
Und hinter Wolken lichte Klarheit!

1. Wie ich mein erstes Amt antrat.

Nun endlich auf der Höhe! Wie weit und schön war die Wanderung durch den herbstlichen Wald! Sieh da rings die Berge wild durcheinander gewürfelt! Dort brennt die Abendsonne auf den Fenstern der Wartburg. Da blitzt der Spiegel eines Flusses zwischen den Bergen auf. Hier liegt ein Dörflein unter mir in der Thalschlucht. Da werde ich wohnen! Die grüne Wiese füllt die Thalsohle; der rieselnde Bach rinnt dort hinab und verschwindet in einem Waldthale; die Gärten hängen an den Bergen, und die Vorposten des Waldes rücken dicht ans Nestlein heran. Eine hohe, weitästige Linde schirmt wie eine Mutterhand ein blankes Häuschen; das ist die Schule!

Wird das Glück drin wohnen? Ei ja, wenn ich's mitbringe! Seine Senker wurzeln ja überall, nur nicht in versteinten, vergrämelten Herzen. Das Glück ist der Überall und Nirgends; wer es außer sich sucht, jagt einem Schemen nach; im Herzen allein wohnt's und verpflanzt sich's von Ort zu Ort.

Das beste hat dir Gott gegeben,
Hast du ein froh und dankbar Herz.
Es giebt dir doppelt Freud' am Leben,
Und halb, nur halb läßt dir's den Schmerz.

Ich lehne mich an einen Baum und schaue wieder und wieder in die Weite. Ein stattlicher Reiter mit Offiziershaltung braust auf einem Schimmel daher. Er wirft einen Blick auf mich, und ich grüße ihn höflich. Er hält an und fragt: „Sind Sie etwa im Zweifel über den Weg?“ „Wenn dies

Dorf Schwenda ist, nein!“ antworte ich. „Das ist's!“ erwidert er. „Danke!“ Er zieht den Hut und sprengt thalab. „Für einen Offizier oder Gutsherrn viel Güte oder — Neugier!“ muß ich denken; aber der stattliche Mann mit dem langen, rötlichen Vollbarte gefällt mir wohl, und ich wünsche, daß er ein Bewohner des Dörfleins sein möge.

Eine Kutsche rollt daher; zwei Damen, wohl Mutter und Tochter, sitzen darin. Die liebliche Tochter schaut nach mir, stößt die Mutter leise an, lacht und sagt ihr etwas.

„Wie selten müssen Menschen hier sein, daß sogar nach mir jemand schaut!“ muß ich denken. Ins Thal hinab fährt die Kutsche, aber noch einmal biegt sich die junge Dame aus dem Wagen und guckt nach mir.

„Was mag sie haben?“ grübele ich. „Ist etwas Auffallendes an mir? Wohl ist's die Gutsherrschaft, die in mir den neuen Lehrer vermutet!“

Um die ferne Waldecke biegen jetzt zwei beladene Wagen und nehmen die Richtung auf das Dörflein. Sie bringen meine sieben Sachen, und daneben schreiten mit ihren Peitschen mein ältester Bruder und ein guter Vetter.

So muß ich gehen, gehen, wohin mein Beruf mich sendet! Was bin ich denn? Ein Missionar der Bildung für die Unmündigen! Was will ich denn hier? Die Seelen der Kleinen suchen und ihre Herzen pflügen und bestellen auf Hoffnung! Man macht nicht viel Redens von unser einem. Das Alltägliche geht unbemerkt durch die Welt, und nur vom Seltenen redet man. Die Schule giebt der Neugier wenig Futter, also geht an ihr die Welt schweigend vorbei. Es ist gut so. Noch immer hat sich das Heil für die Welt geräuschlos auferbaut. Wenn Weltbeglücker sich mit Pauken und Trompeten einführen, dann soll man ihnen mißtrauen.

Ginge ich als Sendbote nach Kap- oder Pfefferland, um Heiden zu bekehren, dann möchte wohl mein Name noch manchmal in den Missionsberichten genannt werden. So nicht!

Kein fremdländisch Gewürz macht die gemeine Schularbeit schmackhaft. Was ist dies Dörflein der Welt, sein Schulmeister der Menschheit? Jetzt steige ich hinab, und der Sargdeckel schließt sich über mir. Noch einmal mein Name im Amtsblatt, und dann verschollen und vergessen! Immerhin! Mehr als das stille Genügen des Herzens soll keiner von seinem Thun erwarten. Der Ruhm verscheucht so oft den Frieden und der Trommelwirbel des Lobes das stille Gedeihen. Wer gern den Ruhmesglocken lauscht, der überhört bald den stillen Beifall des Herzens.

Auch in mir gärt der Drang, dem Ganzen etwas zu sein und große Thaten zu thun, von denen die Welt redet und woran die Menschheit sich freut. Manchmal will mir die Arbeit im engen Winkel so kleinlich, so verloren vorkommen. Doch nein, sie ist es nicht, ist es nicht in Gottes Augen und im großen Getriebe der Erziehungsarbeit! Was ich diesem Dörflein sein werde, das bin ich der Welt. Der Dienst am Kleinen fördert das Große. Im Kleinen will ich wirken, auf das Große will ich blicken und zum Ganzen will ich streben. Und nun hinab! —

Meine Wagen mit den Sachen hielten an der Schule. Bruder und Vetter waren mit einigen Helfern schon beim Abladen. Vor der Thür stand ein kleiner, würdevoller Mann. Seine tiefen, dunkeln Augen richteten sich mit einer gewissen Starrheit auf mich. Mit der rechten Hand fuhr er zuweilen langsam über den schwarzen, kurzgehaltenen Vollbart, in dem sich einzelne Silberfäden zeigten. Er kam auf mich zu und sagte: „Sie sind wohl der Herr Sullehrer? (Er sprach das „Sch" überfein wie „S".) Sie finden uns in großer Verlegenheit. Nach dem Verkaufe des Gutes bezogen wir die leere Sule. Ich fragte brieflich bei Ihnen an, ob wir wohnen bleiben dürften. Sie antworteten, daß dies kaum angehen dürfte. Wir haben aber die Sule nicht räumen können. Mein Stiefsohn ist erkrankt und die neue Wohnung nicht fertig. Es steht nun bei Ihnen, uns vor die Thür zu

setzen oder uns einstweilen neben Ihnen in der Sule zu dulden. Eine Kammer ist frei und steht zu Ihrer Verfügung."

„Sie sind also Herr Mühlenbaumeister Hönnicke?" fragte ich.

„Zu dienen!" antwortete er. „Doch kommen Sie herein; meine Frau hält eine Tasse Kaffee bereit. Wir können uns in Ruhe besprechen." Mit hochfeinem Knixe und gebildetem Augenaufschlage begrüßte mich die ältliche Gattin des würdevollen Mannes. „Nehmen Sie gütigst Platz auf dem Sofa!" bat sie mit angesüßter Stimme.

Ihr Gatte pflanzte sich in tadelloser Haltung neben mich und hörte mir achtungsvoll zu. Der Kaffee wurde in vergoldeten Tassen auf dem Präsentierteller gebracht. Ich kostete ihn und lobte seinen guten Geschmack. Da lächelte die Frau glücklich und überlegen. „Auch das Kaffeekochen hat seinen Kunstgriff!" meinte sie. Und nun war das Stellbrett der Plappermühle aufgezogen. Die ganze Natur- und Kunstgeschichte ihres Kaffees trug sie mir, mit dem Präsentierteller in der Hand, vor.

Auf dem Kaffeeteller bemerkte ich ein Bild der Wartburg. „Gut getroffen!" sagte ich.

„Das ist mein geringster Präsentierteller!" erwiderte sie. „Der große, gute steht droben im Schranke und wird nur bei größeren Gesellschaften gebraucht!" Und nun folgte eine eingehende Beschreibung desselben.

Ich erfuhr, daß die Frau die Witwe des früheren Gutsbesitzers war, später den Mühlenbauer Hönnicke geheiratet und bis vor kurzem mit „dreierlei" Kindern auf dem „Schlosse" gewohnt hatte. Daraufhin sagte ich: „Da muß es Ihnen hier sehr eng vorkommen!"

Da brachen ihre Thränenquellen auf. „Nicht wahr, das fühlen Sie mir nach!" weinte sie. „Ach, mir ist mein Los nicht an der Wiege gesungen worden! Mein Vater war Metropolitan. Auf Bällen umschwärmten mich die jungen Herren.

Wie habe ich manches kecke Herrchen abgetrumpft! Nie habe ich den kleinsten Flecken auf meine Ehre kommen lassen. Ich möchte den sehen," — sagte sie herausfordernd mit gehobener Stimme und flammenden Augen —, „der mir das geringste aus meinen Mädchenjahren nachreden könnte. Mein erster Mann hat mich aus Hochachtung geheiratet, und er hat es nie bereut. Ihm bin ich eine treue Gattin und seinen drei Kindern aus erster Ehe eine gute Stiefmutter gewesen!" — „Frau!" fiel der würdige Mann langsam ein, „laß das! Ich kenne diese alten Gesichten, und den Herrn Schullehrer interessieren sie nicht!"

„O, Hönnicke," — fuhr die Frau salbungsvoll und mit einem halbverschämten Blicke auf mich fort — „wie kannst Du das sagen? O, der Herr Schullehrer! — dem merkt man gleich an, daß er ein gutes Herz und für so etwas Teilnahme hat!"

Sie brachte mir hierauf ihr kleines, schwarzes Mädchen aus der zweiten Ehe, ein hübsches, sauberes Ding, an dem ich meine Lust sah. Von den drei Kindern aus erster Ehe lag ein dreizehnjähriger Knabe krank in der Kammer und verriet sich durch Ächzen und Husten. In der Kammer daneben wurde eben mein Bett aufgeschlagen. Schöne Aussicht auf einen ruhigen Schlaf!

Mir war sehr unbehaglich zu Mute. Man band mich wie einen jungen Baumstamm vor dem Winter in weiches Stroh und stachelige Hecken, d. h. in schöne Worte und verdrießliche Thatsachen, ein.

Der höflichen Bitte und der Not gegenüber bin ich stets waffenlos. Ich gestattete also meiner Einquartierung bis auf weiteres das Bleiben. Dafür belohnte mich die Metropolitantochter mit einer breiten und blühenden Erzählung ihrer früheren Herrlichkeit. Der Trost Herabgekommener ist die Vergangenheit. Damit bekränzen sie die kahle Gegenwart.

Müde ging ich endlich zu Bett, aber viel geschlafen habe

ich nicht in der ersten Nacht. Allerlei Traumgespenster hetzten mich rastlos umher. So kam ich in mein Eigentum und wurde nur geduldet. So trat ich meine Herrschaft an und wurde gleich in den Winkel gedrückt. So begann ich mein Wirken in der Freiheit und mußte mir gleich einen peinlichen Zwang gefallen lassen.

Am nächsten Tage kam der Pfarrer aus dem Kirchdorfe und führte mich in Gegenwart der Vorstandsmitglieder in mein Amt ein. Auch mein Vater war zu der Feier gekommen.

Ein innerlich Verzagen wollte meine Seele erfassen im Hinblick auf die große Last und meine schwachen Schultern, auf die ernsten Pflichten und meine geringe Weisheit.

So wälzt jeder Anfang einen Berg auf uns. All die unbekannte Arbeit der Zukunft drängt sich wuchtig in einen Moment zusammen.

Da ruhen sechzig Kinderaugen erwartungsvoll auf mir. Was wollt Ihr von mir? Ihr erwartet Gold, und ich bringe Euch Schlacken. Ihr wollt einen Führer, und ich strauchle selbst und habe oft eine Decke vor den Augen.

Ja, ein Herz voll Liebe und Arbeitslust und einen Kopf voll schwärmender Ideale bringe ich Euch, aber wird das genügen und Euch frommen? Mit lächelndem Vertrauen übergebt Ihr Euch mir, und zweifelnd an der eigenen Kraft verpflichte ich mich Euch. Ich will der Eure sein und Euch ganz gehören! Geist des Herrn, sei über mir! Mit Salomo bitte ich um ein weises und gehorsames Herz, daß ich dies Dein Volk recht leiten und richten möge.

Aber wie oft werde ich fehlgreifen, wie oft mit falschem Maße messen, wie oft Spreu statt Körner säen, wie oft Männereinsicht von Kindern fordern!

Möge der Kinder Ohr und Herz offen für meine Liebe und meinen Eifer, taub für meine Thorheit sein! Möge der höchste Erzieher mit seiner Weisheit meinem pädagogischen Krüppeltum zu Hilfe kommen!

Ich weiß wohl, daß papierne Gebrauchsanweisungen noch keinen Erzieher machen, daß man es nur auf dem mühseligen, langen Wege der Erfahrung wird. Und die fehlt mir; nichts als wohlgefächerte Theorie trage ich im Kopfe und in den Heften mit mir. Ist es nicht ein frevles Unterfangen, diese Kinderschar zum Exerzierplatze meiner unreifen Pädagogik zu machen? Jüngst erklärte ein Doktor der Medizin das Schulhalten für eine zwar recht lästige und langweilige, aber doch erbärmlich leichte Sache. Was gehöre denn groß dazu, den Kindern die Zahlen und Buchstaben, so ein bißchen rechnen, lesen und schreiben beizubringen? Er habe das so leicht gelernt, daß er's gar nicht mehr wisse, und sein Töchterlein habe alles spielend begriffen.

Könnte ich mich doch zu des Mannes leichtem Sinne und hoher Weisheit aufschwingen, dann würde ich mutiger ans Werk gehen! Ich kann nicht anders, als geistbildenden Unterricht und wirksame Erziehung für ein sehr schweres und verantwortliches Werk zu halten. Der heranwachsenden Generation die geistigen Errungenschaften der Gegenwart und Vergangenheit recht vererben und in jedem Kinde Gottes Bild von irdischer Trübung befreien helfen, das ist gewiß keine leichtere Aufgabe als den Puls fühlen, Rezepte schreiben, einen hohlen Zahn ausziehen oder ein Testament aufnehmen. So etwa dachte ich, und bang war mir ums Herz.

Unter dem Kindervölklein saßen zwei, die durch feine Kleidung auffielen, ein Mädchen von 11 und ein Knabe von 9 Jahren. Das Mädchen schaute wie ein Veilchen unter Haselbüschen hervor. Die Haare waren flachsfarben, die Wangen bleich und die beiden Füßchen ungleich. Aber das ganze Kind war Auge, seelenvolles Auge, und in diesem Auge ertrank seine Mißgestalt. Es sprach süß und wie in stillem Weh. Der Bube schüttelte seine gelben Locken wie ein Schellengeläute um den Kopf. Aus den Augen schoß der Schalk seine Pfeile, und um den Mund hüpfte ein hochmütiges Lachen wie der Frosch um den Teich.

Das waren die beiden Kinder des neuen Gutsherrn. Er wollte den Dorfschulmeister durch diesen Beweis des Vertrauens ehren. Hätte er's doch lieber unterlassen! Kinder mit beanspruchter Ausnahmestellung sind ein Joch auf des Lehrers Halse. An sie hat er auch zu denken, wenn er betet: „Führe uns nicht in Versuchung!“

Und der Gutsherr beanspruchte eine Ausnahmestellung für seine Kinder! Das war unschwer auf der Unterseite des Honigbrotes zu lesen, womit er mich ködern wollte.

Nach meiner Einführung zog er mich auf die Seite und sagte: „Ich gebe Ihnen einen Beweis meines besonderen Vertrauens, indem ich Ihnen meine Kinder zuführe. Nur möchte ich sie vor der Bauernroheit und dem Bauernschmutz geschützt wissen. Sie werden gewiß ein Auge auf sie haben und ihnen geeignete Plätze anweisen. Ich möchte sie nicht zwischen die Bauernkinder gezwängt sehen; sie sind doch besseres gewohnt, und gute Sitten werden leicht durch böses Beispiel verdorben ꝛc.“

Ich hatte den Mut, ihm etwa so zu antworten: „Ihr Vertrauen ehrt und freut mich, aber eine Ausnahme darf ich nicht mit Ihren Kindern machen; das wäre für mich, für die Schule und Ihre Kinder gefährlich, ja verderblich. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk und auch eine Schule. Auf den Schulbänken giebt es nur Schulkinder, nicht aber Erben von Titeln, Namen und Reichtümern. Hier ist die Gütergemeinschaft eine Thatsache. Eine besondere Rücksicht kann und darf kein Kind wegen seiner besseren Lebensstellung erwarten. Der Lehrer ist mit Kopf und Herz, Kraft und Zeit allen Kindern vom ärmsten bis zum reichsten in gleicher Weise verpfändet. Ich darf nur die Kinder und ihr geistiges Bedürfnis, nicht aber die dahinter stehenden Eltern auf der Folie des Reichtums oder der Armut sehen. Wenn Sie unter dieser Voraussetzung Ihre Kinder der Dorfschule übergeben wollen, dann können Sie meiner gewissenhaftesten Sorgfalt auch für Ihre Kinder versichert sein.“

„Nun ja, das ist ganz edel und recht gedacht, schließt aber eine Berücksichtigung besonderer Verhältnisse nicht aus! Im übrigen muß man Ihre strengen Grundsätze billigen und ehren!" meinte der Gutsherr, aber seine süßsaure Miene stand in seltsamem Gegensatz zu seinen Worten.

Mir war bei meiner mutigen Rede gar nicht heldenhaft zu Mute, und einigemal wurde mir der Atem zu kurz; aber die Weihe des Augenblicks und die Gehobenheit meiner Stimmung machten mich stärker, als ich wirklich war. Hinterher freute ich mich herzlich, daß ich den ersten Versucher zurückgewiesen hatte. Ach, er naht uns auch auf dem letzten Dorfe in allerlei Gestalten!

2. Was für Bekanntschaften ich machte.

Ich besuchte alle Einwohner des Dorfes in ihren Häusern. Allen wünschte ich etwas zu sein, und jedem wollte ich herzlich nahe rücken. So beugt man Mißverständnissen zwischen Schule und Haus am besten vor. Wie viele Zwistigkeiten würden vermieden, wenn die Zubläser und Zwischenträger nicht wären! Auge in Auge mit den Eltern findet der Lehrer leicht den Weg der Verständigung bei unerquicklichen Schulvorkommnissen. Manches in der Schule versteht und beurteilt man nur dann richtig, wenn man sieht, wie die Leute daheim wohnen, leben und ihre Kinder erziehen.

In vielen Häusern sah es ärmlich, nicht selten unordentlich aus. Erst wenn ich eintrat, schleppte man eilig noch dies und das auf die Seite und wischte mit der Hand den Tisch und einen Stuhl ab. Nicht wenige Häuser zeigten einen größern Luxus, als man auf einem so abgelegenen Dörflein erwartet hätte. Sie gehörten meist Leuten von gewandten Umgangsformen, die früher draußen in der Welt größere Besitzer gewesen und dann zurückgekommen waren; mit dem Reste ihres Vermögens hatten sie sich hier billig angekauft.

Auch den Herrn „Kürassierleutnant vom Berge" fand ich auf einem größern Bauernhofe. Er war der Sohn eines Justizrats und mußte wohl seine besondere Geschichte haben. So stattlich seine Gestalt, so beschränkt schien sein Geist; aber seine Formen des Umganges waren die verbindlichsten von der Welt. Das war die Frucht einer konsequenten Gewöhnung in einem gebildeten Elternhause und des Verkehrs in gebildeten Kreisen. Dort ersetzen ja äußere Formen häufig den Geist und verdecken oft lange den innern Mangel. Der stattliche Reiter streichelte unablässig seinen schönen Bart wie eine Katze, die sich putzt; er fragte oft wie ein Kind, forschte neugierig wie ein altes Weib und wiederholte alles wie ein Kuckuck. Auf die Dauer mußte die Unterhaltung mit ihm langweilen und ermüden.

Den freundlichsten Empfang fand ich auf dem Gute. In der Gutsherrin erkannte ich sofort die ältere Dame in der Kutsche auf dem Berge wieder. Mein Herz wollte sich weit aufthun, aber ein fremdes Etwas drückte die Thür wieder zu.

Der Gutsherr hieß Baron. Am liebsten ließ sich die Gutsherrin Frau Baronin nennen; so wurde der bürgerliche Name zum adligen Titel; Wahrheit und Lüge, Sein und Schein schlossen den schönsten Bund.

Die kleinen Augen des Gutsherrn wollten mir wie Wachtposten an einem Zuchthause und seine vorsichtigen Worte wie gebratener Speck in einer Mausefalle vorkommen. Er war kaum mittelgroß, blaß und hager, hatte schönes Lockenhaar und einen braunen Vollbart. Er sah ziemlich unbedeutend aus, pumpte aber beständig witzige und geistreiche Bemerkungen herauf.

Frau Baron war eine walzende Kugel von stattlichem Umfange mit deutlichen Spuren einstiger Schönheit; aber nun wollte es Herbst werden, und die Stoppeln verrieten es. Doch Geist, Witz und sprühende Lebhaftigkeit spannen glänzende Fäden wie fliegenden Altweibersommer dazwischen.

Mein Interesse an der Frau fing rasch Feuer, aber der

Gutsherr half es eben so rasch ausdrücken durch seine geschraubten „Bonmots“, die wie ein böser Schlucken den Mann plagten, und die Gutsfrau durch ein sprühendes Kunstfeuer, das nur das eigene liebe Ich illuminierte.

Menschen und Dinge schienen auf dem Streckbette der Großmannssucht zu liegen. Überall ein Bauschen des Kleinen auf großem Raume! Ob sich nicht unter dem schillernden Pfauenrade schmutzige Füße verstecken? mußte ich denken.

Die Langeweile wollte schon sacht ihre Fühlhörner ausstrecken, und meine Augen irrten durchs Fenster nach den bunten Wäldern, auf denen die Abendsonne verglomm, als die Thür aufging und das „Fräulein vom Berge“ herein hüpfte.

Mit ihren achtzehn Jahren, ihrem wunderholden Gesichte und ihrer Munterkeit mußte sie jedes Herz im Sturme nehmen. Sie umfaßte den Hals ihrer Mutter und sagte ihr leise und lachend etwas ins Ohr. Wenn das Lachen auch nicht gerade taktvoll war, so paßte es doch zu der elastischen Gestalt wie ein silbernes Glöcklein an den Hals eines Rehes.

Eine stille Freude über eine solche Nachbarschaft blitzte durch meine Seele, aber dann folgte ein dunkles Bangen, ob nicht dieser neue Posten mein Arbeits- und Lebensexempel stören könne.

Das Fräulein wandte sich an mich: „Haben Sie sich nun etwas eingerichtet in der neuen Wohnung?“

„Soweit es ging!“ war meine Antwort. „Ich bin ja nicht Herr im eigenen Hause. Die früheren Gutsbewohner haben — mir nichts dir nichts — die Schule bezogen und mir nur eine schmale Kammer gelassen. Da habe ich die Nägel eingeschlagen, an denen meine Uhr, meine Geige, mein Bücherbrett, mein Pestalozzi und mein Glück hangen sollen!“

„Ei, hängen ist der Tod!“ lachte sie. „Lassen Sie das Glück auf die Füße treten! Die Gegend und das Haus sind hübsch genug zum Bleiben und zum Glücklichsein, nicht?“

„Jawohl!“ erwiderte ich. „Ich finde alles wunderhübsch;

aber dies alles ist nur Rahmen; das Bild muß erst noch hinein gezeichnet werden. Glücks- und Freudenspender ist allein das Herz. Äußeres vermißt und ersetzt sich leicht, Inneres nie!"

Sie nickte stumm und ließ die Lider auf ihre großen, muntern Augen sinken. Sah das nicht aus wie ein Weh, das plötzlich diese lichten Sterne verdunkelte?

Da rasselte es wild treppauf. Die Thür flog auf und der goldlockige Gutssprößling herein. Mit Schmutz bemalte er den Teppich; die Thür ließ er weit offen; mich schien er nicht zu bemerken. „Papa, der Siegmund will meinen Bock nicht am Zaune fressen lassen. Komm doch und prügele den dummen Betteljungen durch! So komm doch nur!" Und ungestüm zerrte der Bursche an seinem Vater.

Dieser streichelte den Knaben und sagte: „Siehst Du nicht den Herrn Lehrer? Begrüße ihn doch!"

„Wen?" schielte der Bursche um sich. „Den Schullehrer? Den habe ich heute schon mehr gesehen!"

Der Vater verbiß ein glückliches Lächeln. „Nicht doch, Alex, das schickt sich nicht. Sieh mal, die Thür hast Du offen gelassen und Schmutz herein geschleppt; was soll der Herr Lehrer von Dir denken?"

„Der Schullehrer? Gar nichts soll er denken!" lachte der 8—9-jährige Bengel. „Willst Du kommen oder nicht?" Dabei sah er den Vater mit blitzenden Augen an und stampfte die Dielen, daß der Staub aus den Fugen quoll.

Nur noch schwach widerstrebend folgte der Vater. Die Mutter war nach ihrer unruhigen Art längst trällernd davon gehüpft.

Das Fräulein hatte durchs Fenster auf das Dorf und den Wald gesehen. Jetzt wandte sie sich um und sagte: „Da werden auch Haken eingeschlagen! Was wird da einst dran hangen!"

Ich seufzte, und wie Nebel legte sich's vor die Augen,

wie Krampf um das Herz. So wird der Grund im Hause gelegt, auf dem die Schule bauen soll! So wird die Lehrerarbeit von den Eltern unterstützt! Und da wundert man sich noch über erziehliche Mißerfolge? Und da klagt man, daß die Schule so wenig leiste, daß die Jugend immer schlechter werde? Nicht Erzieher ihrer Kinder wollen viele Eltern an den Lehrern haben, sondern Sündenböcke, denen sie die Vorwürfe über mißratene Erziehung aufladen können!

Der brave Vater kam wieder. „Sie müssen schon verzeihen, Herr Lehrer, daß der Bursche etwas erregt war!" sagte er. „Was sein Geist faßt, das faßt er ganz und energisch. Die Keime eines Mannes stecken in ihm. Welch' fester Wille, welche Fülle von Geist und Kraft! Es schadet nicht, wenn die Kraft auch etwas überschäumt; so war's bei allen großen Männern."

Ich sagte so freundlich wie möglich: „Ich bin immer mißtrauisch gegen Schaum. Manchmal steckt nichts dahinter, oder mit dem Schaum fließt der Geist in den Kot. Man darf die Kinder nicht zu dem Glauben kommen lassen, sie seien etwas Besonderes, sonst sind wir mit dem Erziehungsalphabet beim tz. Das Leben behandelt sie später nicht als etwas Besonderes, sondern greift die Zärtlinge oft mit dem Dornhandschuh an. Dann ist das Unglück fertig, denn es fehlt den Verwöhnten an Widerstandskraft. Zunächst gilt eine Schablone für alle: Unbedingte Unterordnung des kindlichen Wollens unter einen gereiften Willen!"

„Das giebt ja aber Sklaven und keine freien Menschen!" rief der Gutsherr.

„Die Freiheit ist ein Kind des Gehorsams, das ungebändigte Begehren aber die ärgste Sklavenfessel!" sagte ich. „Freiheit des Willens erblüht aus der Gewohnheit des Gehorsams im Bunde mit der Klarheit des Gedankens. Der Sklave wird frei, wenn er sich nicht mehr von dunklen Trieben, sondern von klaren Vorstellungen leiten läßt. Nicht der Ge-

danke, sondern der Trieb regiert die Kindheit. Der stark und wild gewordene Trieb spottet später des Gedankens, der die Zügel ergreifen will. So sehen wir bei dem klarsten Denken viele Menschen machtlos in den Fesseln der Leidenschaft. Sie haben zwar denken, aber nicht sich beherrschen gelernt. Der Trieb hat stets einen Vorsprung vor dem Gedanken, darum ist er zuerst durch Gewöhnung, nötigenfalls durch Zwang in die rechten Bahnen zu leiten."

Der Gutsherr fiel ein: „Wie soll aber der junge Mensch frei handeln lernen, wenn ihm jeder Schritt vorgeschrieben wird? Der freie Wille kann sich doch nur durch wiederholte freie Willensakte bilden! Verstand und Erfahrung werden etwaige Mißgriffe und Irrgänge schon korrigieren!

Ich antwortete: „Alles zu seiner Zeit. Zunächst ist der Erzieher des Kindes Erfahrung und Verstand. Er zügelt und leitet des Kindes Triebe, so lange diesem die Einsicht dazu fehlt. Durch Gewöhnung wird nach und nach der Erzieherwille zum eigenen Willen des Erzogenen. Aber das wäre nicht genug, und das ist's, was Sie vermeiden wollen: Der Zögling soll nicht ein bloßer Abdruck des Erziehers sein! An dem Lichte des Erziehergedankens und der Wärme des Erzieherherzens erwächst das Denken und Empfinden des Zöglings zu eigenem Leben und selbständiger Bewegung und wird nunmehr der Hauptregulator des Willens. Je mehr im Zöglinge der eigene Gedanke und das eigene Empfinden zur Klarheit und Herrschaft kommen, desto mehr tritt der Einfluß des Erziehers zurück und reift die Erziehung zur Selbsterziehung, die Abhängigkeit zur Freiheit. Unterwerfung ist die Vorstufe der Freiheit. „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein."

Es wurde noch dies und das geredet, aber es ging eine tiefe Kluft durch alles und schied hüben und drüben, so daß wir innerlich nicht froh zusammen kamen.

3. Wie ich den Tod in doppelter Gestalt sah.

„Der Trieb hat immer einen starken Vorsprung vor dem Gedanken.“ Wie oft habe ich das erfahren müssen! Ich konnte wie ein kluger Mann reden und handelte doch oft wie ein thörichtes Kind. Ein Beispiel für viele will ich erzählen. Der Herbst brachte eine lange Reihe schöner Tage bis tief in den November hinein. Wie schön erschien mir die Welt und das neue Wirken! Täglich streifte ich im Walde, suchte und fand immer neue Schönheiten. Am liebsten schlenderte ich von der Schule im Wiesenthale abwärts durch eine schmale Waldpforte, die Enge genannt, in das finstere Thal, das nach dem Nachbardorfe führte.

In der Enge lag zwischen steil aufsteigenden Waldhängen eine schmale Wiese. Auf der einen Seite war dieselbe durch einen „wilden Graben“ vom Wege getrennt und von Eschen und Weiden gesäumt, auf der andern stieß sie an den Wald mit dichtem Unterholze. Auf einer der geköpften Weiden lag ein Felsblock von 1—2 Centner Gewicht. Bei einem furchtbaren Hagelwetter am 26. Mai 1852 hatte ihn die große Flut hinauf gehoben und als Denkstein zwischen den Ästen aufgerichtet. Augenzeugen konnten diese Flut nicht grausig genug schildern. Von allen Berghängen schossen die wilden Wasser, wühlten auf, wälzten fort, trugen huckauf, was nicht wurzelfest war, und zwängten sich dann in rasendem Aufruhr durch die schmale Enge. Mit Centnerblöcken und Baumstämmen hatten die gelben Fluten wie mit Fangbällen und Stricknadeln gespielt.

Als ich eines Abends durch die Enge wandelte, bemerkte ich auf dem höchsten Ast eines Maßholders ein Rotkehlchen, das eifrig Knixe machte, sein „Zückerikik“ schmetterte und mich mit seinen treuherzigen Augen anschaute. Bald kam aus dem

Gebüsch ein zweites und drittes, und alle trieben nun lustige Kurzweil am Waldrande.

Da erwachte in mir die alte Jagdlust. Immer hatte mich der Vogelfang im Herbste leidenschaftlich erregt. Messer und Faden trug ich in der Tasche. Rasch war aus einer biegsamen Haselrute ein Sprenkel gemacht. In einem buschigen Winkel stellte ich ihn an einem Bügel auf und steckte den Beerenstrauß von schwarzen Holundern als Lockspeise neben die „Potelle,“ das Fallhölzchen, auf dem die ausgebreitete Fadenschlinge lag. Hüpfte der Vogel auf die Potelle, um die Beeren zu naschen, so fiel sie nieder, die Beinchen gerieten zwischen den Faden, der Sprenkel schnellte auseinander, und das Vögelchen war an den Sprenkel und den Bügel gefesselt; vergeblich war dann sein Hin- und Herflattern.

Weiter ging ich und vergnügte mich an dem fallenden Laube, den spielenden Lichtern und Schatten, den unruhigen Meisen, einem aufgeschreckten Hasen und einem Eichhörnchen, das mit einer Nuß im Schnäuzchen über den Weg huschte. Ich scheuchte das Tierchen mit Steinwürfen und trieb es eine Eiche hinan, die seitab von den übrigen Waldbäumen stand.

Aber wie ich auch spähte, ich konnte den roten Flüchtling auf der Eiche nicht entdecken; natürlich! denn der kluge Schelm drückte sich an die Kehrseite der Äste und des Stammes und schielte nur ab und zu von der Seite nach dem Störenfriede herunter.

Da warf ich meinen Rock ab und kletterte katzengewandt den Baum hinan. Richtig entdeckte ich das Eichhorn und trieb es nun mit lautem Zuruf und Astschütteln so lange hin und her, bis es den kühnen, schönen Schwebesprung zur Erde wagte. Just dies hatte ich sehen wollen.

Befriedigt stieg ich hinab, glührot im Gesichte und schweißtriefend. Doch wie ein kalter Wassersturz fiel's auf mich, als ich unter dem Baume drei Frauen aus dem Dorfe

stehen sah. Sie hatten Holzbündel auf dem Rücken und sahen mir verwundert zu.

„Sie sind's ja, Herr Schullehrer!" riefen sie erstaunt, als ich zur Erde sprang. „Was machen Sie denn da oben?"

„Ich übe meine alte, liebe Kletterkunst!" sagte ich ziemlich kleinlaut. „Das Klettern war immer meine Lust und kein Baum zu hoch für mich. Was man gern gethan hat, vergißt man nicht so bald. Es ist lange her, daß ich die alte Kunst nicht geübt habe!"

„Sie können's aber noch!" lachten die Frauen, ich aber schlug mich kurzab in die Büsche.

„Was werden die Weiber heute Abend alles von dem Schullehrer zu erzählen wissen, der den Eichhörnchen nachklettert!" dachte ich ärgerlich. Daß ich den Knaben das Ballspiel auf der Wiese beigebracht hatte, war schon in allen Tonarten von den Alten durchgespielt worden.

So ein einundzwanzigjähriger Schulmeister soll schon allwegs in Würde gekleidet gehen wie der Hirtenknabe David, da er des Königs Harnisch anlegte und drin auf- und abging. Immer reißt der Jugendmut Löcher in das Kleid der Würde. Den einundzwanzigjährigen Studenten schilt man darob nicht, aber den einundzwanzigjährigen Schulmeister nimmt man scharf unter die Schere. Und es muß sein! Der Natur muß Gewalt geschehen, damit Würde und Pflicht des Amtes nicht zuschanden werden.

Als ich heimging, sah ich nach meinem Sprenkel, aber er stand noch unberührt. Das Zückerikik der Rotkehlchen klang noch durch den halbentblätterten Wald; ab und zu flog eins der lieblichen Tierchen heraus und hüpfte mit eiligen Sprüngen über die Wiese; eins saß mit aufgeblähetem Kropfe und hängenden Flügeln auf einem sperrigen Aste und sang sein schönes Abendlied. Morgen früh wollte ich wieder nach dem Sprenkel sehen.

Abends konnte ich im Bett keine Ruhe finden. Der kranke Knabe in der Nebenkammer ächzte und stöhnte so unheimlich, daß mir's das Herz zerschnitt. Ich stand wieder auf und setzte mich in der Stube zu dem würdevollen Hönnicke, der sich die Nachtwache durch einige „Slückchen" erleichterte. Die würdige Gattin hatte sich auf kurze Zeit niedergelegt.

Wir redeten halblaut dies und das und horchten dabei auf den Knaben, dessen kranke Lungen mit lautem Geräusch arbeiteten. Mehrmals ging ich mit der Lampe an sein Bett, gab ihm zu trinken, wischte ihm den kalten Schweiß aus dem Gesichte und streichelte ihn. Er öffnete dann müde die Augen, blickte mich erst fremd und geisterhaft an, erkannte mich dann und versuchte zu lächeln und meine Hände zu streicheln. Eine Klage kam nicht über seine Lippen. Stille Ergebung lag in seinen Augen, und nur wenn man ihm eine Freundlichkeit erwies, flog ein lichter Schein von Dankbarkeit hindurch.

„Es geht zu Ende! Dies ist seine letzte Nacht!" flüsterte ich Hönnicke zu. Dieser zuckte die Achseln und sagte: „Die Kinder tragen von ihrem Vater alle den Keim der Schwindsucht in sich. Es ist ein Erbübel der Familie, und über 40 Jahre wird selten ein Glied derselben alt."

Gegen Mitternacht hörten wir plötzlich ein lautes Röcheln und Rasseln in dem Krankenzimmer, als ob eine Kette zerrisse, und draußen in der Linde kreischte gleichzeitig eine Eule grell auf. Wir fuhren beide zusammen, und Hönnicke's glattes Haar sträubte sich. Mit angehaltenem Atem horchten wir. Da klang es wie ein langgezogenes Seufzen, dann wurde es still, ganz still.

Wir wagten kaum zu atmen. Endlich nahm ich die Lampe und sagte: „Kommen Sie; da ist etwas vorgegangen!" Aber Hönnicke rührte sich nicht und starrte nur mit verlornen Blicken nach der Kammer. Ich ging allein hinein, näherte mich dem Bette und ließ das Lampenlicht auf den Knaben fallen. Er war tot. Der Friede des Todes

hatte sein Antlitz geglättet und verschönt. Nur ein leichter Schmerzenszug lag um Mund und Augen. Ich winkte Hönnicke herbei; nur zögernd, fast furchtsam kam er. Erschüttert standen wir an dem Totenbette. Die Majestät des Todes und die feierliche Stille der Mitternacht ließen uns verstummen. Wortlos falteten sich die Hände, und heimlich stahlen sich einige Thränen die Wangen hinab.

Nun wurde die Mutter geweckt. Sie erging sich in lauten, wortreichen Klagen, bejammerte ihr Geschick, fragte Gott vielmal, womit sie das verdient habe, und pries den guten Charakter des heimgegangenen Kindes.

Auch die Geschwister wurden munter, standen in stummer Scheu von ferne und beweinten den toten Bruder.

Und nun folgten all die traurigen Geschäfte, die den Tod eines Familiengliedes begleiten. Ich nahm an Schmerz und Unruhe redlich Anteil. Hatten sich die Leute mir auch aufgedrängt, so grollte ich ihnen doch nicht und nahm ihre Hausgenossenschaft wie eine unabänderliche Thatsache hin. Sie verbrannten mein Holz und benutzten meine Sachen, ich dagegen aß mit ihnen an einem Tische und arbeitete bei ihrer Lampe. Den heimgegangenen Knaben, der so ergeben seine Schmerzen trug und so dankbar für jede Freundlichkeit war, hatte ich herzlich lieb gewonnen.

Über seinen Tod hatte ich meinen Sprenkel im Walde und meine Rotkehlchen vergessen. Plötzlich dachte ich daran, und ein heiß Erschrecken fuhr mir ins Herz. Sogleich griff ich nach Stock und Hut und eilte in den Wald. Der Bügel und der Beerenstrauß standen noch, aber der Sprenkel war verschwunden.

Ich trat näher und schlug entsetzt die Hände vors Gesicht. „Mein Gott, was habe ich gethan!“ stöhnte ich aus tiefster Brust. Ich hob den niedergefallenen Sprenkel auf. Drin hing ein totes Rotkehlchen mit ausgerenktem Beinchen; wie vorwurfsvoll blickten mich die gläsernen, gebrochenen Äuglein an.

Wie mochte das Tierchen in seiner Todesangst mit der grausamen Falle an den Beinen auf- und abgeflattert sein! Wie mochte es sich stunden- und tagelang abgequält haben! Wie mochten Schmerzen, Hunger und vergebliche Befreiungsversuche endlich langsam die Kräfte erschöpft haben! Wie lange mochte der Tod gezögert haben, ehe er als Befreier zu dem Opfer meines Leichtsinns gekommen war!

Reue zerriß mein Herz; Thränen schossen mir in die Augen, und wild fuhr ich in mein Haar. „Ein Mörder, ein Mörder bist Du!" schrie es in mir. Ich verachtete und haßte mich selbst. „Wer so mutwillig ein Leben opfert, wie kann der ein „Pfleger des Lebens" sein?" rief es immer und immer wieder in mir.

Doch unsere Irrtümer und Sünden erziehen uns besser als unsere guten Thaten. Das grausam geopferte Vöglein ist mir ein Prediger der Barmherzigkeit geworden. Es hat mir jede Form der Tierquälerei verleidet und mir Achtsamkeit, Demut und Milde gepredigt. Wenn ich leichtfertig zufahren oder hart und hochmütig auffahren wollte, da sah ich das tote Vöglein mit den gebrochenen Augen, dem ausgerenkten Beinchen und den gesträubten und umhergestäubten Federn, — und dahin sanken Härte und Hochmut. „Ich schlug an meine Brust — und kehrte wieder um."

4. Wie ich eine berühmte Frau kennen lernte und allerlei wunderliche Dinge sah und hörte.

Jeder Winkel hat seine Größen; im Lande der Blinden ist ja der Eingäugige König. Aber eine wirkliche Berühmtheit, auch für die Welt draußen, hatte ich in Schwenda nicht erwartet. Ich sollte es erfahren.

Die neue Gutsherrschaft hatte neues Leben in das stille Dörflein gebracht. Von dem Berge stiegen oft Fremde in die

Thalschlucht nieder, und nicht selten rollten Kutschen durch das Dorf nach dem Gute. Dort war manchmal ein Kommen und Gehen, Summen und Brummen wie in einem Wespenschwarme. Der Postbote brachte oft ganze Ladungen von Briefen, Paketen und Kistchen.

Einmal war ich dabei, wie die „Gnädige" sich durch die Postsendung arbeitete. Sie nahm eins der saubern Kistlein, brach das Siegel, löste den Bindfaden, hob den Deckel und wühlte zunächst nach einem Briefe. Endlich fand sie ihn. Flink zerriß sie den Umschlag und erlöste einen oder mehrere Gefangene, die darin schmachteten. Es waren farbige Bildchen, meist mit einer fünf oder zehn darauf. Sie warfen einen freundlichen Wiederschein auf das Antlitz der Befreierin. Dann löste sie aus sorgsamer Umhüllung ein Fläschlein mit gelber oder brauner Flüssigkeit, schüttelte und beschaute es und stellte es dann zu andern auf das Fensterbrett. Da standen in Reih und Glied wie Soldaten oft ein Dutzend solcher Fläschchen, ließen sich von der Sonne bescheinen und warteten, bis die Hand der Gnädigen sie bewegte und ihr Auge sie beschaute.

Ich hatte ein Buch in der Hand, schaute aber darüber hinweg dem Dinge mit Verwunderung zu. Endlich waren alle Kästlein leer. Die Gutsfrau wandte sich lächelnd zu mir, deutete mit der einen Hand auf die braunen Flaschen, mit der andern auf die zerknitterten Bankscheine und sagte: „Sehen Sie, das da sind die Klagelieder, dies hier die Danklieder meiner Kranken!"

„Ihrer Kranken? Wer ist denn krank?" fragte ich unschuldig.

Da traf ich's aber schön. „Das wissen Sie nicht? Davon haben Sie noch nichts gehört?" fuhr die große Frau auf. „Wissen Sie nicht, daß die halbe Welt bei mir Rat und Hilfe sucht, wenn die gelehrten Doktoren mit ihrer Weisheit am Ende sind? Wissen Sie nicht, daß mich viele den guten

Engel der Kranken nennen, daß ich schon hunderte geheilt habe?"

„Verzeihen Sie, nein! Das wußte ich nicht!" sagte ich ganz erschrocken.

„Das könnte ich Ihnen fast übel nehmen!" fuhr sie fort. „Mein Name und mein Wirken gehört der Welt. Was wissen Sie freilich in Ihrem zugeriegelten Seminare von der Welt!"

„Ja freilich!" seufzte ich. „Wollen Sie mich aber nicht aus meiner Unwissenheit ziehen und den Schlüssel zu Ihrem Geheimnis so ein ganz klein wenig umdrehen?"

„Nun so sehen Sie her!" sagte die berühmte Frau. „Diese Gläser enthalten eine gewisse Flüssigkeit, in der sich die Krankheitsstoffe des Körpers abgelagert haben. Ich beschaue das Wasser und lese daraus untrüglich alle Krankheiten. Diese Flaschen sind meine Bücher der Weisheit. Daß ich darin lesen, sicher lesen kann, ist mein Geheimnis. Habe ich die Krankheit erkannt', so bin ich um das Heilmittel nie verlegen. Es steht so klar in meiner Seele wie die Krankheit in dem Urin. Die Mittel bereite ich entweder selbst und schicke sie den Kranken in Flaschen zu, oder ich schreibe nur die Rezepte auf. Meine Mittel sind einfach und der Gesundheit nicht schädlich wie so viele ärztliche Mixturen. Manches arme, kranke Wurm, das die Ärzte verpfuscht hatten mit ihren Giften, habe ich wieder zurecht gebracht. Eine Forderung für meine Mühe stelle ich nie. Da sehen Sie aber den freiwilligen Dank!"

„Wie haben Sie diese Kunst gelernt?" fragte ich erstaunt.

„Durch göttliche Eingebung!" sagte sie feierlich. „Menschen wollten mich unterdrücken, Gott hat mir geholfen. Die Polizei hat alles gethan, um den Geist zu dämpfen; ich habe viele Strafgelder zahlen, ja ins Gefängnis wandern müssen, aber mein Mut blieb ungebeugt, ja immer mehr wuchs meine Freudigkeit wie bei den Aposteln, und immer mehr Kranke strömten mir zu. Im verflossenen Sommer haben gegen tausend

Menschen mein Bad besucht. Aus den Einnahmen habe ich dies Gut gekauft. Ich hoffe nach und nach alle Bauerngüter des Dorfes zu einer großen Herrschaft zusammen zu kaufen."

Ich schlug meine Hände zusammen und starrte wortlos auf den Äskulap im Weiberrocke. Sie weidete sich lächelnd an meinem Erstaunen und plauderte gar vertraut mit mir weiter. Allerlei Bilder aus der großen Welt und allerlei Zukunftsschlösser malte sie mit Meisterschaft. Humor und Ernst, Gassenhauer und Dichter mußten die Farben herleihen.

Eine ungewöhnliche Frau war sie zweifellos, aber auch eine sehr wunderliche. Allerlei Merkzeichen eines bedeutenden Geistes kamen zum Vorschein, aber eines Geistes, der gar zu leicht die Herrschaft über sich selbst verlor und dann zischend und springend unter seine Umgebung fuhr. Das glühte und sprühte, kugelte und hüpfte hin und her, Zunge und Beine in beständigem Wettlaufe. Konsequenz fehlte in ihrem Wörterbuche, und Beständigkeit wurde in ihrer Apotheke nicht gekocht. Im Strudel ihrer Befehle und Wünsche blieb die Hälfte ungethan. Nach fünf Minuten wußte sie meist nicht mehr drum, weil sie nur sprungweise dachte und nur vom Augenblick sich beherrschen ließ.

Entdeckte sie aber zufällig, daß ein Befehl nicht ausgeführt worden war, oder meinte sie das nur, dann prasselte ein schonungsloser Hagel auf das „pflichtvergessene Gesindel" herab. Zu meinem Schmerz wurde ich so Augen- und Ohrenzeuge, wie sie ihrem lahmen Töchterlein, der sanften Ida, bitter unrecht that. Das Kind büßte einen Ungehorsam, um den es gar nicht wußte. Und ich selbst gab harmlos den Anlaß dazu.

Ich bemerkte im Garten noch einige Sämereien auf den Stielen und äußerte gegen die „gnädige Frau": „Es wird Zeit zum Sammeln! Wenn Sie nicht zugreifen, so thun's die Meisen und der Wind." Die Gutsherrin fuhr wie eine

Rakete auf Ida: „Dir hab' ich's geheißen!" Das Kind sagte: „Aber Mama, ich weiß wirklich nichts davon; verzeih, ich will's gleich nachholen!"

Doch vergebens! „Du bist allerwegs der Besonderhab; ich will Gehorsam!" und damit schlug sie ohne Besinnen auf das Kind los.

„So erzieht man nicht zu Gehorsam und Liebe!" dachte ich traurig.

Niemals habe ich eine tiefere Beschämung in einem Kindesantlitz gesehen. Keine Thräne floß, aber eine Art Entsetzen starrte aus den Augen und den bleichen Zügen. Noch am nächsten Tage war das Mädchen scheu und beklommen.

Rohe Strafen bedrohen das Gemüt mit Erblindung wie Schmutz und Dampf das Glas. Eine Strafe in Gegenwart Dritter verdoppelt die Wucht. Bei Mädchen insonderheit muß die körperliche Züchtigung eine frühe Grenze haben.

Es giebt ein einfaches Mittel, die Kinder zum Gehorsam zu nötigen. Man gewöhnt sie frühzeitig, befiehlt wenig aber bestimmt und überwacht stets und genau die Ausführung. Nur dann wird das Kind ungehorsam, wenn es ein paar mal um die Befehle herumgekommen ist, und wenn es hoffen darf, wieder zu entschlüpfen. Steht das Gebot wie eine eherne Mauer und der Gebieter wie ein allwissender Wächter vor ihm, dann wagt sich der Ungehorsam gar nicht hervor.

Man soll auch in kindlichen Verfehlungen nicht gleich Trotz und Böswillen sehen. Gemeinhin sind Leichtsinn und Vergeßlichkeit die Quellen der Kindermissethaten.

Mit der armen Ida hatte ich ein rechtes Erbarmen. Jedes im Hause suchte seine üble Laune auf ihr abzuladen. Sie trug das ohne Klage, und nur ihr sanftes Auge sprach. In einem Hause, wo alles dem Scheine diente, wo Schönheit, Reichtum und Ehre als irdische Dreieinigkeit gepriesen wurden, da mußte das stille, unschöne Kind freilich Aschenbrödel sein.

Nur der Gutsherr hielt seine Hand darüber und rühmte des Mädchens Klugheit.

Mir stand der bescheidene Sinn und das sinnige Gemüt weit höher als die Klugheit. In der Schule leistete sie zwar nicht gerade viel, ja im Auswendiglernen blieb sie hinter mäßigen Forderungen zurück, aber ihre sinnige Teilnahme erfreute das Herz.

Am 6. November, dem Tage von Lützen, nahm ich das Lieblingslied Gustav Adolfs „Verzage nicht, o Häuflein klein" zum Wegweiser für eine Wanderung in längstvergangene Zeiten. Die Kinder folgten mit leuchtenden Augen den Zügen des Schwedenkönigs. Das Beispiel seines Mutes und seiner Frömmigkeit fiel wie ein Morgentau auf ihr religiöses Empfinden. Die historische Grundlage giebt dem Unterrichte Leben und Fruchtbarkeit. Ein Vorbild wirkt ganz anders als ein Dogma. Und als nun der König, zerstampft von Rosseshufen, den letzten Seufzer verhauchte, da ward manche Wange wachsgelb und manches Auge wie eine regenschwere Wolke.

Und als nun die Königin die entstellte Leiche erkannte und weinend umfaßte, da löste sich bei einzelnen Mädchen die innere Bewegung in Thränen auf.

In der Zwischenstunde gab mir Ida eine weiße Theerose und sagte: „Ach, halten Sie doch recht oft solche Religionsstunden!"

Ich nickte und ließ es hin sein, daß sie die Geschichte mit der Religion verwechselte. Aber eine Wahrheit nahm ich mir zu Herzen. Die religiöse Unterweisung und Erbauung der Kinder ist nur auf historischer Basis zu suchen!

Ich glaube, wir rupfen dem Religionsunterricht zu häufig die historischen Federn aus, so daß er kahl und reizlos wird. Der Gedanke war zwar in G o t t vor der That, aber in der M e n s c h h e i t stellt er sich ursprünglich nur als G e s c h i c h t e in Thaten dar, und nur in dieser plastischen Form vererbt er sich wirksam in der Kindheit.

In der That, d. h. in der Geschichte und dem vorgelebten Beispiele, haben wir den Feuerherd, an dem sich die Thatkraft aufs neue entzündet. Die Geschichte ist plastischer, in That übersetzter Gedanke. In dieser Gestalt allein packt er die Kinder und wird zum Mutterei des eignen Denkens, Empfindens und Lebens. In der feinen Form allgemeiner Lehrsätze und mühsamer Dogmenzerfaserung flattert er um Kopf und Herz der Kinder wie die Raben um den Kyffhäuser, aber — der Kaiser schläft weiter. —

5. Wie ich neue Würden und Bürden, Titel und Mittel gewann.

Der Winter zauderte 1855 lange, ehe er die Herrschaft antrat, dann aber rückte er in schwerer Schnee- und Eisrüstung an. Unser Dörflein begrub er fast in seiner Thalschlucht, umzog es mit Schneewällen und versperrte uns sogar den Kirchweg. Seit Jahren verlebte ich den ersten Sonntag ohne Gottesdienst. Er gefiel mir aber so wenig wie eine Stube ohne Ofen.

„Sitzt man oft und lange so in der Schneegrube?“ fragte ich Frau Hönnicke.

„O ja! manchmal dauert das monatelang!“ war die Antwort.

„Monatelang ohne Kirche und Gottesdienst? Das ist ja traurig!“ sagte ich.

„Ja freilich! aber man wird alles gewohnt!“ meinte die Metropolitantochter.

„Wollen Sie nicht manchmal Kirche halten?“ fuhr sie fort. „Einer ihrer Vorgänger that es bei schlechtem Wetter, und die Leute kamen gern. Es war doch eine Abwechselung!“

„Gewiß will ich das, und mit Freuden! Mir ist's ein Bedürfnis und vielleicht auch manchem in der Gemeinde. Der

Pfarrer stimmt sicher zu!“ rief ich lebhaft. Die Woche hindurch bereitete ich sorgsam alles vor und ließ am Sonnabend jung und alt durch die Kinder zum Gottesdienste in der Schule einladen.

Vier Männer trugen mein Pianoforte in die Schule, und Frau Hönnicke verwandelte den Tisch in einen hübschen Altar. Alle Räume füllten sich mit „Kirchgängern“, und sogar die freien Gänge zwischen den Schulbänken standen voll Leute.

Die Kinder sangen die neu eingeübte Liturgie schön und ergreifend, und auch der Gemeindegesang mit Pianofortebegleitung klang gut. Meine erbauliche Ansprache, die ich mit großem Fleiße ausgearbeitet hatte, hielt ich mit bewegter Stimme und großer Herzensteilnahme. Eine biblische Grundlage, eigene Herzenserfahrungen und erbauliche Beispiele bildeten ihren Inhalt. War meine „Predigt“ auch nur zum kleinen Teile mein geistiges, so war sie doch ganz mein Herzenseigentum. Meine fühlbare Wärme und die Neuheit der Sache waren wohl auch die Gründe, daß die Ansprache sichtlich einschlug. Aus allen Augen las ich Dank und Freude; sogar Thränen sah ich blinken.

Draußen warteten einige würdige Männer und baten mich dringend, solche Gottesdienste regelmäßig zu halten. Wie gern sagte ich zu!

Auch der Gutsherr und seine Tochter Ella hatten der Andacht beigewohnt. Ich wurde herzlich begrüßt und zum Mittagsmahle eingeladen. Dabei mußte ich von Herrn Baron manches Lob hören.

Warum freute mich nur das Lob an dem Tage nicht recht? Warum war mir's, als ob die stille Freude des Herzens durch die faden Lobsprüche entweiht würde? Man mag Hand-, Fuß- und Mundleistungen loben, Herzensleistungen aber soll man ungelobt lassen. Die Liebe will durch Liebe, die Begeisterung durch Einverständnis belohnt sein. Für das, was mein Herz thut, will ich nicht gelobt, nur geliebt sein. Das fühlte Fräulein Ella; sie sagte kein Wort, sah mich aber zu-

weilen mit ihren großen Augen sinnend an und reichte mir aufmerksam dies und das von guten Dingen.

Bei Tische wurde viel von Gott und Frömmigkeit gesprochen. Ich war erfreut über die „strenge Richtung" des Gutsherrn, aber doch fühlte ich dunkel eine hohe Mauer zwischen seinem und meinem Gott, seinem und meinem Glauben.

Herr Baron rechnete sich zu den Frommen im Lande; das gehörte übrigens in jenen Jahren zum guten Tone in den höheren Kreisen. Auf dem Nipptisch lag eine Bibel in Goldschnitt, und einmal fand ich ihn auch darin lesen. Bei erträglichem Wetter führte ihn sein Kaleschlein allsonntäglich in den Herrenstand der Pfarrkirche. Zu einer dogmatischen Diskussion war er immer bereit, und nach der Kirchlichkeit maß er gern die Brauchbarkeit seiner Leute.

Im Laufe des Tischgesprächs meinte er: „In einem Stück bin ich anderer Meinung als Sie. Ihr Gottesbegriff wird nie von einem Bauern verstanden werden. Sie sagten etwa: Alles ist der Gott in uns. In ihm leben, weben und sind wir. Nur Gott im Herzen hilft mir etwas, denn nur so kann er Sinn und Wandel heiligen, nicht wenn er sonnenhoch über uns thront. Die innere Gemeinschaft mit ihm ist Leben und Glück, die Verleugnung des Gottes in uns und der Abfall von ihm ist Sünde, die Rückkehr zu ihm Sühne und Vergebung. Was hilft diese Philosophie einem schlichten Bauern? Der braucht einen Gott, der himmelhoch über ihm steht und dessen Thron von Strahlenglanz umflossen ist, der jede Ungerechtigkeit in seine Bücher einzeichnet, der eifrig über die Erfüllung aller Gebote wacht, der in alle menschlichen Händel als Schiedsrichter eingreift, der durch Lohn und Strafe alles ins rechte Geleise bringt, der mit einem Dornenstecken jedem auf den Hacken sitzt, kurz, den sie fürchten, fürchten!"

Ich seufzte und schüttelte den Kopf. „Warum soll der Gott der Bauern ein anderer sein als der unsere? Das Menschenherz hat überall die gleichen Bedürfnisse. Manches

wird von schlichten Leuten nicht verstanden, aber doch empfunden. Auf den Gottesbegriff kommt zudem wenig an, alles aber auf das Gefühl der Gottesnähe. Die meisten Menschen rücken den Thron des ewigen Gottes zu hoch hinauf, um nicht durch seine Nähe und Gemeinschaft belästigt zu werden. Und der Gottesbegriff in den Köpfen? Der gleicht einem Kaleidoskop; er sieht aus, wie man schüttelt und guckt. Wenn ich mir den Höchsten menschlich vorstellen könnte, so würde ich wohl auf seinem Antlitz ein Lächeln sehen über die Bildschnitzer von närrischen Menschen, die in ihren beschränkten Köpfen den unendlichen Geist sich menschlich zurechtstutzen. Wie der Mensch denkt, fühlt, sich gebärdet, so denkt, fühlt und gebärdet sich sein Gott. Nach seinem Bilde schafft jeder seinen Gott! Die Heiden formen sich ihre Götzen mit den Händen, wir mit den Gedanken. Die Köpfe verzerren und verderben das Gottesbild und verlieren darüber die heiligende Gotteskraft, aber reine, kindliche Herzen ahnen und fühlen den warmen Lebenshauch des Ewigen, sind sich seiner Gegenwart stets bewußt und richten sich nach ihm, als ob ein Freund sie an der Hand führte. Was Sie von der Furcht vor dem Unnahbaren fordern, das erwarte ich von der Liebe zu dem Ewignahen."

Noch mancherlei wurde geredet, ohne daß die Herzen den rechten, verwandten Ton fanden. Leider schien der Gutsherr den Gottesbegriff mehr im Kopfe als im Herzen zu tragen. Er wollte ihn mit biblischen Farben gemalt haben. Ob nicht aber auch schon die Bibel in seinen Farbentopf getaucht und das Gottesbild die Farben seines Topfes — oder Kopfes — angenommen hatte? Allerlei sonderbare Züge des Gottesbildes kamen zutage, zu schweigen von denen, die noch unter dem Pinsel blieben!

Und dort schaukelte sich über dem Piano in schönem Einbande der Shakespeare! Ich fand darin beim ersten Besuche eine gute Firma für das ganze Haus. Sie hatte ge-

logen. Wie oft sind heutzutage die Werke großer Geister nur Wandtapeten für die kleinen, um darunter Plattheit und Armut zu verstecken! Der Einband freilich lugte sehr jungfräulich, darin war wenigstens Wahrheit. —

Der Winter hielt seinen Arm steif und streng über die Erde. Durch die Schneemassen bahnten sich nach und nach die Schlitten glatte Wege, und Schellengeläut erscholl auch in unserem Dörflein.

An einem Sonntage gab die neue Gutsherrschaft ein großes Essen. Die Hochmögenden der Gegend waren dazu eingeladen. Auch ich sollte dabei sein. Ein Schlitten nach dem andern fuhr auf den Hof, und alle Tische wurden voll. Nur einzelne Gutsbesitzer und Beamte, die sich für etwas Besonderes, Frau Baron aber nur für eine glückliche „Kurpfuscherin", ja für schlimmeres hielten, hatten kühl abgesagt. Das wurmte die Gutsfrau. Ohne Hülle schüttete sie ihren Verdruß aus: „Was sind die mehr als ich? Mich hat Gott geadelt! Ich hoffe allen noch den Rang abzulaufen!" prahlte sie.

Essen und Trinken lösten die peinliche Spannung. Mangel war an keinem. Zum erstenmal trank ich Champagner, und glücklich wähnte ich alle, die solch ein Getränk kaufen und trinken konnten.

Die Stimmung der Gäste wurde immer heiterer; ein Toast trat den andern auf die Fersen. Die Frau „Baronin" bezauberte alle durch ihre Liebenswürdigkeit. Selbst ihre Prahlereien klangen in dem Weindufte so natürlich, daß ihr niemand darob grollte.

Der Schaumwein löste manche Zunge und erleuchtete manches Gehirn, so daß große Worte gelassen gesprochen und auch die Wunderfrau mit einem Regen von Schmeicheleien begossen wurde. Besonders stark trieb es ein stattlicher Förster, der, als früherer Leibjäger eines Fürsten, sich auf Hofton ge-

stimmt hatte. Er warf der „Gnädigen“ so dickstämmige Schmeicheleien ins Gesicht, daß sie eigentlich hätte zurückprallen müssen; aber sie erlitt es geduldig.

Der Mann war überhaupt ein Lügengenie. Mit ernster Miene und dem überzeugenden Tone der Wahrheit erzählte er dem kleingläubigen „Leutnant vom Berg“, daß er jüngst einen Irrwisch geschossen, der 14 Pfund Fett gehabt habe. Mir entwickelte er den Plan zu einem Gewächshause, das sich in meinem Garten durch künstliche Reibung von zwei darunter liegenden, beweglichen Felsschichten selbst heizen würde. Einem dritten setzte er wissenschaftlich auseinander, wie er nach langen, schwierigen Versuchen dem Problem auf der Spur sei, die Sommerwärme in undurchdringlichen Säcken zu fixieren und dann im Winter nutzbar zu machen. Einem vierten beschrieb er seine künstliche Fischzucht, wie er nämlich den Karpfen in seinem Teiche Kaviareier untergelegt und eine wunderbare Fischart gezüchtet habe. Auch sei es ihm endlich unter großen Kosten gelungen, aus Kiel ein Sardellenhengstchen zu beziehen. So ging das fort. Als ich ein Lächeln nicht verbeißen konnte, da riß er seine Augen tellergroß auf, zog das Gesicht voll Würdefalten und sagte: „Herr, ich will nicht hoffen —!“ „Nein, hoffen Sie nichts!“ lachte ich erheitert.

Inzwischen hatte sich die „Gnädige“ zu dem Pfarrer des Kirchspiels und zu mir gesetzt. Sie schwatzte mit uns von allerlei und noch einigem, auch von den schwierigen Kirchwegen.

„Ich gehe gern zur Kirche!“ sagte sie. „Habe ich doch erfahren, daß an Gottes Segen alles gelegen ist. Ich denke später hier eine Kapelle zu bauen. Schulde ich doch Gott einen besonderen Dank für meine ungeahnten Erfolge! Den Riß dazu habe ich bereits machen lassen; ein Baumeister, der im Bade war, hat ihn entworfen.“

Sie holte den Plan und ließ ihn bewundern.

„Hier ist das Erbbegräbnis!“ sagte sie, auf den Bauriß deutend. „Da will ich einst von meinen Kämpfen und Siegen ausruhen. Und die Meinen sollen auch im Tode bei mir sein. Auch in der dunkeln Kammer will ich ihr lichter Genius bleiben.“

Ich war ganz begeistert von diesen Plänen, der Pfarrer aber hustete verlegen, zerkaute die Zigarre und drehte sie hin und her. Endlich sagte er: „Das ist ja ganz schön; aber woher nehmen Sie den Pfarrer?“

„Für gewöhnlich wird hier der Herr Lehrer Ihr Vikar sein!“ sagte sie. „Er hält jetzt schon gar schöne Gottesdienste in der Schule. Aber die Bänke sind mir zu eng; die Stimmung ist mir zu schuldunstig, und der Gedanke an gewisse kleine Kriechtiere, die auf den Bänken Nahrung und Obdach suchen könnten, stört mir die Andacht. Das wird in der Kapelle ganz anders werden. Natürlich wird der Herr Lehrer von mir als mein „Kapellan“ auch besoldet werden. Zunächst habe ich 50 Thaler für ihn in Ansatz gebracht!“

Ich wollte Einsprache erheben, aber sie legte mir freundlich ihre weiche Hand auf den Mund. Dann wandte sie sich zu dem Pfarrer und sagte: „Bei einem anständigen Gehaltszuschuß werden Sie doch gewiß jeden Monat 1—2 mal hier Gottesdienst halten? Ich werde zu dem Zwecke schon ein entsprechendes Kapital festlegen!“

Der Pfarrer kaute energisch weiter an der Zigarre, wollte etwas antworten, zog es aber vor, die Antwort mit einem tüchtigen Schluck Wein hinab zu spülen. Die andern Gäste aber sangen der milden Kirchenstifterin ein lautes Preislied.

Zu mir wandte sie sich abermals. „Meine Ella möchte gern Klavier- und Gesangstunde bei Ihnen haben; was meinen Sie dazu?“

Ich erschrak und wurde rot. Meine Augen und meine Gedanken gingen schon viel zu oft nach dem schönen Mädchen, und nun gar Klavierunterricht? —

„Das vermag ich nicht!“ sagte ich nach kurzem Kampfe.

„Warum nicht?“ fragte sie verwundert. „Sie spielen und singen doch ganz hübsch!“

„Aber ich gebe einen schlechten Unterricht!“ behauptete ich. „Fräulein Ella würde die letzte sein, die ich mit meinem Ungeschick martern möchte, und die sich das geduldig gefallen ließe!“

„Ja, fortlaufen würde sie Ihnen manchmal!“ fuhr Frau Baron lachend fort. „Sie hat nie viel vom Lernen gehalten. Allzu schulmeisterlich dürfen Sie die Sache nicht treiben. Versuchen wenigstens müssen Sie es einmal; da läßt sie Ihnen keine Ruhe!“

„Und nun habe ich noch einen andern Vorschlag!“ fuhr Frau Baron fort. „Ich möchte Sie enger an unser Haus fesseln. Außerdem jammert mich Ihre Lage. In Ihrer Gutherzigkeit haben Sie die Hönnickes in der Schule behalten und müssen nun den Kelch bis auf den Boden austrinken. Erst ist der Knabe gestorben, und nun liegt der Mann selbst am Nervenfieber in Ihrer Wohnstube. Sie können und dürfen nicht länger mit dem Kranken in einem Zimmer bleiben. Kommen Sie zu uns und werden Sie unser Hausgenosse! Geben Sie den beiden Kleinen Privatunterricht und werden Sie abends zuweilen unser Vorleser! Ich sichere Ihnen dafür außer freiem Unterhalte jährlich 100 Thaler Gehalt zu.“

Ich starrte sie fast erschrocken an. „Es ist mein Ernst!“ nickte sie lächelnd und hielt mir die Hand hin! „Schlagen Sie nur ein!“

„Wie gern,“ erwiderte ich zögernd, „wenn Sie die 100 Thaler streichen wollten! Wie kann ich für die paar Privatstunden mehr nehmen, als mein ganzes Gehalt beträgt? Sie dürfen Ihre Güte nicht so weit ausdehnen, daß sie mich bedrückt und ängstigt!“

„I was drücken und ängstigen!“ rief die sonderbare Frau. „Mich freut das Geben, wie kann Sie das Nehmen ängstigen!“

Ich beharrte indessen bei meinem Widerstande und wehrte mit Hand und Fuß, Mund und Auge ab. Aber ich wurde überwältigt, niedergeworfen und geknebelt, denn die Gäste fielen mit großem Gestürm von allen Seiten über mich her und zwangen mich endlich zur Annahme. Feierlich wurde ich als Hauslehrer und Vorleser installiert; reichlich wurde die neue Pflanzung mit Wein begossen und mit allen Gläsern eingeläutet.

Spät in der Nacht bei hellem Mondenschein brachen endlich die Gäste auf. Mancher versuchte erst, ehe er sich in den Schlitten setzte, wie sich's im Schnee läge. Andere wurden von den Dielen, die sie mit ihren Betten verwechselt hatten, aufgehoben und schlafend in den Schlitten getragen.

Die letzten Rufe und das letzte Schellengeläut verhallten in der Ferne, als ich endlich mein Bett in der kalten Kammer fand. Wie ein Traum wirbelten die Ereignisse des Abends durch meinen Kopf. „Das Geld nehme ich sicher nicht! Das Geld nehme ich nicht!" Dabei blieb ich. Und ich habe meinen Vorsatz gehalten, aber schwer ist mir's nicht geworden, denn — niemals ist mir ein Pfennig Honorar angeboten worden! Hauslehrer, Vorleser und Tischgenosse auf dem Gute bin ich aber geworden.

7. Wie ein verlorner Sohn umkehren wollte.

Der älteste Sohn der Frau Baron war ein Taugenichts. Er hieß eigentlich Hans; der witzige Gutsherr hatte ihn aber Hinz genannt und war nicht wenig stolz auf diese Lesefrucht aus „Reineke Fuchs". Der Name paßte nicht übel zu dem Burschen, denn bald schnurrte er vergnüglich, bald fauchte und kratzte er; bald lag er mit halboffenen Augen und einer kurzen Pfeife behaglich im Lehnstuhl neben dem Ofen, rauchte und

wärmte sich, bald strich er mit gebogenem Buckel und schielenden Augen durch das Haus.

Hinz war eigentlich Müller, als Sohn einer berühmten Mutter aber durfte er nicht länger Mahlgut holen und Säcke schleppen; er quittierte also den Müllerdienst und machte sich als Ökonomiker auf dem Gute überlästig.

Sein Gesicht glich einem verdrückten Hute und sein Charakter einer Nesselhecke, in die man Scherben und zerbrochene Gläser wirft. In der Schule hatte er nichts gelernt, als Mühlknappe aber bei einem tollen Ritte die Nase zerbrochen; sie stand darum windschief. Er schnaubte im Hause umher wie ein Werwolf und schnauzte Vieh und Menschen gröblich an, aber niemand gab viel auf ihn, nicht einmal die Hunde, die er zuweilen jämmerlich trat und hieb.

Nach jedem Ärger suchte er Frieden und Würde im Glase, es wurde aber danach schlimmer als zuvor.

Ohne Wortgeplänkel zwischen Mutter und Sohn verging selten ein Tag; auch einzelne scharfe Pfeile flogen hinüber und herüber. Einmal aber waren sie mehr als scharf und spitz, sie waren giftgetränkt.

Aus einem fernen Städtchen war eine erhebliche Rechnung für Hinz eingelaufen. Das war nichts Neues, denn der Herr Hans machte öfter Kunstreisen in die Wirtshäuser fern und nah; aber die Mutter war das alte Liedlein überdrüssig.

„Verlüderter Strolch!“ fuhr sie ihn an. „Da ist wieder eine Saufrechnung! Da! Bezahl sie selbst, ich bin's müde!“

Damit schleuderte sie den Wisch in Hinzens Gesicht. „Ich sag mich los von Dir!“ schrie sie kirschbraun. „In die Blätter laß ich's rücken; ins Zuchthaus kommst Du noch, Du Auswurf!“

Wenn sonst die Mutter ihm die Mahlzeiten so weidlich salzte, da warf er Tische und Stühle durcheinander, daß der Staub aus den Dielen quoll, und brüllte, daß vor seinem

Dräuen die Balken sich bogen, die Katzen und Mäuse flüchteten und das halbe Dorf unter den Fenstern zusammenlief.

An dem Tage blieb er ruhig, wurde aber sehr bleich, trat mit gläsernen Augen vor seine Mutter und sagte, mühsam Atem holend, in Absätzen: „Das kannst Du! Thu's nur! Immer zu! Lieber im Zuchthause als weiter in dieser Hölle! Aber ich werde nicht allein sitzen. Du auch, Du auch! Hast Du vergessen, was ich weiß? Ich bin Hinz der Kater; ich kratze und beiße!"

Damit schlug er unter Zähneknittern und mit rollenden Augen die Thür zu, so daß das ganze Haus schütterte.

Die Gutsbesitzerin sank in einen Lehnsessel, faltete die Hände machtlos über der Brust und ächzte: „Er bringt mich um, er bringt mich um!"

Mein Herz stand fast still bei diesem Auftritt. Ich sah zum Fenster hinaus, aber grauer Nebel spann sich vor meinen Augen, und Nacht sank auf meine Gedanken.

Noch ein Langes und Breites erzählte die Doktorin, wie der Hinz von klein auf ein Nixnutz gewesen sei, in der Schule nichts gelernt und bei keinem Meister gutgethan habe. Die guten Tage und bösen Gesellschaften hätten ihn nun vollends aus den Reifen gebracht. „Böse Gesellschaften" müssen immer der Deckmantel für die Erziehungssünden sein. Warum überlaßt Ihr Eure Kinder den bösen Gesellschaften? Aus Sorglosigkeit und Bequemlichkeit! Warum habt Ihr nicht durch Wort und Beispiel Euern Kindern Widerstandskraft verliehen? Weil Euer Wort und Wandel nichts weniger als mustergiltig gewesen ist; weil Ihr Eure schmutzige Wäsche oft in Gegenwart Eurer Kinder gewaschen und ihnen den Schmutz ins Gemüt geschleudert habt; weil noch nicht einmal die Nähe Eurer Kinder Euern Leidenschaften eine Fessel angelegt hat!

Ihr habt selbst die Majestät, die Gott in Eltern und Erzieher gelegt hat, zerstört; Ihr habt selbst jede gute Frucht der Erziehung vereitelt!

Wie geschäftig tastet das Schuldbewußtsein nach Sündenböcken umher! Und ist einer gefunden, dann wäscht der Sünder seine Hände in Unschuld.

Es wunderte mich eigentlich, daß die Schule, neben welche Hinz gegangen war, nicht an seinem Verderben schuld sein mußte.

Mit Zagen ging ich am nächsten Tage aufs Gut zu Tische; aber heiter lachte der Himmel, als ob nichts geschehen sei. Das Gewitter hatte die Luft gereinigt und sich verzogen.

„Sie wundern sich?" sagte die Doktorin lachend. „Was will man mit dem alten Schlingel machen? Ich habe keine Zeit, den krummen Baum gerade zu ziehen, und mein Mann ist viel zu schwach dazu. Die Rechnung ist bezahlt, aber — zum letztenmal! Nicht, Hans?"

„Diese, ja!" lachte Hinz neben seiner krummen Nase hinaus. —

In jüngeren Jahren möchte der Mensch immer etwas Besonderes sein und etwas Besonderes thun. Die treue Pflichterfüllung ist zwar eine dauernde gute That, aber sie wächst der Jugend zu langsam und blüht ihr zu grau. Prachtvolle Eintagsblumen möchte man auf dem Markte guter Thaten ausstellen. Und dazu ist wenig Gelegenheit.

Auch ich krankte an der Sucht, das wahre Gute in dem Auffälligen zu suchen, das einen besonderen Opfermut erheischt und von den Leuten gesehen und bewundert wird.

Und da kam ungesucht eine Gelegenheit.

Ich behandelte Hinz, den verlornen Sohn, rücksichtsvoll, hatte zuweilen ein teilnehmendes Wort für ihn und suchte ihn ins Gespräch zu ziehen, wenn er grimmig neben dem Ofen saß, auf seinen Pfeifenstummel biß und sich eine Qualmkappe strickte. Das gewann sein Vertrauen.

Eines Tages kam er in die Schulstube, wo ich nach Hönnicke's schwerer Erkrankung mein Standquartier genommen

hatte, und sah sich scheu um wie ein Schulbube mit bösem Gewissen.

„Ein Pump steckt hinter dem Gesichte!“ mußte ich denken.

Ja, fast! Hinz konnte keinen Anfang finden und haspelte an Wind und Wetter, Vieh und Menschen herum.

Endlich brach er los.

„Ich bin ein nichtsnutziger Mensch, das sagen alle, und ich glaube es fast selber! Sie waren aber trotzdem immer gut zu mir; ’s hat Sie gedauert; ’s jammert Sie ja auch, wenn der schlechte Alex den Bock schindet! Drüben geh’ ich kaput ohne Erbarmen. Und ich möchte doch nicht! Ich möchte gern auch ein geachteter Mensch werden. Da hab’ ich an Sie gedacht; Sie müssen mir helfen. Sehen Sie, ich bin zwar so dumm wie ein tägig Kalb, und meine Dummheit ist mein Unglück, aber soviel wie ein Schulbub könnte ich wohl noch begreifen, nicht? A klein bissel lesen und schreiben kann ich noch. Ging’s denn nicht mehr? Ich bin 26 Jahre alt!“

Das wüste Gesicht war von einem rührenden Zuge der Angst versonnt, als er mich so fragte, mich wenigstens rührte er. Daß immer und immer wieder der Blick aus dem Abgrunde nach einer rettenden Höhe fliegt und sucht, das läßt mich fest an ein göttliches Erbteil im Menschen glauben.

Ich gab ihm meine Hand und sagte warm: „Das höre ich gern, Hans! Wer nach oben strebt, ist nicht verloren. Und zu spät ist nichts vor dem Tode. Sie sind übrigens etwas im Irrtum. Nicht der unwissende, sondern der wüste Hans ist verachtet. Freilich kommt das Wüstthun mit aus der Unwissenheit. In Ihnen steckt ein guter und ein wüster Hans; der gute zankt sich täglich mit dem wüsten und verliert, weil Sie keine Herrschaft über Ihre Triebe gelernt haben. Lassen Sie uns zusammen stehen, um dem guten Hans in Ihnen obenauf zu helfen. Den wüsten aber müssen wir auf schmale Atzung setzen, damit er nicht mehr hinten ausschlage. Im nächsten Vierteljahr dürfen Sie weder zu

Spiel noch zu Trunk gehen, sondern zu mir in die Stunde. Fleißig lernen hilft dem guten Hans über; die Arbeit ist der Tod für die wüsten Neigungen. Ich will Ihnen mit tausend Freuden beistehen, daß Sie Herr über sich selber werden und andern Achtung einflößen!"

Er war glücklich wie ein Kind und überbot sich in guten Vorsätzen. Wenn er ein Zehntel davon ausführte, so hatten wir gewonnen Spiel. In dem Schutte seines verwüsteten Lebens lagen noch brauchbare Werkstücke. Drüben wurden sie mit Spott und Scheltworten vollends entzwei geschlagen.

Ich bündelte mir mit dem verlornen Sohne eine Last auf, aber jedes Gute heischt Opfer. Und der Grad der Opferbereitschaft, nicht der Erfolg stempelt unsere Thaten. Ich wußte, daß ich den Hinz wie ein Halseisen an mir tragen würde; wenn ich ihn dadurch nur von seinem Halseisen befreien konnte! Seine Laster kamen mir vor wie umgeschlagene Tugenden, umgeschlagen in einer dunkeln Jugend durch eine grundverkehrte Erziehung.

Er spielte, um nicht ganz müßig zu sein. Er trank, um das Mahnen des Gewissens zu übertäuben. Er prügelte sich herum, um den Unterdrückten zu helfen. Er bestahl seine Eltern, um Elenden beizuspringen.

Die natürlichen Triebe aufs Rechte lenken, das ist Erziehung. In diesem Sinne suchte ich Hansens Erzieher zu werden.

Im Grunde war er ein gutmütiger Schelm, der geduldig in allerlei Verkappungen kroch und die seichten und herben Spöttereien seines Vaters geduldig über sich ergehen ließ. Nur die Liebe und der Durst machten ihn zuweilen desperat.

Die Liebe! Bald kam ich dahinter, daß sie den Hinz umgelenkt hatte. Seine Mutter brachte eine hübsche und gebildete Kammerzofe mit aus dem Bade; die hatte es dem Hinz bald angethan. Aber das nette Mädchen mochte von dem wüsten Burschen nichts wissen. Er ging ihr auf

Tritt und Schritt nach und drohte, sich totzuschießen, wenn sie ihm nicht ein klein wenig Hoffnung gäbe. Er wolle ja alles thun, was sie wünsche.

Da ließ sie ihn merken, wie sie einem ehrenwerten Hans nicht abgeneigt, einem verachteten und verspotteten Hinz aber immer gram sein würde. Sein garstiges Wesen irre und wirre sie mehr als seine schiefe Nase.

Da spannten sich Liebe und Ehrgeiz an den Wagen, um ihn aus dem Sumpfe zu ziehen. Rein oder getrübt, immer ist die Liebe in ihrer tausendfachen Färbung die stärkste Hebelkraft des menschlichen Herzens.

Der arme Hinz war übrigens nicht so ganz verkommen, wie ich anfangs meinte. Er fing an, sich wacker aus dem Schlamm zu ringen. Zwar läuteten noch allerlei wüste Gewohnheiten wie Troddeln in seiner Schellenkappe, aber ich schnitt wacker drein, und brummend ließ er sich's gefallen. Daß ich seine kleinen Fortschritte warm anerkannte und ihn mit Achtung und Teilnahme behandelte, das gab mir eine große Macht über den älteren Burschen. Es blieb nicht bei einem braven Anlaufe, „bei einer Viertel-Raddrehung", wie sein Vater spöttelte. Er saß den lieben langen Tag auf seinem Kanapee oder in meiner Schulstube und studierte mit heißem Bemühen allerlei „Nützes und Notes". Manchmal freilich sprang er auf, griff sich in die Haare, fluchte wie ein Landsknecht, riß die Fenster auf und schlug die Thüren zu, dann aber kroch er wieder knurrend hinter seinen „Webstuhl", wie der Gutsherr neckte.

Wie schwer ist doch die Brücke zwischen Sitte und Unsitte zu schlagen! Wie selten folgt die zähe That dem raschen Entschluß! Wie oft platzen die plötzlichen Besserungsvorsätze gleich Seifenblasen! Wie oft erlahmt der Arbeitsmut bei den Schwierigkeiten und langsamen Fortschritten! Ja, wenn die Besserungsthaten so rasch in die Ähren schössen wie die guten Vorsätze! Dann wäre der Menschheit bald geholfen.

Die Bollwerke der Unwissenheit und Unsittlichkeit sind am besten verteidigt durch unsere Trägheit und Unbeständigkeit. Sie sind nicht im Dauerlauf und mit gefälltem Bajonett, sondern nur durch lange, ernste Bohrarbeit zu nehmen.

Manchmal wollte mir mein Entschluß leid werden. Hinz hatte das ungestörte Behagen am Leben und an der Arbeit verscheucht. Mein liebster Gesellschafter war zu Zeiten das eigene Ich. Aber das gehörte mir nicht mehr; Hinz hatte es in seinen Schubkarren gespannt.

„Der Lehrer und sein Schubkarren!" So nannte uns der Gutsherr und freute sich nicht wenig über dies jüngste Küchlein aus dem Brutofen seiner Witzeier.

Das focht mich wenig an, wohl aber that mir die verlorne Freizeit leid. Aber sollte ich mich ausspannen? Sollte ich mich vor Hinz schämen? Nein, es mußte sein! Es war angefangen und mußte zu einem Ziele geführt werden!

Das Leben hat ja dann erst Wert,
Wenn es den Brüdern Heil beschert.

7. Wie ich einen Blick hinter den Vorhang warf.

Die Gutswirtschaft war das wunderlichste Gebräu, das je in einer Hexenküche gekocht worden war. Das Geld floß aus den vier Winden herbei, flog aber in alle zweiunddreißig wieder hinaus. An unbezahlten Rechnungen war nie Mangel; sie fanden sich ungesucht in Büchern, Fensterecken und Stubenwinkeln. Ordnung suchte man vergeblich. Nichts hatte seine feste Zeit und seinen bestimmten Ort. Alles polterte und kollerte bunt durcheinander. Die Unordnung fraß die Fülle, wie Pharaos dürre Kühe die fetten verschlangen. Ordnung aber ist die goldene Regel, die den Besitz erhält und mehrt.

Mit meinen Privatstunden wußte ich mich oft nirgends hin zu retten. Das freute den Alex und bekümmerte die

Ida. Menschen und Dinge wirrten und zerrten umher wie Spatzen im Kirschgarn.

Fräulein Ella hielt bald lustig mit, bald schien sie von dem Treiben tief angewidert. Wenn sie ihre ernsten Stunden hatte, dann sang sie oft mit ergreifendem Ausdruck: „Ach, ich bin des Treibens müde —.“ Einmal sah sie mich dabei an, mit Blicken, ach mit Blicken!

In ihr stritten ein Dämon und ein guter Geist miteinander. Herrschte der Dämon, dann stürzte sie sich leichtfertig in den Strudel von allerlei Thorheiten. Herrschte der gute Geist in Stunden stiller Einkehr, dann war ihr Wesen das schönste, das zu denken. Dann ging sie still durch das Getümmel des Hauses, stillte, was zu stillen — und das war nicht wenig! — besserte, was zu bessern, — und das war viel! — ordnete, was zu ordnen, — und das war eigentlich alles!

Ich mußte oft darüber nachsinnen, wie dieser Widerspruch in ihr Wesen gekommen, und welche Schatten den Sonnenschein ihrer achtzehn Jahre verdunkelt hatten.

Einmal gingen ihr Herz und Mund auf. Wie durch ein Thürspältlein that ich einen Blick in ihre Vergangenheit.

Der schönste Schnee polsterte noch immer die Erde. Ein Blick aus der warmen Oase der Stube in die weiße Wüste draußen füllte das Herz mit Behagen. Die Gegensätze sind Ebbe und Flut des Lebens; ohne sie wäre es grau in grau. Auch der kleinste Teich schlägt seine Wellen; und fiele nur ein Blatt hinein, und streifte ihn nur eine Schwalbenbrust, er regt sich in stillen Kreisen.

Auch mein Leben im verlornen Weltwinkel hatte seinen Reiz und seinen Wellenschlag. Nichts ist ja absolut, alles relativ im Menschenleben! Glück und Unglück, Leiden und Freuden, Furcht und Hoffnung: das ist allen Herzen gemein; nur die Grade sind verschieden, weil verschiedene Maßstäbe angelegt werden. Das Herz giebt den richtigen, der Schein

den falschen Maßstab. Nur im Herzen gleichen sich die Unebenheiten und scheinbaren Ungerechtigkeiten des Geschicks aus.

An einem hellen Wintertage begleitete ich den Schulzen ins Dorfwirtshaus, um in einer Gemeindeversammlung das Protokoll zu führen. Bei den endlosen Redereien der Bauern ließ ich meine Augen durchs Fenster draußen am Berghange lustwandeln. Auf der glatten, abschüssigen Schneebahn tummelte sich eine fröhliche Kinderschar umher.

Wenn Kinder spielen, dann stecken sie den Mund nicht in die Tasche. Oft erhob sich draußen ein Lärm und Jubel, als ob die Mauern Jerichos zum zweitenmal mit den Sturmböcken eines tapfern Feldgeschreis umgestürzt werden sollten.

Da gebot ich Ruhe, und es half — fünf Minuten lang! Lärm und Kinderspiel sind unzertrennlich. Will man den Lärm stopfen, so muß man das Spiel verbieten. Das hieße doch aber den Kopf abschneiden, um die Zahnschmerzen los zu werden!

Die Kinderfreude öffnet nun einmal alle Schleusen, und die Spiellust setzt Herz und Mund, Hand und Fuß in Bewegung. Wer das schilt und verbietet, der kennt das Kind nicht. Was ein Kind von selbst thut, das thut es mit allen Kräften. Ein Freuen unter Vorbehalt kennt es nicht. Seine Spiele und seine Freuden sind naturwüchsig, gesund und ohne Rückhalt. Das mag den Zuhörern und den Zuschauern manchmal unbequem sein, aber es geschieht ihnen ganz recht. Warum vergessen sie über ihre Ansprüche und ihr Behagen das Vorrecht der Kinder! Wer nach sich und seinen Ansprüchen alles mißt und zuschneidet, der wird nicht aus dem Ärger herauskommen.

Ich machte meinen Kindern draußen auf der Schlittenbahn zwar ein ziemlich ernstes Gesicht, aber innerlich stimmte mich das frohe Treiben ganz glücklich. Es rief meine eigene helle Jugend wieder wach, und der Schimmer der Vergangen-

heit fiel verklärend in die Gegenwart. Wie hatte mir einst das fröhliche Winterleben, das Schurren auf dem Eise und das Fahren auf dem Schlitten so gut gefallen! Und ich sollte es meinen Schulkindern mißgönnen? Nimmermehr! Mein braver Vater hatte gewiß recht, wenn er sagte: Was mir gut gethan hat, das gönne ich meinen Kindern auch, wenn's nur nichts Schlechtes ist.

Es gehört doch eine grämliche Gallennatur dazu, sich über frohes Kinderspiel zu ärgern, weil es auf dem lieben Trommelfell ein wenig unbehaglich trampelt, und weil man selbst nicht mehr mithalten kann! Der blasse Neid wirft freilich den Bissen, den er nicht selber essen kann, lieber in die Pfütze, als daß er ihn einem andern gönnt.

Solch versäuerte und vergrämelte Menschen, die ihre eigene Jugend vergessen oder gar keine gehabt haben, erregen mir Widerwillen oder Mitleid. Wer nicht ein Stück Jugend ins Alter rettet, der hat sich schon vor dem Tode in den Sarg gelegt.

Man sehe nur nicht gleich in kindlichem Spiel und Treiben, wenn es die Backen etwas voll nimmt, des Teufels Hetzjagd! Nur nicht täppisch drein fahren! Nur gewähren lassen! Aber doch im stillen mit Herz und Augen wie die Vorsehung der Liebe dabei sein, denn Himmel und Hölle grenzen bei Kindern dicht an einander, und Übel sind leichter verhütet als geheilt.

Draußen ging's lustig weiter. In buntem Gewirr rannten Knaben und Mädchen an der Berghalde durch einander. Die Backen der kleinen Schneeschiffer glühten; die Augen funkelten, und die Nasen trugen rote Hütchen. Hier tönte Schreien, da Rufen, dort Lachen. Hier lag eine verlorne Mütze, dort ein umgekippter Schlitten. Hier entwirrte sich ein Knäuel gefallener Kinder und umgeschlagener Schlitten, dort stäubten die Erstandenen den Schnee ab. Hier kletterte ein Bursche bergauf und ließ mit starken Rucken das ledige

Fahrzeug hinter sich her tanzen, dort schossen fünf, sechs im Wettlauf thalab.

Eine Schneewolke zog über den Wald und heftete blitzende Sternlein auf die blauen Kittel. Das steigerte den Jubel; rascher und lauter flutete er und drang störend bis in die Beratungen.

„Man versteht sein eigen Wort nicht!“ sagte der Schulze ärgerlich.

Ich schob das Fenster auf und rief den Kindern zu: „Wozu macht Ihr solch ein Feldgeschrei? Wollt Ihr die Mauern Jerichos stürmen? Ihr stört uns! Mäßigt Euch!“

Plötzlich ward eine große Stille.

Aber wie ein Schwätzer beim Konzert sich der plötzlichen Generalpause nicht versieht und im Vertrauen auf die Bässe, Violinen und Posaunen laut weiter schwatzt, — allein und von allen angestarrt —, so drang durch die plötzliche Stille ein helles Lachen.

Alle Augen richteten sich auf die Lacherin. Ich sah, wie Fräulein Ellas feine Gestalt sich niederduckte, aber die Kindergruppen wichen ängstlich aus einander, um der Missethäterin nicht als Versteck zu dienen.

Ich schloß das Fenster, und die Kinderfreude kam wieder in ihr altes Bett, floß aber ruhiger dahin.

„Alex, Du garstiger Junge,“ — rief Ella — „willst Du mich nicht umwerfen! Laß Deine Tücken!“

Alex ruderte ernst und eifrig, aber hinter den schmalen Lippen und zusammengekniffenen Augenlidern zuckte der Schalk. Er kantelte so lange, bis der Schlitten umschlug. Ella raffte sich auf, schüttelte den Schnee ab, gab dem Steuermann ein paar tüchtige Klapse und rief mit komisch-bösem Gesichte: „Bist Du nicht Prügel wert, Du falscher Strick?“

Alex trat mit dem Fuße nach ihr und rief: „Nun fahr auf Schusters Rappen! Zu mir kommst Du nicht wieder!“

Ella bat schmeichelnd: „Ach, Alex, 's war ja nicht bös gemeint! Komm, sei wieder mein Schlittengaul!“

Aber er stieß bitterböse mit dem Schlitten nach ihr.

„Komm doch zu mir, Ella! Da ist Raum für zwei!“ lud Ida ein. Und wie der Wind eine Schneeflocke, so schnell und leicht trug der Ruf Ella auf den Schlitten ihrer Schwester.

Dann redete sie lebhaft auf die Kinder ein. Diese schüttelten, lachten und sahen nach meinem Fenster. Sie ließ aber nicht ab von ihrem Zureden. Plötzlich klang ein Lied durch die Winterstille, so frisch und frei, so hell und lieblich, daß es der nahe mürrische Wald als Echo zurück warf. Ella klatschte den Takt, hüpfte umher und fiel mit ihrer Glockenstimme blind in den Chorgesang ein.

Die Sonne schielte schräg und unsicher über das Schneefeld, und ihre matten Strahlen hüpften zitternd über die weiße Kruste. Dann schob sich der schwarze Wald vor die goldene Scheibe.

Alex nahm den Schlitten auf die Schulter und trollte heimwärts.

„Nimm mich mit, lieber Alex!“ bat Ella. „Zieh mich auf Deinem Schlitten heim!“ Der Bursche schüttelte trotzig seine gelben Locken. „Der Schlitten ist müde und ich auch! Der Weg ist nicht entzwei für Dich!“

„So nimm Ida mit, ihr kranker Fuß schmerzt sie!“

„Wer lahm ist, kann zuhause bleiben!“ sagte der Bube herbe. Ida fuhr mit der Hand über die Augen und hinkte dann dem Gute zu.

Ella strich sich mit ihren schönen Händen die Haarfülle zurück, die etwas in Unordnung geraten war. Zögernd blieb sie stehen und blickte nach dem Wirtshause. Mit Herzklopfen sah ich ihr zu. Endlich kam sie langsam den Berg herauf, blieb vor dem Wirtshause stehen und studierte das Wirtsschild, das an einem langen Arme über der Straße hing. Es war ein eingehendes Studium wert. Fein gemalte Symbole kündeten

des Hauses Bestimmung: ein Bierglas mit einem Schaumhügel und ein entkorktes Schnapsglas! Was dieser Zeichensprache an Deutlichkeit abging, das sagte die Umschrift: „hir is guhd bir und branndeweihn."

Ich machte der Schreiberei rasch ein Ende und ging.

„Endlich!" sagte das Fräulein. „Sie können kalten Füßen die Zeit lang machen!"

„Wenn Ihnen das wirklich geschehen wäre, dann hätten Sie nur die verdiente Strafe bekommen!" sagte ich.

„Wieso?" fragte sie.

„Sie haben mir das Protokoll sehr schwer gemacht, ja fast verdorben!" erwiderte ich.

„Ich?" gegenfragte sie lachend. „Es könnte mir leid sein um das wichtige Schriftstück! Wie aber habe ich meine Hände in Ihr Protokoll stecken können? Der Mama Wundergeist wird doch nicht in mir zu spuken anfangen?"

Ich sah ihr in die Augen, aus denen jetzt Leben, Freude und neckischer Jugendmut sprühten. Aber wie müde und lebensmatt schauten dieselben Augen zuweilen drein!

„Ich suchte mir die Widersprüche in Ihrem Wesen zu reimen!" fuhr ich im Weitergehen zögernd fort. „Gestern wehmütiger Ernst und heute ausgelassene Fröhlichkeit; gestern geistiger Hochflug und morgen stille Ergebung; heute mutwillige Schäkerei und morgen trübsinniges Grübeln! Dies Rätsel beunruhigt mich. Ich möchte Sie immer ganz glücklich sehen!"

„Können Sie das Rätsel nicht lösen?" fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

„Können Sie sich von Ihren Erinnerungen frei machen?" fuhr sie fort, und wieder sah ich in ihren Augen den sonderbaren Übergang von Schalkheit in Wehe.

„Das kann und will ich nicht!" erwiderte ich. „Meine Erinnerungen sind mein Glück und mein Wesen. Sie sind die Erklärung für das, was ich bin und wie ich bin!"

Sie nickte, und wir gingen schweigend dahin.

Plötzlich blieb sie stehen, wandte sich um, deutete auf die Kinder und sagte wehmütig: „Könnte ich diesen noch einmal gleich werden! Die kennen in glücklicher Vergessenheit kein gestern und kein morgen. Die Kindheit ist der Frühling des Lebens. Wie geht's aber manchmal dem Lenz? Seine Zeit ist da; er will dem jungen Leben die Thür aufschließen, aber rauhe Winterstürme schlagen sie wieder zu. Fliegende Schneewolken werfen ihm ihre Schatten ins Gesicht und Schnee und Schloßen auf seine Kinder. Da stockt das frische Leben, zögert und steht still. Mancher neugierige Keim bezahlt den Vorwitz mit dem Leben. Haben Sie das noch nicht erlebt, Herr Polack? Es wird einem dabei fast betrübt zu Mute. Spät endlich rührt der Frühling wieder mild an die Gräber. Zu spät für viele! Tausende sind geknickt und tot; die andern aber wimmeln hervor und schießen hoch auf; die Lebenslust, die so lange zurückgedrängt war, holt das Versäumte nach. So geht's auch manchem Kinderfrühling. Keime und Knospen brechen, und war noch keine Zeit, da man Sträuße bindet. Was meinen Sie, wenn mein Kinderfrühling erst jetzt seine Blüten triebe, die wenigen, die der Frost überließ? Mit 18 Jahren ist's etwas spät, werden Sie finden. Wer kann für seine Natur und sein Geschick!"

Ich blieb stehen und blickte sie erstaunt an. „So spricht die Tochter des Rittergutsbesitzers Baron?" „Seine Stieftochter!" antwortete sie. „Ich heiße eigentlich Elisabeth Brachfeld, lasse mir aber gern den schönern Namen meines Stiefvaters gefallen! Das ist wieder so ein Widerspruch in meinem Wesen! Daß der Gutsbesitzer noch nicht alt ist, wissen Sie. Was er vorher war, erfahren Sie vielleicht von andern. Unter der glatten Oberfläche von heute liegen dunkle und tiefe Abgründe von gestern und ehegestern. Und darin hat meine junge Seele manchmal verzweifelnd gelegen. Ein starker Trieb zur Freude, „leichtes Blut" werden Sie's nennen, ringt in mir mit den schmerzlichen Erinnerungen meiner Jugend.

In tollen Kinderstreichen suche ich manchmal gewaltsam das alte Weh abzuschütteln, und das Rezept ist nicht schlecht; in der Regel gelingt mir's!"

Ich fand keine Worte. Was war das?

„Heute — fuhr Ella fort — bohrt eine Erinnerung in mir, die wie all mein Rückdenken aus Lust und Leid gemengt ist. Was für ein schönes Erbteil hätte man an reinen, warmen Erinnerungen! Und was hilft das reichste Erbe, wenn die Jugend vergiftet ist!"

Sie hielt plötzlich im Gehen ein und sah mich an. „Ich rede da auf Sie hinein wie das Mühlwasser aufs Wasserrad —."

„Nur zu, nur zu!" sagte ich. „Mein Herz dreht sich schon und der Kopf mit!"

„Sie wollen mein Geplauder noch länger anhören?" fragte sie. „Nun, da waffnen Sie sich mit Geduld und — ein wenig Teilnahme! Mich drängt's heute nach Offenbarung. Ich kann so schwer etwas verschweigen und still tragen, und habe doch niemand, der mir tragen hilft!"

Wir gingen weiter, und sie erzählte:

Vor zehn Jahren war's auch Winter. Und die Kinder wußten damals wie heute den Winter zu genießen. Wer dabei sein konnte! Der Bruder und zwei Schwestern gingen verdrossen dem Walde zu. Der Bruder schielte nach den fröhlichen Genossen am Berge und pfiff: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich, keine Seele weint um mich!" Den Mädchen waren die Thränen in den Wimpern gefroren. Das jüngste hatte seine Händchen in die Schürze gewickelt. Ein Schluchzer nach dem andern stieß auf, Nachzügler der vorbeimarschierten großen Armee von Thränen. Die ältere Schwester kaute an einer Brotrinde und sah sich immer um.

Am Waldrande horchten die Geschwister nach dem fernen Spielgeschrei und bückten sich dann nach dürren Zweigen.

Der Bursche verschmähte auch grüne nicht, dieweil sie der Winter dürr angestrichen hatte.

Die Äste hingen tief herab. Schnee und Eis glänzten als wuchtige Kruste darauf. Die Kinder schüttelten an den Ästen, dann regnete der Schnee in glitzernden Massen nieder.

Raben sahen von den höchsten Ästen gleichmütig auf die Kinder nieder. Der Bursche schleuderte Schneebälle zur Höhe, da flogen die schwarzen Bettler flügelklappend mit lautem rab, rab! in die Weite.

Meister Specht meißelte und hämmerte an den Bäumen, um Puppen und Eier der Insekten aus ihren Gefängniszellen hinter der Rinde zu erlösen und wärmer in seinem Magen zu betten. Die drei Holzleser vergaßen Frost und Hunger über das Hämmerlein. Hin und her rannten sie zwischen den Bäumen, um es auszuspähen. Da! da! — hier! — dort! rief eins um das andere. Die Mädchen sahen mit Entzücken den kribbelbunten Vogel in Schraubenlinien um den Baum laufen. Bald guckte der spitze Schnabel und das aufmerksame Auge, bald der kurze Schwanz hinter der grauen Rinde hervor; bald war der Kopf, bald der Schwanz unten oder oben. Die Mädchen hielten den Atem an. „Hans, Hans!" riefen sie wie aus einem Munde. Aber zu spät! Hansens Schneeball zerschlug sich eben klatschend am Baume, und der Specht schnurrte in kurzen Absätzen davon. Weg war er.

An der Quelle beim großen Malstein horchten sie auf das Singen und Murmeln unter der Erde.

„Warum wohl das Börnlein nit zufriert?" warf das älteste Mädchen hin.

„Der Nix heizt in der kalten Brunnenstube ein!" lachte Hans. „Der braucht 's Holz nit weit zu holen!"

Das jüngste Mädchen steckte die Hand ins Wasser. „Hu, wie kalt!" rief sie weinerlich, schlenkerte die Hand hin und her und rieb sie mit der Schürze. „Wir wollen heim, mich friert!" klagte sie.

„Daheim ist's auch nicht wärmer!" sagte Hans ergeben. „Schlitten fahren dürfen wir nicht, sonst setzt's Hiebe. Da ist's ein Thun. Hier geht der Wind über, und die Sonne guckt dort wie eine goldene Kuchenschüssel durch die Baumlücke."

„A Has, a Has!" schrie er plötzlich und rannte in wildem Jagdeifer hinter dem fürwitzigen Lampe drein. Dem mochte der Bursch mit der Strohschärpe nicht gefährlich scheinen. Er humpelte wie dreibeinig dahin, stellte am Rande des Dickichts noch einmal höhnend ein Männchen, und dann — husch! — weg war er!

Verdrossen kam Hans von der Hasenjagd. „Mein Bündel ist gut!" sagte er selbstzufrieden.

„Meins auch!" erwiderte die ältere Schwester. „Du bist ein großer Bursch und mußt mehr thun als wir!"

Die Jüngste verzog jämmerlich das Gesicht und trippelte wie ein mutterloses Rehkitzlein auf der Schneekruste umher.

Endlich trabten sie heimwärts. Die Jüngste trug ihr kleines Wellchen unterm Arme und wimmerte still für sich hin, denn in Fingern und Zehen kribbelte es wie Krebse im Topf.

Am Berge legten sie ab und mieteten sich gegen gute Worte auf fremden Schlitten ein. Aber nicht lange!

„Hans, soll ich kommen? Du Strolch!" rief es von unten.

Hans wartete das Kommen nicht ab. Er sprang von dem abwärts schießenden Schlitten mitten im Laufe herunter und schurrte auf den klaffenden Sohlen bergab.

Die Mädchen folgten. Im engen Häuschen war's kalt. Durch die schlecht verklebten Scheiben strich der eisige Wind. Die Frau schalt die Kinder tüchtig aus. „Ihr sollt Euch mit dem Volk nicht gemein machen! Es ist Bauerngesindel, Euer Großvater aber war ein angesehener Apotheker. Sie behandeln uns schlecht, thun uns allerlei Schur und Schabernack, da müssen wir sie wenigstens mit Verachtung strafen."

Dann fachte sie mühsam das Feuer an. Die Flammen des Strohwisches leckten schüchtern von der Seite an dem zischenden Holze, und das Stübchen ward voll Qualm; das r o c h wenigstens warm.

In der Ecke stöhnte ein kranker Mann auf einem ärmlichen Bette. Mit Scheltreden wurde er bemitleidet.

„Doch nein, nein!“ rief die Erzählerin schaudernd. „Wozu wecken, was besser ewig begraben liegt?“

Sie zog ihr Tuch enger um sich, und ich sah, wie Thränen an ihren langen Wimpern glänzten.

Ich glich einem gespannten Bogen, aber den Pfeil einer Frage fand ich nicht.

Wir waren am Gute angekommen. Das Fräulein reichte mir die Hand und sagte: „Kommen Sie recht oft, auch wenn keine Stunde ist; ich bin ungern allein. In Gesellschaft wagen sich die Gespenster nicht!“

„War das ein Stücklein I h r e r Erinnerung?“ mußte ich doch noch fragen.

„Meiner eigenen!“ nickte sie. „Der kranke oder ..... trunkene Mann“ — sagte sie leise und zögernd, — „war mein r e c h t e r Vater!“ —

8. Wie ich Weihnachten seufzte und am Sylvesterabend einen guten Quell entdeckte.

Weihnachten, das liebe Kinderfest, kam heran:

'ne Frühlingsau in Winters Grau, Oasenstrand im Wüstensand,
Ein Inselhaus im Wogengraus, der Lebensbaum auf Edens Raum,
Geleucht am Riff dem irren Schiff, ein Friedensklang in Sturm und Drang!

L i e b e ist die wunderbare Gärtnerin im Weihnachtsgarten, die Liebe, die nicht aus dem Geldbeutel, sondern aus dem Herzen regnet und segnet. Der Wert einer Gabe liegt in

dem Herzensanteil des Gebers, nicht im Preise derselben. Wer sich's bequem machen will, der greift tief in die Börse; was ist aber dabei großes, wenn der Beutel voll ist? Und doch wird die reichste Gabe klein erscheinen, wenn der anspruchsvolle Empfänger mehr erwartet hatte. Weil bei den kostbarsten Geschenken oft das Herz am wenigsten beteiligt ist, die Begehrlichkeit aber mit dem Gabenreichtum wächst, darum ruht häufig kein Segen, sondern Fluch auf den reichsten Geschenken. Nur in der opferwilligen Liebe des selbstlosen Gebers und in dem freudigen Danke des anspruchslosen Empfängers liegt der wahre Segen der Geschenke.

Ein Kreiselholz, vom Vater geschnitzt, ein Dreierlicht und ein Bilderbüchlein, von der Mutter geschenkt, beglückten ehedem das Bauernkind mehr als die Fülle der Weihnachtsgaben die Gutskinder. Was innen fehlt, ersetzt nichts Äußeres.

Ich war auch zur Bescherung eingeladen. Die lahme Ida war am kargsten bedacht. Eine kleine Empfindlichkeit stand ihr im Gesichte. Auch dem harmlosesten Gemüte drängt sich ab und zu eine Vergleichung auf. Die Liebe der Eltern muß vorab gerecht sein und Gaben wie Strafen mit gleicher Wage und gleichem Gewichte zuwägen. Die Kinder müssen ein unbedingtes Vertrauen in die Gerechtigkeit der Eltern gewinnen. Der mißratene Hinz bekam nichts. Er strich wie ein Kater mit gesträubtem Schweife um den Christbaum. „Den Bälgen schmeißt man's hin, und ich —." Die Thür donnerte seinen Dank.

Wie thöricht, wenn Eltern und Lehrer den Neid zwischen Geschwistern und Mitschülern aufstacheln und durch Parteilichkeit den Zankapfel unter sie werfen! Der bunte Rock Josephs sollte allen Erziehern ein Warnungsfähnlein sein.

Der lockere Alex war als Schoßkind am reichlichsten bedacht. Er wühlte durch die Gaben wie eine Ratte durch den Fruchtschober. Die Vielheit beeinträchtigt stets den Wert des

Einzelnen. „Aber Papa,“ rief der Junge, „wie oft habe ich mir eine Flinte gewünscht! da seh ich keine!“

„Später, lieber Alex, später! nicht alles auf einmal!“ begütigte der zärtliche Vater.

„Ach was!“ schrie der Strick. „Da behalt den ganzen Dreck!“ Und mit bitterbösem Gesichte schlenkerte er seine Gaben in die Stube und kroch hinter den Ofen in die Knurrecke.

Der gute Vater wäre sicherlich nachgekrochen und hätte das Söhnlein vorgebettelt, wenn nicht die Mutter, einer richtigen Aufwallung folgend, zur Reitpeitsche gegriffen hätte.

„Nicht die Flinte, die Peitsche ist vergessen!“ schrie sie. „Hier lege ich sie noch bei!“ Und es fuchtelte laut genug auf den glücklichen Empfänger nieder.

Aber kein Laut kam aus der Ecke. Weh und Schrei sind natürliche Geschwister. Wo das Weh ohne Schrei hinabgewürgt wird, da steckt entweder eine sittliche Höhe oder eine unsittliche Tiefe dahinter.

Durch sein verstocktes Schweigen wollte der Bursche seiner Mutter die Schläge mit Zinsen wiedergeben. Und es gelang ihm. Zitternd und erschöpft fiel sie in den Lehnstuhl. Und nun kroch der besorgte Vater doch hinter den Ofen, um zu sehen, ob das Bürschlein noch lebe. Ein zärtlicher, moralischer Sermon ward geflüstert.

„Du mußt ihm gleich ein Pflaster auflegen!“ rief die Mutter schneidig; „da hilft auch die Strafe etwas! Weißdornsalbe thut dem Bengel gut, sonst nichts. Jetzt laß ihn! In der Ecke soll er morgen den ganzen Tag stecken. Merk's!“

Sie selber aber merkte es nicht. Am nächsten Tage erfüllte Alex die Gassen mit seinem Geschrei.

Beim Fortgehen drückte mir die arme Ida vor der Thür geschwind etwas in die Hand. Daheim erwies sich's als ein Notizbuch, von ihr mit Perlen gestickt.

„Kind,“ mußte ich seufzend denken, „Du verdientest — andere Eltern! Wehe, daß der Lehrer das so oft denken muß!“ —

Ich wurde auch zur Sylvesterfeier aufs Gut eingeladen. Es war ein traulicher Abend. Die Flocken duselten draußen gemächlich nieder. Der Ofen sprach sein warmes Wort in die Unterhaltung. Die Unruhe und Hast des Hauses hatte sich müde eingelullt. Die Lichter im Dorfe flammten wie strahlhaarige Sterne von unten herauf, und lieblicher Gesang ging durch die Straßen. Kindergruppen ersangen sich nach der bräuchlichen Sitte ein Gröschlein.

Eine solche stille Feier schließt das Herz auf. Es wurde ruhig und verständig manch gutes Wort gesprochen. Obwohl der Gutsherr in der Praxis allerlei wunderliche Streiche machte, so sprach er doch über alles wie ein Sachkenner. Wenn die Welt mit Theorien glücklich zu machen gewesen wäre, er hätte das goldene Zeitalter wieder herauf gebracht. Wirklich erfinderisch und wahrhaft unerschöpflich war er in allerlei Plänen zu mechanischen und technischen Verbesserungen. Da hätte er etwas leisten können. Aber der Mann hatte seinen Beruf verfehlt, da er Gutsbesitzer wurde.

Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen der Unterhaltung wollte Fräulein Ella etwas gemeinsam gelesen wissen. Ich stimmte eifrig bei und holte Eichendorffs „Leben eines Taugenichtses.“

Wir lasen abwechselnd und teilten uns dazwischen unsere Gedanken und Empfindungen mit. Wir fühlten das Flügelschlagen eines Geistes, der uns in reinere Höhen trug. Sogar Hinz war außer sich vor Vergnügen. „Zu der Stelle des Taugenichtses wäre ich auch der Mann!“ sagte er. „Ob ich mich dazu nicht noch melden kann?“ Aler lag gestiefelt im Sofa und schlief. Der Gutsherr scherzte mit seiner Ehehälfte. Ella sprach mit Gefühl und leidlichem Verständnis über das Gelesene. Der Jungbrunnen unserer Litteratur schien

ihr nicht ganz eine zugedeckte Cisterne. Die arme Ida hob Leib und Seele auf die Zehen, um in das gelobte Land zu schauen, da Milch und Honig innen fließt. Das Land steht allen offen, und nur der Jordan ihrer Trägheit scheidet so viele davon; sie kommen nicht hinein, sondern sterben in der Wüste.

Wunderlich, wie Schule und Haus sich oft die beste Speise versagen und Trebern essen! Ein solches Fasten ist Frevel an der eigenen Seele.

Die Schätze der Litteratur sind unser bestes Nationaleigentum, das zu brauchen jeder Einzelne das Recht und die Pflicht hat. In demselben Maße, wie wir unser klassisches Schrifttum kennen und genießen, in demselben Maße haben wir Anteil an unserem Volkstum. Wem die Nationallitteratur verschlossen ist, der ist ein abgelöstes Glied des nationalen Körpers. Die ganze Nationaleigentümlichkeit, alle geistigen Errungenschaften eines Volkes vererben sich in der Litteratur. Sie bietet allen Bildungs- und Altersstufen passende Nahrung. Sie ist zugleich der beste Schmelzofen, in dem die Schlacken der Roheit und Unsittlichkeit ausgeschieden, Denken und Empfinden geadelt werden. Giebt es ein Universalerziehungsmittel, so ist's unsere klassische Litteratur.

Das liebevolle gemeinsame Versenken in ein Dichterwerk hatte uns allen so gut gefallen, daß wir regelmäßige Leseabende planten. Mir wurde die Auswahl des zu Lesenden übertragen. Wie schön ist's, wenn eins dem andern giebt! Und wer nur seine Teilnahme bringt, giebt nicht am wenigsten.

9. Was für unvermutete Lesefrüchte ich erzielte.

Die Leseabende wurden richtig gehalten. Ella, Ida und ich wechselten im Vorlesen ab und besprachen dazwischen das Gelesene. Von Eichendorff'schen, Tieck'schen, Immer-

mann'schen und anderen guten Novellen und Romanen gingen wir zu meinem lieben Hebel über. Wen ich liebe, dem gönne ich dieselbe Freude wie mir an Hebel. Er ist unser volkstümlichster Klassiker und findet auch in der Wüste noch Gehör, und sei es nur um des Humors willen! Will man für unsere klassische Litteratur Leser und Freunde werben, so thut man gut, ihn als Werber auszuschicken. Er wird immer einige Rekruten zum Regimente bringen. Mir brachte er einen, den ich nicht erwartet hatte.

An einem Abende hatten wir einige Histörlein des rheinischen Hausfreundes gelesen, darunter auch die Geschichte aus dem Spessart, wo Buben im Spiel einen Dieb gehängt und denselben sich endlich zu Tode hatten zappeln lassen. Alex war der Sache mit Aufmerksamkeit gefolgt und hatte manche gute Frage gethan.

Am Nachmittage des nächsten Tages kam seine lahme Schwester mit angstvollem Gesichte gehumpelt und jammerte: „Herr P., Herr P., kommen Sie schnell, sonst stirbt er!"

„Wer denn?" rief ich nicht wenig erschrocken aus.

„Sein Bock, sein Bock!" wimmerte sie. „Alex hat ihn aufgehängt!" Sie zog mich an der Hand fort.

Am Schwengel des Scheunenthores baumelte der Bock. Alex hatte ihm eine Waschleine mit dem Kinnbarte verklöppelt und zog ihn nun unter dem Jubel der Dorfjugend und dem Meckern und Stöhnen des gequälten Tieres auf und ab.

Die Kinder schauten wie ertappte Diebe drein. Alex sah mich mit verlegenem Lächeln an und hielt den Bock in der Schwebe. Mein Blut kochte heiß durch die Adern; ich hätte den Buben mit demselben Seile aufknüpfen können. Heftig riß ich ihm die Leine aus der Hand und ließ den armen Bock herab. Er streckte stöhnend alle viere.

Dann faßte ich den Buben am Kragen und wollte ihn zu seinen Eltern schleifen, um dort Standrecht über ihn zu halten.

Zufällig erhob ich auf dem Wege über den Gutshof den Blick zu den Gutsfenstern. Wahrhaftig, hinter dem niedergerollten Vorhange meckerte des Vaters Gesicht der Heldenthat des Sohnes stillen Beifall!

Ich ließ den Schlingel fahren und ging rasch treppauf.

„Wissen Sie, was Alex gethan hat?" fragte ich nach kurzem Gruße. Der Mann schüttelte den Lockenkopf und blinzte so harmlos, daß ich fast an meinen eigenen Augen irre geworden wäre.

Ich sagte an. „Wie soll er nun gestraft werden?" drängte ich. Der Mann trändelte umher wie Lot, da er nicht aus Sodom kommen konnte.

„Es ist ein geistreicher Bubenstreich!" sagte er endlich. „Sie wissen ja, jede Idee drängt bei ihm nach körperlicher Gestaltung; er muß Anschauung haben. Die Hebelsche Geschichte von gestern Abend hat so lange in ihm gewühlt, bis er sie praktisch geprobt hat. Ein Verweis wird ihm zeigen, daß er sich in den Mitteln vergriffen hat."

„Ein Verweis für solch' teuflische Tierquälerei?" sagte ich heftig. „Ist Ihnen nicht bange um die Zukunft des Knaben? Straflosigkeit wäre eine Versündigung an der Eltern- und Lehrerpflicht. Alex droht ein Schlagbaum für mein ganzes hiesiges Wirken zu werden. Er hat sich zum General der Dorfjugend aufgeschwungen und verheert durch seine losen Feldzüge meine Aussaat. Und Ihre Nachsicht wird zur Mitschuld! Abtötung des Mitleids ist Tod der Sittlichkeit! Hassen Sie die Körperstrafe, nun, so strafen Sie ihn darin, worin er gesündigt hat. Verkaufen oder schlachten Sie den Bock, mit dem er seine Zeit totschlägt und an dem er die Erbarmungslosigkeit lernt!"

„Nein, das wäre zu viel!" rief der Gutsherr. „Das Tier macht ihm so viel Freude, und er trägt ihm alle möglichen Leckerbissen zu. Er hängt mit Zuneigung an seinem Bock und hat sich bei dem Streiche nichts gedacht!"

„Er soll sich aber etwas denken!“ rief ich. „Ich habe ihn so oft gebeten, ermahnt und gewarnt, aber vergeblich! Die fremde Qual ist ihm bereits süßer Sinnenkitzel!“

Das gelbe Gesicht des Gutsbesitzers färbte sich dunkler. „Ihr pädagogischer Eifer ist nicht immer pädagogische Weisheit. Gestatten Sie doch andern auch ein Urteil! Fühllos zum wenigsten ist Alex nicht, im Gegenteil sehr zartfühlend. Ich könnte Ihnen da so schöne Züge erzählen!“

Da sprang die Thür der Nebenstube auf. „Herr P. hat recht!“ rief die Gutsfrau, „und Du bist wieder der Advokat für einen verlornen Prozeß. Ich bin der Bockschinderei auch müde; heute noch kommt der Metzger. Einem gequälten Leben ist der Tod eine Wohlthat.“

Der schwache Ehemann krümmte sich hin und her, um dem Bock das Leben und dem Buben die Zartfühligkeit zu retten, aber vergebens! Die Frau blieb fest, und ihr Wille war die höchste Instanz des Hauses.

Noch manches Tröpflein Öl wurde an den Zwiebelsalat geschüttet, aber er biß mich doch in die Augen.

Der Bock wurde vom Leben zum Tode gebracht und verspeist, aber drei Wochen darauf war ein Hund angespannt; so lange hatte Alex gedrängelt. Nun ging's im alten Geleise fort, nur war aus der Bocks- eine Hundequälerei geworden.

Der Schule gegenüber wohnte der alte Nachtwächter, ein braver Mann, dessen einziges Kapital seine Zufriedenheit war. Auf seinem gekrümmten Rücken trug er mühsam faule Klötze und Wurzelstocken aus dem Walde zusammen, um in seiner elenden Hütte nicht zu erfrieren.

Durchs Fenster sah ich, wie Alex den Schlitten umgestürzt und sich darauf gesetzt hatte; den Hund peitschte er zu erhöhter Kraftanstrengung in der „Arbeit mit Hindernissen.“ Ich rief ihm zu: „Schäme Dich! Wenn Du noch dem alten Wilm seine Klötze führest, so wärest Du doch zu etwas nutz, und Dein Hund würde nicht vergeblich geschunden!“

Das war ihm recht. Stunde für Stunde und Tag für Tag kutschierte er das Holz des Alten heim, und die Buben waren wie eine Nobelgarde drum und halfen ziehen und schreien. So hat das Gute viele Jünger, wenn es mit dem Vergnügen zusammenfällt.

Ich legte auf diesen ersprießlichen Ausläufer der Hundequälerei wenig Wert, aber der Vater war abends nahe daran, den menschenfreundlichen Sohn heilig zu sprechen. Auch hören mußte es der hoffnungsvolle Heilige! Da hatte er Ohren, sonst selten! Die Gutsbesitzerin schnitt ihrem Manne das Redeseil kurz ab: „Wenn's ihm nicht Spaß machte, würd' er's bleiben lassen! — aber gut bist Du doch, Bursche, gelt?" Und nun wurde er weidlich geherzt.

Mir war der Bengel gram, weil ich allein seine Vortrefflichkeit in Zweifel zog und den entsetzlich faulen Burschen zu nützlicher Thätigkeit trieb. Seine schlechten Streiche nannte sein Vater Thätigkeitstrieb. Etwas treiben ist aber noch lange kein Arbeiten.

Mein vereinzelter Einfluß blieb ohne alle Wirkung, weil ihm der des Hauses vereint entgegenstand. „Was meinest Du, will aus dem Kindlein mit solchen Eltern werden? Daß Gott sich erbarme!" seufzte ich manchmal.

10. Wie ich einen zweiten Blick hinter den Vorhang that.

Ein matter Strahl der Januarsonne spann schräg durch mein Zimmer. Draußen schwammen regellos einzelne Schneeflöckchen nieder. Meine Gedanken spielten mit ihnen um die Wette. Was war aus mir geworden? Ich wollte so gern in Frieden wohnen und wirken und hatte mich doch in den tollen Reigen auf dem Gute ziehen lassen. Jede Woche brachte

neue Besuche und Feste und jede Stunde ein anderes Bild. Ich wollte innerlich gesammelt bleiben und mein Herz bewahren, und konnte es doch nicht. Ich wollte meine Pflicht ganz und treu erfüllen, und wehrte doch nicht schneidig genug allerlei ab, was störend hinein griff. Ich wollte keine thörichte Hoffnung aufkeimen lassen, und schaute doch immer tiefer in Ellas Augen und freute mich immer herzlicher über das Vertrauen, das sie mir zeigte. Wie wirr und öde war mir bisweilen zu Sinne und dann wieder wie hell und hoffnungsfroh!

Mein Denken und Träumen wurde plötzlich unterbrochen. Die Thür ging auf, und das verstörte Gesicht des Nachtwächters schaute herein.

„Herr Schullehrer," stotterte der alte Mann, „wollen's nit mal rüber komm'? Uns' Kathrin macht's nit mehr lang. S'hat noch a Bitt an Sie!"

Kathrine war seine Tochter, die zuweilen Wege für mich ging und meine Aufwartung besorgte, ein gutes, aber unglückliches Geschöpf. Zwei Kinder hatte sie, aber keinen Mann. Ihre traurige Geschichte erzähle ich später. Zu mir hatte sie groß Vertrauen.

Ich folgte dem Alten sogleich. Das Gemeindehaus stand der Schule gegenüber am Berge. Die Kranke lag erschöpft in dem ärmlichen Bette. Als die Thür aufklinkte, hob sie die schweren Augenlider und sagte in Absätzen: „Ich muß fort — von meinen — armen — Kindern! — Vater — behält sie! — Kasper, — mein Kasper — muß — für sie — sorgen! Sagen Sie — ihm das! — Er hält — groß Stück — auf Sie! — Vergessen — Sie auch — die armen Würmer — nicht! — Sehen Sie — mit drauf! — Gott's Lohn — dafür!"

Ich nickte erschüttert und reichte ihr die Hand, die sie lange zwischen ihren fieberheißen Händen festhielt.

„Und nun — beten Sie noch — für mich — aber laut!" bat sie.

Mir war wunderlich zu Mut, als Seelsorger an einem Sterbebett zu stehen, aber tiefbewegt erfüllte ich ihren Wunsch.

Unter dem Gebet war Fräulein Ella eingetreten und hatte still zugehört. Dann nickte sie mir ernst zu, nahm den Säugling auf und tränkte ihn, versorgte das größere Mädchen und stellte für die Kranke eine Erquickung beiseit. Dann gingen wir gleichzeitig. Vor der Thür sagte sie: „Wie mich die armen Dinger jammern! Sahen Sie, wie die dreijährige Marie die Füße ihrer Mutter umklammert hielt und scheu um sich starrte? Ach, Du arme Waise!"

Und Thränen schossen ihr in die Augen.

So viel Erbarmen mit armen Leuten hatte ich ihr nicht zugetraut. Zwar that sie hier und da Gutes, aber es erschien immer nur wie eine glückliche Laune; bei schlechter Laune konnte sie gleichgiltig, ja hart gegen fremdes Leid sein.

Sie schlug den beschneiten Wiesenpfad ein, der thalab führte, und winkte mir, zu folgen. Schweigend schritt ich neben ihr hin.

Endlich sagte sie: „Alles wiederholt sich im Leben. Der Jammer da drinnen"— sie zeigte rückwärts aufs Hirtenhaus —„erinnert mich an meinen schwersten Tag. Wenn fremdes Leid ein eigenes wiederspiegelt oder ein verblaßtes Bild wieder auffrischt, dann ergreift's uns.

In Falkhain liegt die große Mühle gar reizend am Strom. Wo sich die drei großen Wasserräder drehen, da saß oft ein Mädchen auf einem großen Stein, den sie ihr Stühlchen nannte, und hielt Umschau. Es war des Umsehens wert!

Die Räder kamen drohend auf sie los, aber sie griffen zu kurz und sanken machtlos ins Wasser, faßten die Backen voll und trugen's drüben in die Höhe. Aber nicht lange! Habsucht wird nicht reich. Plätschernd fiel ihnen der Raub aus den Zähnen und benetzte das Mädchen mit feinem Sprühregen.

Das Mädchen hätte für sein Leben gern den Umschwung der Wasserräder geregelt, so daß die Speichen hüben und drüben wie gute Kameraden gleichen Schritt gehalten hätten, aber es wollte nicht gelingen. Sie brauchte die Händchen als Schaufeln, um dem Nachzügler mehr Wasser zuzuschieben, und das närrische Ding meinte wirklich, jetzt liefe das säumige Rad schneller, und sein Händchen voll Wasser habe das ausgerichtet.

Unterhalb der Räder schaukelte sich das Wasser in einem tiefen, ruhigen Becken. Das Kind warf Steinchen hinein, so daß es aufspritzte, Kreise schlug und an die Ränder stieß. Nun war es gar schön, wie das Sonnenbild drinnen hin und her taumelte, und wie die abgespiegelte Mühle und die hohen Pappeln unten auf dem blauen Himmelsgrunde im Wasser hin und wider wankten.

Weiter oben brauste der Hauptstrom übers Wehr und flutete dann zwischen grünem Weidendickicht dahin. Schwalben schossen bald gradaus, bald im Bogen über das flüssige Silber, schnappten allerlei Wassergeschmeiß, netzten das Wasser mit der Brust und säumten dunkle Nähte hinein.

Drüben beim Schilf tauchten die kleinen Wasserhühner wie Seifenblasen auf und nieder. Des Mägdleins Zischen und Händeklappen verscheuchte sie ins Röhricht.

Der Mühlmund klapperte: Knapp, knapp, trab, trab, treppauf, treppab! Dann schrie die schrille Klingel kläglich nach mehr Korn. Die Säge fraß sich ächzend durch den bebenden Baumblock.

Das Mädchen sah träumerisch ins Wasser. Schuh und Strümpfe hatte sie ausgezogen, mit den Füßen plätscherte sie in der lauen Flut und summte dabei ein Liedlein. Die Holzhauer auf der Felswand drüben schlugen den Takt dazu.

Erschreckt fuhr sie auf, als sie plötzlich an der Jacke gezupft wurde. „Was willst Du, Kathrine?“ sagte das Kind

ärgerlich zu einer ältlichen Frau aus dem Dorfe. „Laß mich sitzen! Hier ist's am schönsten in der Welt."

Die Frau sah das Kind mitleidig an: „Es will Dich im Dorfe eins sehen!"

„Wer denn?"

„Eins, das Dich gerne hat! Komm nur!"

Das Mädchen folgte gaßaus, gaßein der Frau bis ins Wirtshaus. In einer Kammer lag ein todkranker Mann. Seine Haare hingen wirr ins Gesicht und waren vom Schweiß zusammengeklebt; lange Bartstoppeln standen in dem aufgedunsenen Gesichte.

Als die Thür klappte, da riß er die Augen weit auf.

„Elisabeth, Du kommst? Du gutes Kind!" ächzte er heiser und streckte die Arme aus.

Das Mädchen wich entsetzt zurück; es scheute sich vor . . vor . . seinem eigenen Vater! Schwäche ist menschlich, aber die Liebe macht stark. Das Mädchen sank weinend neben dem Vater auf die Kniee und umschlang ihn. Alle seine Gebete hat es gesagt, allerlei ihm vorgeplaudert und alles ihm zugetragen, was ihn erquicken konnte. Seinen Segen hat es als einziges Erbteil empfangen und auch die Mutter rufen dürfen, die seit langem getrennt von dem unglücklichen Vater lebte. Sie haben sich versöhnt und einander alles verziehen, was sie gefehlt.

Das Mädchen blieb bei dem Vater, pflegte und tröstete ihn. Am späten Abend schickte die Mutter nach ihm. Da lag es, müde vom Weinen, entschlummert auf der Leiche des fremden Mannes, der den Seinen nachgezogen war, um in ihrer Nähe zu sterben.

Sie erraten, von wem ich erzählt habe? Das Mädchen war ich, der verlorene Mann mein Vater!"

„Was haben Sie schon gelitten!" sagte ich bewegt. „Aber das Geschick hat später alles gut gemacht!" fügte ich tröstend hinzu.

„Meinen Sie?" fragte sie mit seitlichem Augenaufschlage. „Sie urteilen wie die andern. Natürlich ist das ein Glück, daß der gute Stiefvater mir seinen schönen Namen läßt, alle meine Wünsche erfüllt und mich wie seine eigene Tochter herzt und hält, daß ich ihm jeden Abend die Füße zur Nervenstärkung mit kaltem Wasser waschen, sein lockiges Haar und seinen hübschen Bart kämmen und zausen darf! Ja, ja! Wenn ich nur eins vergessen könnte! Daß um seinetwillen meine Mutter den unglücklichen Gatten verlassen hat!"

Ich konnte nichts erwidern.

Nach einiger Zeit sagte sie: „Eins werden Sie nicht begreifen! Wie mich nämlich der Kobold der Lustigkeit noch plagen kann, wenn solch Erinnern die Seele versengt! Ich begreife mich selbst nicht! Es muß das leichte Blut von Vater und Mutter sein!"

Ich wollte doch auch etwas sagen und meinte: „Die Gegenwart hat immer recht, und das Blut ist stärker als der Wille. Wohl uns, wenn ein vergangenes schweres Geschick nur zuweilen Schatten in unsere Gegenwart wirft, wenn nicht eine Schuld auch die Zukunft vergiftet!"

Sie schaute ernst vor sich nieder. „An der Zukunft verzage ich nicht!" sagte sie endlich langsam. „Der Segen meines Vaters und — noch eins wachen an ihren Thoren! — Adieu!" —

Wir waren am Gute angekommen und schieden.

Noch eins? Eine thörichte Hoffnung wollte sich regen. Aber der Verstand sagte: „Sei still, armes Herz, Du bist das Eine nicht! Du bist ihr Lehrer, ihr Gesellschafter, ihr Vertrauter — und weiter nichts!"

11. Wie ich von Gespenstern gehetzt wurde.

Jeder läßt sich mal zum Narrentanze aufspielen, und wären seine eigenen Gedanken die Musikanten. Und nicht

jeder ist frei, der seiner Ketten spottet. Ich wähnte mich frei von jedem Aberglauben; die Probe war ich aber schuldig geblieben. An demselben Tage, an dem ich zu der Sterbenden gerufen wurde, sollte ich sie ablegen.

Es war ein Mittwoch und der Nachmittag schulfrei. Mein trefflicher „Oberkollege" im Kirchdorfe hatte mich zu einem Familienfeste eingeladen. Wie gerne folgte ich! Das war ein Lehrerhaus nach meinem Herzen. Und wo mein Herz Genüge fand, dahin war mir der Weg nie zu weit und schlecht. Schlecht nannte aber alle Welt den Weg nach Falkhain. Er führte steil den Berg hinan, kreuzte eine Hochebene, fiel drüben wieder steil hinab und wand sich dann durch Thäler und Schluchten. Er war nicht fahrbar, weil ihn die wilden Bergwasser immer zerrissen. Der Winter mit Schnee und Eis hatte ihn nicht besser, wohl aber gefährlicher gemacht. Wie leicht konnte man in tiefe Gräben, die der Schnee gefüllt hatte, stürzen oder an den eisglatten Abhängen ausgleiten!

Glücklich kam ich nach Falkhain und fand die kleine Gesellschaft schon beisammen. Sie bestand aus dem Pfarrer, dem zweiten Lehrer, dem Ortsschulzen und zwei Schwägern des Gastgebers. Es wurde gegessen, getrunken, geplaudert, musiziert und auch ein harmloser Skat gespielt. Unerschöpflich in der Unterhaltung war der Pfarrer, und Bescheid wußte er auf allen Gebieten. So verging die Zeit im Fluge. Gegen elf Uhr abends wollte ich mich auf den Heimweg machen.

„Sie bleiben da!" riefen alle einstimmig, und der Schulze fügte hinzu: „Sie müßten nicht bei Troste sein, wenn Sie bei diesem Dufte durch den Hundsbachgraben gehen wollen! Ihr Schulhaus trägt doch niemand fort!"

„Ich gehe!" beharrte ich. „Früh acht Uhr fängt die Schule an; bin ich nicht da, so zerstreut sich meine Herde; ich kriege sie nicht wieder zusammen und verliere einen Schultag. Das darf nicht sein. Wollte ich aber rechtzeitig in Schwenda sein, so

müßte ich morgen früh hier den Nachtwächter machen und das ganze Haus in Unruhe stürzen!"

„Wir stehen sechs Uhr auf!" sagte die Frau Kantor eifrig. „Bleiben Sie doch da! Ich würde die Angst nicht los, wenn ich Sie um Mitternacht unterwegs wüßte, und auf was für einem Wege!"

„Denken Sie nicht an mich und den Weg, so ist die Angst weg!" meinte ich. „Ich fürchte die Nacht nicht; sie ist meine alte Freundin; und der Mond hat ja auch seine himmlische Straßenlaterne herausgehängt!"

„Aber sie leuchtet nicht!" erwiderte der Gastfreund. „Der Nebel hat sie völlig eingehüllt."

„Den Weg finde ich trotzdem, und wovor sollte ich mich fürchten?" war meine Antwort.

„Sie haben gut reden!" sagte einer der Schwäger bedenklich. „Die Nacht thut Ihnen nichts, aber die Nachtgespenster! Wissen Sie nicht, daß es an der eisernen Hand, wo sich die drei Thäler scheiden, nicht richtig ist? Mancher hat das schon erfahren!"

„Was ist denn nicht richtig?" lachte ich.

„Es wandert!" sagte der Schwager mit tiefem Ernste. „An der Stelle hat ein Herr von Keithan seinem Reitknecht im Zorn den Kopf gespalten, weil er seinen kostbaren Siegelring verloren oder verkauft hatte. Der Mörder fand nach seinem Tode keine Ruhe im Grabe und wandert in gewissen Nächten bei der eisernen Hand umher und sucht seinen Ring auf den Äckern. Seinen Kopf trägt er dabei als Laterne unter dem Arme. Wer ihm in der Geisterstunde in den Weg kommt, den zwingt er, ihm beim Suchen zu helfen. Mein Großvater hat einmal die ganze Nacht umhertraben müssen und ist erst morgens um zwei Uhr todmüde nachhause gekommen!"

Und nun war das Stellbrett aufgezogen. Eine unheimliche Geschichte jagte die andere; manche wurden im

Scherz, manche im vollen Ernst erzählt. Ich lachte, aber innerlich bebte ich wider Willen. Ich wollte das Grauen abschütteln, spöttelte und vernünftelte über all die dummen Geschichten, aber im hintersten Herzenswinkel blieb die Furcht sitzen.

Da schlug es elf vom Turme. Draußen stieß der Wächter ins Horn und verkündete den Anfang der Geisterstunde. Ich erhob mich entschlossen. Feige wollte ich um keinen Preis erscheinen.

Auch der letzte Versuch, mich zu halten, mißlang. Ich stapfte hinaus in Nacht und Nebel. Der Nebel war so dicht, daß der Mondschein ihn höchstens grau zu färben vermochte. Sogar die Weiße des Schnees konnte man kaum erkennen. Wie ich auch die Augen anstrengte, etwas anderes konnte ich nicht entdecken als ein graues, licht angehauchtes, wallendes Nebelmeer, in dem die Bäume wie schwarze Riesen mit wackelnden Köpfen standen.

Ich schritt rasch dahin und dachte an allerlei lustige Geschichten. Aber sie blieben nicht lustig; allerlei unheimliche Bilder schlüpften dazwischen. Im Dorfe sah ich die letzten Lichter wie haarige Feuerbälle im Nebel verschwinden. Jetzt ging ich unter hohen Kirsch- und geköpften Weidenbäumen hin. Der Wind seufzte in den kahlen Ästen und hohlen Stämmen. Hinter jedem schien ein Feind zu lauern. Plötzlich fuhr ein dunkler Schatten gegen meinen Hut, und ein gräßliches huhuhu gellte mir ins Ohr.

Es war nur eine Eule, die ich aufgestört hatte. Sie war fort, aber das Grauen blieb. Den Hut suchte ich lange im Schnee, bis ich ihn endlich im Graben entdeckte.

Weiter äscherte und zu singen versuchte ich; aber die Töne wollten nicht aus der Kehle. Die Bäume schüttelten drohend ihre Fäuste gegen mich; der Wind knetete den Nebel durcheinander und klagte in den kahlen Ästen.

Ich näherte mich der eisernen Hand, dem Wegweiser an der Thalgabelung. Richtig, dort stand der unheimliche Ritter! An der Seite trug er den Kopf, der schwach leuchtete, und mit den Armen winkte er mir. Eiskalt lief mir's den Rücken hinab. „Es giebt keine Gespenster! Nur die Furcht schafft den Spuk!“ sagte ich mir immer und immer wieder, und trotz meines innern Bebens ging ich tapfer auf den kopflosen Mann los.

Es war nur ein Dornstrauch, den der Wind hin und her bog, und an dem ein Fetzen weißer Leinwand hing.

Weiter ging es. War das noch der richtige Weg? Nein! Rechts zeigte sich eine dunkle Waldmasse, die nicht am Wege lag. Ich war irre gegangen. Also vorsichtig wieder zurück bis an den Wegweiser! Nur nicht querfeldein die verlorne Richtung suchen!

Ich fand mich zurecht und stieg nun rüstig bergauf. Noch einige Eulen, die in Felsenklüften hausten, erschreckten mich, aber ein schlimmerer Feind hatte sich in mir aufgemacht. „Ob die arme Kathrine jetzt ausgelitten hat?“ dachte ich. Und nun wurde ich die Sterbende oder Tote nicht los. Immer unheimlicher wurde mir, immer rascher mein Schritt, immer lauter der Puls, immer kürzer der Atem. Jetzt kletterte ich den „Kniebrecher,“ den steilsten Abhang, hinauf. Hoher Schnee bedeckte die Erde, aber eine feste Eiskruste war darauf entstanden.

Plötzlich krachte ein Schuß hinter mir; ein Stich ging mir durch die Brust, und mein Fuß stak fest wie in einer Falle. Was war das? —

Nur die Eiskruste war krachend geborsten und hielt meinen rechten Fuß in dem Spalt wie in einer Klammer fest!

Ich befreite den Gefangenen, erstieg den Berg vollends und langte gegen ein Uhr in Schwenda an. Das Hirtenhaus lag still und dunkel da. In der Schule brannte ein Nachtlicht, da Hönnicke immer noch nicht gesund war. Ohne Ge-

räusch erschloß ich das Haus, tappte mich leise in mein Schlafzimmer und kroch, in Schweiß gebadet, in das kalte Bett. Im Traum hetzten mich die Nachtgespenster weiter.

Grau und trübe kroch der Morgen aus dem Nebel, und öde war mir's im Gemüte.

„Ist die Kathrine tot?" fragte ich Frau Hönnicke.

„Nein!" war die Antwort. „Es geht sogar viel besser mit ihr! Frau Baron hält sie für gerettet."

Mit gutem Appetit trank ich nun meinen Kaffee, und frohgemut hielt ich meine Schule. An das Tageslicht und in ein ruhiges Gemüt wagen sich die Gespenster nicht. Im Dunkel erschafft sie die Phantasie, und wie gierige Jagdhunde folgen sie unserer Spur. So bin ich auch einmal ihr Hase gewesen, aber nicht wieder! Wenn mir später Ungewöhnliches erschien, bewahrte ich die Ruhe und damit das richtige Maß und Urteil. Nur im klaren, ruhigen Spiegel erscheinen die Bilder richtig.

12. Ein Dorfschulmeister von Gottes Gnaden.

Anlage und Erziehung machen den Menschen. Das geistige und sittliche Werden nimmt die Richtung, die der innere Kompaß und die äußeren Steuerleute angeben. Kompaß und Steuerung in harmonischer Verständigung versprechen einen guten Lebenskurs.

Wenn die Anlage als Nähr- und Lebenstrieb bezeichnet werden kann, so sind die Erzieher die Ammen und Speisemeister. Wie gute Nahrung gesund, schlechte krank macht, so schwankt der Mensch nach seinen Erziehungseinflüssen zwischen Gesundheit und Krankheit und läßt in seinem Wesen gewisse Erziehungszonen unterscheiden. „Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."

Dies Streben kann durch unsere Umgebung genährt und gestärkt, oder es kann vernachlässigt, ja unterdrückt werden. Fast noch größern Einfluß als die planmäßigen haben die zufälligen Erzieher auf unsere Entwicklung. Aus wie vielen Fäden schlägt sich doch ein Seelen- und Lebensgewebe zusammen! Wie viel Weber, berufene und unberufene, haben die Schemel getreten und die Schützen geworfen! Wer will die einzelnen Fäden und ihre Urheber noch auseinanderhalten! Wie vielen sind wir viel, wie manchem wenig im guten und schlimmen Sinne schuldig geworden!

Wenn der junge Lehrer ins Amt tritt, so soll seine Erziehung bereits zur Selbsterziehung gereift sein. Soll! Hat die Schule aber wirklich den Werdetrieb so stark und nachhaltig angeregt, daß der junge Mann hungrig genug ist, um sich mit Lust zu nähren, einsichtig genug, um die rechten Weideplätze zu finden, verdauungsstark genug, um das Fremde in sich zum Eigenen zu gestalten? Könnte ich ja sagen! Aber die Wünsche sind da ein uferloses Meer!

Ich fühlte, daß in mir nichts fertig war, und dankbar schmiegte ich mich an alle, die meinem Werdetriebe Nahrung und Richtung gaben. Und wie gut hatte ich's in diesem Stück getroffen! Daß überall Gottes Hauch weht und auch in den abgelegensten Winkeln die Gottessaat in den Menschen gedeiht, das sah ich so recht an meinen beiden Kollegen im Kirchdorfe Falkhain. Wie geschaffen und dahin gesandt für mein Glück waren sie.

Der um 20 Jahre ältere König war das Muster eines Landlehrers. Der mit mir gleichalterige zweite Lehrer Schreiber war mein geistiger Zwillingsbruder. Die oft mißhandelte Phrase: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" war bei uns Wahrheit. Einer fühlte dem andern ab, was er empfand, verstand von ferne, was er dachte, hörte ihn reden, ehe er den Mund öffnete, wußte seinen Entschluß, ehe er Hand und Fuß rührte. Doch von ihm und

unserm gemeinsamen Leben und Streben später! Er trat erst ein Jahr nach mir ins Amt.

Von meinem unvergeßlichen König will ich reden, von dem trefflichen Manne, der mir Vorbild, Führer und Freund wurde.

Wenn der Lehrerstand viele Männer seines Schlages hätte, so müßte sich die Wolke, die auf ihm lastet, heben und der trübe Nebel, der ihn umhüllt, verschwinden. Was mein erster Besuch in diesem Lehrerhause versprach, das hat er gehalten, und mehr!

Ich war an einem sonnigen Herbsttage über die Berge gewandert, um mein künftiges Heim zu besuchen. Gegen Abend kam ich in mein Kirchdorf Falkhain an der Werra. Auf den Bergen lag noch verglühendes Sonnengold. In den Wäldern der Thalwand des linken Ufers webte schon der Nachtgeist seine blauschwarzen Schleier. Das Wasser rauschte geheimnisvoll über ein breites Wehr und drehte dann drei große Mühlräder. Einige Fischerkähne kreuzten den Fluß, und in einer geschützten Bucht jubelten badende Knaben. Aus den Wiesen stieg dünner, weißgrauer Nebel auf, und aus den Obstbaumwäldern des rechten Ufers erschollen Gesang und Neckrufe von den Obstpflückern. Aus den Darrhäusern drang der brenzliche Geruch des welkenden Obstes. Die Abendglocke scholl weihevoll durch das schöne Thal, und überall sah man Arbeiter, Knaben und Mädchen mit Kühen an Stricken dem heimatlichen Herde zustreben. Ich konnte mich kaum satt sehen an dem bunten, eigen gearteten Bilde.

Vor dem Schulhause traf ich die Frau Kantor mit zwei kleinen Mädchen und sagte ihr, wer ich wäre. Sie bewillkommnete mich mit erwärmender Freundlichkeit und führte mich in die Stube, um da bis zur nahen Ankunft ihres Mannes zu warten. Die Frau zeigte in Wort und Benehmen wenn auch keine hohe, so doch eine wohlthuende Bildung. In ihren blauen Augen schimmerte ein ganzer Himmel voll

Güte. Doch auch ein tiefer Schmerz schien seine Furchen in das Antlitz gegraben und das Haupt gebeugt zu haben. Die beiden Mädchen standen rechts und links von der Mutter und hielten sich an ihrem Kleide, während die Augen gewunderig auf mich starrten. „Haben Sie nicht auch einen Sohn?" fragte ich ahnungslos und hatte mit diesem Spaten die rechte Stelle getroffen. Auf brachen die Brunnen der großen Tiefe des Mutterschmerzes: Vor vier Wochen hatte die dunkle Erde ihren einzigen, hoffnungsvollen Sohn aufgenommen! Im Lobe des heimgegangenen Kindes und in kleinen Zügen seines Lebens und Sterbens suchte der Mutterschmerz eine Ableitung. Jedes Weh wie jedes Glück drängt nach Offenbarung. Meine Teilnahme gewann das Herz der guten Frau. Wer unser Weh teilt, der wird rasch zum Freunde und Vertrauten.

Als sich die Heimkunft des Kollegen hinausschob, wollte ich aufbrechen, um im nahen Städtlein Quartier zu suchen. Da kam ich aber schön an: „Bei uns bleiben Sie! Was würde mein Mann sagen, wenn ich Sie fortließe?" Die Gastlichkeit war diesem Hause so Lebensgewohnheit, daß eine Ablehnung fast an eine Beleidigung streifte.

Endlich läutete die Thürglocke. Die Frau eilte dem Manne entgegen, begrüßte ihn innig und stellte mich vor. Der Kollege war ein sehr stattlicher Mann, dem Würde und Güte aus Gesicht und Bewegung sprach. Mit kräftigem Händedruck sagte er: „Willkommen in unserer Welt hinter den Bergen! Glückwünsche sind bei solcher Gelegenheit bräuchlich, aber die würden nicht helfen, wenn Sie das Glück nicht im Herzen mit sich bringen. Nur die suchen das Glück in der Ortsveränderung, die innerlich keins haben. Kennen Sie Ihr Dörfchen schon? Ja! Nun, es liegt den Wolken näher als wir, aber nicht häßlich."

„Mein Vater ist fast beschämt und bekümmert darüber, daß sein Sohn dahin geschickt wird, wo sich Has und Fuchs

gute Nacht sagen. Nach meinen Zeugnissen glaubte er das große Los für mich bestimmt!" bemerkte ich lächelnd.

„Und was sagen Sie dazu?" fragte der ernste Mann. „Glauben Sie Ihre Zensur auch zu gut für ein Dörflein mit 130 Einwohnern und 30 Schulkindern? Fürchten Sie Ihr Pfund dort zu allzu niedrigem Zinsfuße angelegt?"

„Gewiß nicht!" rief ich vergnügt. „Ich freue mich kindlich auf das Nestlein. Es liegt gar schön in einer Thalschlucht vom Wald umkränzt und hat ein schönes Schulhaus. Die Menschen und das Gehältlein werden nicht besser und nicht schlechter, Gott und die Wahrheit nicht ferner als an andern Orten sein. Finde ich eine schöne Natur, die meine bescheidene Existenz umrahmt, eine innerlich befriedigende Arbeit, die mich ausfüllt, und liebe Menschen, die mich verstehen, Leid und Freud' mit mir teilen, so bin ich sicher glücklich. Und wenn niemand auf die verlornen Posten abseits vom Weltmarkte wollte, so würde die Welt ja bald nur aus ein paar riesigen Hauptstädten bestehen. Unser Beruf macht uns zu Sendboten der Kultur auch für die fernsten und verschlossensten Winkel. Und dort sind wir nötiger als an den Pulsadern des Menschenverkehrs. Ich halte es für eine dankbarere Aufgabe, einen kleinen Kreis ganz auszufüllen, als auf einem großen eine verlorne Schneeflocke zu sein. Indessen bin ich schon in meinem Elternhause gewöhnt worden, mehr auf die Sprache der Pflicht als auf die des Vergnügens zu hören. Ich muß gehen, wohin man mich sendet! Und ich gehe gern dahin!"

„Nun heiße ich Sie nochmals willkommen!" sagte der ernste Mann wärmer. „Handeln Sie nach diesen Grundsätzen, so wird es Ihnen zum Glück und andern zum Segen sein. Es ist ein gemeiner, aber verderblicher Wahn, daß ein junger Mann mit Nr. I auf der Zensur zu gut für ein abgelegenes Dorf sei. Niemand ist zu gut dazu, um Seelen zu werben, seien diese, wo sie auch seien! Wer mit Widerstreben an einen Ort geht und nur auf die nächste beste Gelegenheit zum

Weiterfahren wartet, der wird auf solcher Wartestation seines Lebens und Wirkens nicht froh werden. Er wird sich die Augen fast blind gucken nach einem bessern Glückshafen und dabei weder Verständnis für die Menschen, noch Liebe zur Arbeit, noch Befriedigung für das eigene Herz gewinnen. Anwurzeln muß der Lehrer auf seinem Posten, mit Liebe in seine Aufgaben eindringen, mit Interesse die Menschen und ihre Eigenarten umfassen, so, als ob er ewig da leben und wirken wollte. Dann wird er Freude am Wirken und Glück am Leben finden. Ich habe auf meiner ersten Stelle 10 Jahre bei nicht ganz 100 Thlr. Gehalt ausgehalten, und auf dieser zweiten hoffe ich nun zu sterben. Es gab auch eine Zeit, wo der Eitelkeitsteufel mir ins Ohr blies, daß ich zu gut sei, um unter Bauern zu versauern und zu verbauern. Solche Mucken sind längst überwunden. Das Glück will wie die Seerose ruhiges Wasser zum Gedeihen haben. Im Wirbeltanz des Wünschens und Wagens, Hoffens und Fürchtens kommt es nicht zur Blüte, nur in stätiger Arbeit und im Frieden des Gemüts.“

So redeten wir, und ich hatte dabei das Gefühl, als ob ich schon längst zu dieser Familie gehörte. Die liebe Frau schaute mit glänzenden, feucht schimmernden Augen bald auf den geliebten Mann, bald auf den heimisch gewordenen Fremdling. Dann aber that sie, was ihres Amtes war, und bepflanzte den Tisch so reichlich mit guten Dingen, daß der Gast auch daraus merken konnte, wie er nicht unwert sei.

Wie war alles so traut und behaglich in dem Hause! Und doch war das Haus so schlecht, wie nur ein Schulhaus sein konnte: eng, winkelig, voll Treppen und Treppchen, Kämmerchen und Gänge, sonnenlos und verräuchert, mit kleinen Schiebfenstern und die Schulstube über einem Durchgange nach der Kirche, dabei alles von so festem Eichenholze, als ob es für die Ewigkeit gezimmert sei! Aber wo Liebe und

Frieden den Weihewedel schwingen, da klingt auch durch äußere Verzerrung innere Harmonie. Aus all' den Winkeln lugte helläugig die Ordnung; über die Treppen und Treppchen huschte flink das Behagen; aus den Möbeln und vollen Schränken und Kisten sprach eine schöne Wohlhäbigkeit und ein wirtschaftlicher Sinn, und die Stimmen in den unschönen Räumen trugen neben der Klangfarbe der Stimmbänder auch die des Herzens an sich.

Ein Mensch mit einem starken Heimats- und Familiensinne und einer großen Liebebedürftigkeit saugt sich auf solchem Boden rasch und innig an. Das Schulhaus in Falkhain ist mir zur Heimat geworden, in der ich mich mit der Freiheit und dem Behagen eines Sohnes bewegte. Die treffliche Frau ist mir eine Mutter geworden, der ich alles rühmte oder klagte, was mein stilles, enges Leben bewegte, und die mit zarter Sorge über mich Mutterlosen wachte. Mein Herz hatte keine geheime Falte vor ihr. Aber auch mit ihrem Vertrauen ehrte sie mich mehr, als meine Jahre verdienten. Rührend war's, wenn sie von ihrem Manne erzählte, wie edel, fest, geduldig und liebevoll er sie getragen und erzogen habe. „Ohne ihn wäre ich ein leidenschaftliches, vielleicht böses Weib geworden. Wenn seine liebe Hand sanft und langsam über mein Haar glitt; wenn sein Blick ernst und innig auf mir ruhte; wenn er mir so innig-dringlich zurief: Lieber Schatz! — da waren die bösen Geister meiner Heftigkeit gebannt, die mich bei meiner schwachen Gesundheit neben einem weniger guten Manne wohl schon ins Grab gebracht hätten."

Den Gemeindegliedern war der Herr Kantor eine wirkliche Respektsperson. Seine natürliche Würde zog ein Seil um ihn, über das sich die Gemeinheit nicht wagte. Wer Rat und Hilfe bei ihm suchte, dem schloß er freundlich Herz und Börse auf. Wie vielen kleinen Handelsleuten half er durch kleine Darlehn! In wie viel wichtigen Entschließungen

gab sein Rat den Ausschlag! Wenn es angegangen wäre, so würde man ihn zum Vormund aller Waisen gemacht haben. Wie gut war's, daß ein solcher Mann durch eine gute Stelle und das Vermögen seiner Frau in den Stand gesetzt war, mit dem gute Rate ab und zu auch die gute That zu verbinden. Stets wirtschaftlich und sparsam, wußte er an rechter Stelle auch recht und nachdrücklich zu helfen. Die Wohlhäbigkeit des Hauses hatte dem Charakter des Mannes und dem ganzen Familienleben diese Sicherheit und diese behagliche Atmosphäre verliehen. Wie gut wär's, wenn der Lehrer nicht immer als Hilfesuchender, sonder öfter als Hilfereichender erschiene! Seine Stellung und sein Wirken würden dadurch gewiß würdiger und gesegneter werden.

Was den Stempel „Pflicht" trug, das war dem Manne heilig, selbst Dinge, die uns jungen Brauseköpfen als Zöpfe unseres Berufes erschienen, z. B. die niedern Küsterdienste, die Gemeindeschreiberei, die Einübung der Chormusiken ꝛc. „Glauben Sie nicht, daß mir ein Heiligenschein um diese Dinge weht, oder daß mein Herz dabei das Kommando führt," sagte er einst auf unser Mäkeln und Stürmen, „sie gehören aber in meinen Pflichtenkreis und müssen darum ordentlich gethan werden. Durch Schlechtthun setze ich nicht die Dienste, sondern mich selbst herab. Daß man auf ruhigem, gesetzlichem Wege nach Lösung all' dieser Troddeln vom Lehramte strebt, das billige und unterstütze ich; aber ich will mein Gewissen nicht durch leichtfertige Behandlung einer Pflicht belasten und meinen Ruf als Beamter schädigen. Ein übler Ruf in diesen Nebenämtern würde sich als dunkle Wolke auch auf mein Wirken im Hauptamte legen. Gebildete Leute können oft Haupt- und Nebensachen, Kern und Schale nicht unterscheiden, viel weniger unsere Bauern!"

Höchst mannigfaltig und interessant waren unsere Tisch- und Kaffeegespräche an den Sonntagen. Alles wurde angebohrt und untersucht. Wir zwei junge Stürmer ließen unsere

gereimten und ungereimten Pläne aus dem Topf unserer Seminarweisheit oder gar aus dem Windkessel unserer Phantasie in allerlei schimmernden Wassergarben aufsteigen. Besonders griffen wir mit unsern noch ganz blanken und scharfen Waffen der Orthodoxie und des Konservatismus das mehr praktische und dem Dogmatischen abgeneigte Christentum und die mild liberale politische Richtung unseres Freundes an. Zuweilen ließ er uns im Wortgefechte siegen und schlug uns dann mit dem großen, freundlich überlegenen Blicke seiner Augen. Dabei schien er seine herzliche Freude an unsern muntern Gedankensprüngen, unserer Lebhaftigkeit, unserm unpraktischen Idealismus zu haben und in unserem Umgange jung zu werden. Selbst wenn wir das Blau des Himmels abschöpfen und zu Anilin buttern wollten, ließ er uns gewähren, ging auf unsere Gedanken ein, tadelte milde, anerkannte herzlich, führte unvermerkt und ließ nie eine schmerzliche Dissonanz in der Seele weiter klingen.

Seine Schularbeit spiegelte den Geist der Pünktlichkeit, Ordnung, Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst wieder; doch war er kein genialer Lehrer, der außergewöhnliche Erfolge erzielte. Er beklagte selber, daß er zu viel rede, den Schülern zu wenig Zeit zur Selbstthätigkeit lasse und leicht über Mißerfolge innerlich gereizt sei. In unsern pädagogischen Gesprächen haben wir die nachstehenden Gedanken hin und her gewandt:

Wer zu viel redet, der macht sich und die Kinder müde. — Nicht was wir sagen, sondern was die Kinder lernen, entscheidet über den Wert der Schularbeit. — Wenn wir uns immer in das kindliche Bedürfnis und die kindliche Fähigkeit hineinfühlen könnten, so würden viel Kugeln ins Blaue ungeschossen bleiben. — Ein selbständiges Urteil, eine freie und geschlossene Wiedergabe eines behandelten Gegenstandes ist mehr wert als ein Spreukorb voll mechanischer Gedächtnisdinge; aber gewisse Dinge müssen gelernt, unbarmherzig fest gelernt werden, um Denkmaterial zu haben. Mit lauter

Nullen rechnet man nicht. — Es ist der höchste Unterrichtsgewinn, wenn die Kinder lernlustig werden. — Nicht nach der Summe der gelernten Dinge, sondern nach der geistigen Beweglichkeit, die sich im Denken, Sprechen und Schreiben offenbart, bemißt sich der Standpunkt einer Schule. Die Frage „Warum?“ ist der Spaten, mit dem man den Garten umgräbt und mit dem man auch die reifen Erdäpfel aushebt. — Immerhin ist nicht das, was die Schüler können, sondern was sie werden, das letzte Ziel. Sittlichkeit erwächst aus fester Gewöhnung, religiöser Herzenswärme und verständigem Denken. —

Der Mann hatte viel gelesen, viel gedacht und viel praktisch gearbeitet. Wenn ihm auch der Geist des Ganzen nur in spärlichen Wasseradern ins abgelegene Thal floß, so hatte er doch das Wenige zu vollem Eigentum verarbeitet. Wie oft verschlingt bei einer Masse von Stoff eins das andere! Lieber Herr von wenigem, als Spielball von vielem! Er las eine Schulzeitung, eine gemäßigt liberale politische Zeitung, ein Unterhaltungsblatt und kaufte jedes Jahr ein paar neue gute Bücher, die dann aber nicht nur Paradesoldaten hinter der Glasthür des Bücherschrankes waren. „Ich kann das Ganze nicht beherrschen und werde nie zu einem Führer aufrücken,“ meinte er einmal, „aber meinen Besitzanteil am Nationalvermögen will ich haben. Wer seinen Pflichtanteil an der Arbeit des Ganzen vergißt, ist ein Egoist; wer seinen Pflichtanteil an der Ehre des Standes außer acht läßt, ein Ehrloser, und wer seinen Genußanteil an den Schätzen der nationalen Kultur verschmäht, ein armer Narr.“

Gegen alle Kollegen war er gastfreundlich, entgegenkommend, anspruchslos. Mir erschien er aber immer eines Hauptes länger denn sie alle. Ich konnte es nicht über die Zunge bringen, ihn schlechtweg „Kollege“ zu nennen. Unwillkürlich schob der Respekt ein „Herr“ davor. In Konferenzen fehlte er nie und arbeitete immer fleißig dafür. Nie führte er das

große Wort, urteilte aber stets verständig und ohne Ansehen der Person. Nie brach er Streit vom Zaune, aber nie ließ er dem Lehrerstande eine Schmach anthun. Von Herzen konnte er über lustige Schnurren und harmlose Scherze lachen, aber nie schweifte sein Wort in das Gebiet des Gemeinen. Im Kreise vertrauter Freunde beteiligte er sich wohl auch an einem harmlosen Kartenspiele, wenn eine gewisse geistige Ermüdung eingetreten war oder die Zusammensetzung der Gesellschaft kein rechtes Gespräch aufkommen ließ, aber nie gab er Wirten und Gaffern das Schauspiel eines zechenden und spielenden Lehrers am Wirtstische. „Fest, treu und ehrenhaft“ war sein Wahlspruch in Haus, Schule, Gemeinde und Gesellschaft.

Mit seinem Pfarrer stand er auf dem Fuße des Vertrauens, der jede Entzweiung ausschloß. Sie verkehrten als Freunde, Haus mit Haus. Er erfüllte treu seine Pflicht, und der Pfarrer mißbrauchte nie sein Recht. Der Pfarrer war ein gelehrtes Haus, besonders sprach- und naturkundig, auch litterarisch thätig. Sein Eden war sein sorglich gepflegter Garten hinter dem schönen Pfarrhause. Dort führte er im Sommer ein glückliches Gartenleben mit Blumen und Vögeln um die Wette und meist mit Büchern und der unzertrennlichen Pfeife bewaffnet. Als Schulinspektor wollte er nur die Vorsehung der Schule aus der Ferne sein, ohne bei jeder Gelegenheit mit seiner Macht einzufallen. Seine Grundsätze gefielen mir sehr: „Zur höchsten Kraftentfaltung gehört Freiheit des Wirkens; das ist aber beileibe nicht Willkür des Gehenlassens. Wer bei ehrlichem Streben überall mit Knieen und Ellenbogen anstößt, dem wird's weder wohl bei der Arbeit, noch wird er Berge umreißen. Vertrauen ist ein höhere Verpflichtung als Befehlen! Wenn ich sehe, daß einer innerlich den Kutscher schon auf dem Bocke hat, was soll ich den noch zur Eile peitschen? Er würde leicht den Wagen ganz umwerfen. Ich begleite ihn bloß mit meiner freundlichen Teilnahme. Wenn einer seine Fehler selbst erkennt

und züchtigt, was soll ich ihn dann noch an einem Haarbüschel zausen? So wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet."

Diese Grundsätze brachte der Pfarrer auch bei mir in Anwendung. Von meinem Eifer schien er überzeugt, und alles übrige überließ er der Zeit und den zuwachsenden Erfahrungen. Er überlief meine Schule nicht; er tadelte und hudelte mich nicht, aber er redete, wenn ich ihn besuchte oder beim Kantor traf, stundenlang über Schule und Wissenschaft, gelehrte und alltägliche Dinge. Seine Freundlichkeit gegen mich blieb sich immer gleich. Einmal unterließ er sogar einen verdienten Tadel und spielte nur später bei einer Tasse Kaffee lächelnd auf meine Versäumnis an.

Das waren die Menschen, in deren Kreis ich gehörte. Wie schön wurden mir die Sonntage durch solchen Verkehr! Ja, auch manchen Wochenabend brachte ich trotz einstündiger Entfernung in dem lieben Hause zu. Zu dem Glück meines spätern Lebens sind in dem Schulhause zu Falkhain gute Baustücke gezimmert und gefügt worden, denn hier fand ich die Vorbilder der Pflichterfüllung und des Familienheiligtums. Sie waren ein heilsames Gegengewicht zu den Gefahren, die meinem lebhaften Sinne in der Gutsluft drohten.*)

*) Der treffliche Lehrer Chr. König ruht seit dem 30. April 1876 auf dem Friedhofe zu Falkhain. Auf dem Leichenstein steht:

Wandrer, bete still an diesem Hügel,
Wo der treu'ste Freund und Vater ruht.
Ach, zu früh nahm seine Seele Flügel,
Floh sein Geist, so klar, und brach sein Herz, so gut.

Wahrheit suchen und das Gute üben
Wollt' er, Seelen führen zu der Wahrheit Licht,
Für die Seinen sorgen, Freunde lieben
Und mit sicherm Schritte gehn den Weg der Pflicht.

Seinen Leib deckt nun die kühle Erde,
Aber seine Seele ruht in Gottes Hand,
Und wir hoffen, daß beim großen Werde
Einst sein Nam' als eines „Treuen" wird genannt.

13. Wie ein Polack den andern aus der Grube zog und allerlei mit ihm redete und erlebte.

Der Winter nahm noch immer den Mund recht voll. Die Häuser waren tief eingeschneit, und hohe Schneewehen lagen in den Gärten. Darauf spazierten die Buben umher, geradewegs zwischen die Äste der Bäume. Und die Hasen machten's ihnen nach und statteten den Rinden der jungen Äste Besuche ab. Die armen Schlucker trugen schwer am Hunger und am Pelze, am Fleische nimmer.

Eines Tages, da wieder dicker Nebel auf Berg und Thal lag und ich im Wirtshaus für den Schulzen das Protokoll führte, erlebte ich etwas Sonderbares. Das Wirtshaus lag so dicht an den Berghang geschmiegt, daß sein hinteres Dachende auf dem Erdreich ruhte und man ohne Mühe von dem Rasen des Gartens auf das Stroh des Daches gehen konnte.

Die Verhandlung war beendigt und eine gemütliche Plauderei angefangen. Da tönte es draußen plötzlich gar wunderlich durcheinander; es krachte, schrie einmal laut auf, quiekte und grunzte, fluchte und schalt in einer unverständlichen Sprache.

Alles stürzte auf den Hof oder an die Fenster. Und was es da gab, war sehenswert. Das Dach des Schweinekobens war teilweise eingebrochen, und über das schwarze Loch und den weißen Schnee ragte eine hohe Fuchsmütze. Unter derselben zeigte sich ein grimmiges Gesicht mit einem großen Schnurrbarte. Und unter dem Schnurrbarte quollen fremdartige, zornige Worte heraus. Im Koben aber tobten die Schweine wie rasend umher; ihre Freude über den Besuch mußte groß sein.

Ich kletterte rasch hinauf, reichte dem versunkenen Manne die Hände, und leicht und kräftig schwang er sich trotz eines dicken Pelzes aus der Grube. Seinen Wirten im Koben dankte er mit einigen polnischen Flüchen, mir aber mit einem deutschen Gruße.

„Das Dorf ist ja eine Festung!“ sagte er nun lachend. „Gleich am Eingange haben Sie Wolfsgruben! Wie mag's da vollends drin aussehen!“

Hierauf besah er seine Hosen und sagte: „Glücklich alles noch ganz, obwohl das Rüsselvieh tüchtig dran herum gezerrt hat!“

„Wo wohnt Frau Baron?“ wandte er sich zu mir.

„Ich gehe dahin!“ antwortete ich.

„Tant mieux!“ machte er und stiefelte mit mir los.

Auf dem Wege sagte er: „Bei uns in Polen ist Reisen jetzt auch keine Freude, aber hier ist es lebensgefährlich. Ein Kutscher sollte mich im Schlitten von Dryfort herauf fahren, verirrte sich aber in dem Dufte, stürzte in den Steinbruch und zerbrach den Schlitten. Zum Glück war ich vorher ausgestiegen. Ich überließ ihn seinem Geschick, watete tapfer querfeldein durch den Schnee, geriet aber bei dem verwünschten Nebel auf das Dach und zwischen die borstigen Unholde. Sie waren sicher nicht weniger erschrocken als ich selbst. — Mein Name ist übrigens Wilkowski!“

Ich nannte den meinigen, und er sagte lächelnd: „Nach Ihrem Namen dürfen Sie wenigstens kein Polenfeind sein!“

„Man kann seine Nationalität lieben, braucht aber nicht der Feind einer andern zu sein!“ antwortete ich. „Übrigens ist einer meiner Altvordern von Westpreußen nach meiner Heimat Thüringen gekommen. Möglich also, daß ich auch slavisches Blut habe; es ist aber durch deutsche Zusätze sehr verdünnt.“

Wir waren am Gute angekommen, und der Pole erstieg die altersschwache Treppe mit so kräftigem Tritte, daß ich

ein abermaliges Durchbrechen befürchtete. Als wir eintraten, saß Ella noch im Morgenkleide am Piano und wandte uns halb das Gesicht zu.

Uns sehen und aufschnellen war eins. Purpurrot rief sie aus: „Sie — Sie —, Herr von Wilkowski? Eher des Himmels Einsturz als Sie hätte ich in unserem Sibirien erwartet!"

„Der Himmel ist auch vorher eingestürzt!" lachte der Pole, „und drum bin ich nun da!"

Und er faßte ihre beiden schönen Hände und küßte sie länger, als mir nötig schien.

Herr und Frau Baron kamen auch herzu, und die Freude perlte wie der Schaumwein, den wir bei Tische tranken.

Ehe aber angerichtet wurde, machte der polnische Herr allerlei wunderbare Kraftstückchen mit Tischen und Stühlen und tanzte wie rasend mit Ella eine Mazurka, um zu beweisen, daß er nicht im mindesten ermüdet sei, obgleich er zwei Tage und zwei Nächte reise.

Ich mußte zum Tanze aufspielen, obwohl mir nicht sehr lustig zu Mute war. Ein Blinder konnte sehen, daß Ella den Polen kannte und — liebte. Er mochte 26 Jahre alt sein und war eine Erscheinung, die überall vorteilhaft von den „Dutzendmenschen" abstach. Das Ebenmaß in dem Bau seines gedrungenen Körpers, die ungewöhnliche Kraft seiner Muskeln, der elegische Ausdruck in dem schönen, blassen Gesichte und das verbindliche, gewandte Benehmen erregten unwillkürlich mein Interesse.

Ella hatte nur noch Augen und Worte für ihn. Fröhlich und innig plauderte sie mit ihm von alten und neuen Zeiten. Im letzten Sommer hatte sie ihn im Bade ihrer Mutter kennen gelernt. Wie schön war das Mädchen im Zwiegespräch mit dem jungen Edelmann! Gewiß war sie eine Reise von Polen nach Deutschland wert.

Mich sah sie nicht mehr an, und bald hub ich mich von hinnen. Man muß nie und nirgends überflüssig sein.

Abends wurde ich wieder geholt, denn es war ein Klavierspieler nötig. Wie bequem ist's doch, in den Schulmeistern gleich leidliche Musikanten zur Hand zu haben, wenn man sie braucht!

Das schöne Paar tanzte unermüdlich und berauschte sich im gegenseitigen Anschauen.

Neben mich an das Piano setzte sich Frau Baron und flüsterte mir zu: „Wäre das nicht ein schönes, passendes Paar? Ella ist zur gnädigen Frau geboren! Ich würde sie auch ausstatten, wie es einer Edelfrau geziemt. Meine Kinder haben eine große Zukunft; ihr Stern steigt mit dem meinigen; für sie und die Welt lebe und arbeite ich!" Und so weiter pufften die Raketen des selbstherrlichen Feuerwerks.

Ich neigte mein Gesicht auf die Tasten und hatte allerlei schwere, traurige Gedanken. An meine linke Schulter lehnte sich die lahme Ida, als ob sie mich stützen wollte. Das gute Kind! Helfen konnte sie mir aber nicht. Mit seinem Herzen muß jeder selbst fertig werden.

An den folgenden Tagen wollte ich das Gut meiden. Hagar konnte ihres Knaben Sterben, ich aber des Polen Glück nicht ansehen.

Doch wider meinen Willen zerrte man mich in den Kreis der Glücklichen. Jeder Tag war ein Fest, und jede Stunde zeigte ein neues Bild. Ob ich wollte oder nicht, lachte oder stöhnte, ich mußte mit hinein in den Wirbel. Der Pole war überaus liebenswürdig gegen mich und erzählte mir viel von seinen Jagden, Gipsbrüchen, Pferden und Bauern.

Das schlechteste davon waren die Bauern. Bei der letzten Treibjagd erfroren drei Buben, die beim Treiben geholfen hatten und dann vergessen worden waren. Er redete davon, als ob die Katze drei Spatzen weggeschnappt habe. Nur ärgerte es

ihn, daß er wegen Fahrlässigkeit um ein namhaft Sümmlein gebüßt worden war. Das grimmte mich im Leibe.

„Hier zu Lande würde ein solch unglückliches Ereignis Aufsehen machen!“ sagte ich.

„Hier? Möglich! In Polen nicht. Was ist ein Bauer? Da lob ich mir einen guten Jagdhund dagegen!“ sagte der Herr Baron herzlos.

„Er ist immerhin ein Mensch mit Menschenrechten!“ sagte ich wärmer. „Wenn der polnische Bauer vertiert ist, so trägt er die kleinste Schuld. Er hat sich von unglücklichen Verhältnissen in den Schlamm drängen lassen. Der Adel aber sollte seinen Schuldanteil nicht wegspötteln, sondern durch geistige Hebung der unglücklichen Menschen die alte Schuld zu sühnen suchen.“

Er schnippte die Asche von der Zigarre und lächelte dünn vor sich hin.

„Menschenrechte — Brüderlichkeit — göttliches Erbteil? Worte ohne Echo!“ sagte er mit vornehmer Überlegenheit. „Sie kennen den polnischen Bauer nicht!“

„Hat man denn schon versucht, durch Unterricht und Freiheit ihn zu heben?“ fragte ich. „Der Weg ist lang, aber sicher.“

Er lachte. „Wird was herauskommen! Unverbesserliches Volk! Lieber Herr, sparen Sie Ihren Eifer für eine bessere Sache!“

„Es giebt keine bessere, als für die Unglücklichen eintreten!“ rief ich. „Wer sein Leben in den Dienst der Elenden stellt, der steht auf der obersten Staffel menschlicher Größe.“

Der Pole guckte mich spöttisch an. „Lieber Herr, wer sagt Ihnen denn, daß unsere Bauern elend sind? Das Glück bewegt sich in mancherlei kleinen und großen Kreisen, und ich gönne jedem seins. Wenn der Bauer genug Schnaps und nicht zu selten Feste hat, so ist ihm herzlich wohl. Ihn

diesem Zustande entreißen, hieße sein Glück stören. Er würde es Ihnen übel danken.“

„Wer weiß!“ sagte ich. „Es giebt ein tierisches Behagen und ein geistiges Glücklichsein. Durch Bildung läßt sich das Glück ins geistige Gebiet erweitern. Je mehr Bildung, desto mehr Befähigung zum Glücke! Auch in das tierische Behagen Ihrer Bauern ist ein Strahl von oben zu lenken. Unterricht und Erziehung würden aus zufriedenen Tieren glückliche Menschen machen.“

„Herr, Sie sind ein Humanist, und in Polen würden Sie von Adel und Bauern gehängt!“ rief der Pole in komischem Zorne. „Darin sind wir einig, daß das Glück der Bauern nicht gesteigert werden kann. Wenn's einem nur wohl ist, das Wie hat wenig Belang. Die Menschheit en masse hat eine Bestimmung, und 's ist nachzuweisen, daß sie langsam vorwärts kommt — im Schneckentrabe, aber der Einzelne hat keine Bestimmung, über ihn geht das Rad weg. So lange er nicht zerquetscht wird, mag er sich des Daseins freuen, das ist seine Bestimmung. Die Burschen hatten sich an Schnaps recht gütlich gethan und haben den irdischen Rausch mit dem himmlischen vertauscht, ist das nicht Glück? Denn natürlich ist ihr Himmel eine ewige Trunkenheit.“

Ich sah Ella an, aber sie blickte rasch weg, ohne auf die herzlosen Worte eine Erwiderung zu haben.

Ich aber mochte nicht fürder als Advokat für die Elenden auftreten gegen einen solchen Widerpart. —

Erst nach acht Tagen erfuhr ich den eigentlichen Reisezweck des Polen. Er wollte die Doktorin zu seinem kranken Schwager, einem Grafen in russisch Polen, entführen. Die Ärzte hatten den siechen Mann aufgegeben, nun sollte ihm eine Ärztin das Leben verlängern.

Sie sagte nicht nein, machte aber Umstände. Nicht übel, denn seltene Ware hat hohen Preis! Dem Herrn Schwager schien der Aufschub recht zu sein. Er belustigte sich hier,

mochte es der Schwager dort, und wär' es mit dem Sensenmanne!

Endlich machte sich die Doktorin reisefertig und auch — Ella! Letztere sollte ihre Mutter begleiten, „um in dem Kreise der neuen Verwandten heimisch zu werden", wie mir Frau Baron zuflüsterte.

Ich stand an einem Märzmorgen in der Schule, als die Gutskutsche an meinen Fenstern vorüberschoß. Drei, die darin saßen, nickten mir freundlich zu. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer ist gar zu weh!"

Den Nachmittag litt mich's nicht in meinen engen vier Pfählen, und ich wanderte dem Nachbarstädtlein zu, um die Gedanken abzulenken. Wie öde und abgestanden sah die Welt aus! Sie sieht ja immer so aus wie unser Inneres!

Ich ging unter Menschen, um der inneren Leere zu entfliehen, aber die Menge füllt niemals den Platz aus, den eins im Herzen inne hatte und verließ.

Mir wurde im faden Wirtsgeschwürm noch wüster, als mir so schon war. Frühzeitig machte ich mich auf den Heimweg. Langsam stieg ich den Berg hinauf. Arme Füße, die ein schweres Herz tragen! Ich mußte denken und grübeln, wie die Welt und jedes einzelne Leben so voll Fragezeichen steht. Wie selten sich die rechten Menschen finden! Wie oft ein Fremdes dazwischen tritt, wenn sich ein Herz dem zweiten zuneigt!

Der Weg kroch durch eine Höhle, machte eine Krümmung und führte dann auf die freie Höhe.

Endlich war ich oben und schaute mich um. Nicht weit von mir auf einem Steinblock saß . . . Ella und sah gedankenverloren in das Thal hinab.

Mein Fuß traf unversehens einen Stein und rollte ihn einen Abhang hinab. Das weckte sie aus ihren Träumen. Sie wandte den Kopf, kam lebhaft auf mich zu und gab mir die Hand mit ihrem alten Blick.

„Da bin ich noch und bleibe!“ sagte sie, aber dabei stieß ein leiser Seufzer auf. „Sie begleiten mich doch nachhause?“

Das that ich, ohne sie weiter um den Grund ihrer Heimkehr zu fragen. Sie plauderte wie in alten Tagen, aber man merkte ihr einen inneren Zwang an. Ich freute mich zwar, daß ich sie noch sah und begleiten durfte, aber von Herzen froh konnte ich nicht werden. Auf einem grünen Rasenstreifen zwischen Schnee fand ich das erste Tausendschönchen und pflückte es für sie, aber Hoffnung bedeutete es nicht.

Warum Ella umgekehrt, habe ich nie sicher erfahren. Hans meinte: „Sie haben sich im Wagen gezankt, und der Pole hat dabei den hochmütigen Edelmann herausgebissen!“

Ich wußte wenigstens nun, was das Eine war, worauf Ellas Zukunftshoffnung ruhte.

14. Wie Hans das alte Buch aufschlug und über vergangene Zeiten berichtete.

Mein „Schubkarren“ Hans hielt leidlich Strich und fuhr nicht übel. Seine Mutter hatte ihm eine Mühle versprochen, und das Zöfchen neigte sich ihm immer freundlicher zu. Er lernte nach Kräften und hielt sich ehrlich.

Vom ihm erfuhr ich ungefragt allerlei über die Vergangenheit seiner Mutter. Gar drollig und mit Grimassen verziert las er aus dem „alten Buche“ seiner Familie. Ich kann nur den Inhalt kurz wiedergeben.

Die Doktorin war die Tochter eines Apothekers, hatte früh Vater und Mutter verloren und war von gutherzigen Großeltern erzogen oder vielmehr verzogen worden. Der Eigenwille des begabten, lebendigen Mädchens wurde das Gesetz des Hauses und ging ungebrochen mit in ihre Ehe.

Sehr jung freite sie einen hübschen, gewandten Fleischer und Viehhändler. Von den Pflichten einer Frau und Mutter hatte sie keine Vorstellung. Sie spielte mit Puppen, foppte jung und alt im Städtlein und zog verkleidet mit ihrem Manne in der Welt umher. Das war lustig aber teuer; der teuerste Haushalt ist der liederliche. Die Kinder kamen rasch hintereinander, wuchsen wie junge Spatzen auf, aßen, so lange was da war, und nahmen, wenn sie Hunger hatten, was ihnen vor die Hand kam. Statt in die Schule gingen sie oft daneben. Hübsch und frisch wurden sie zwar alle, aber auch ungezogen und unwissend.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren inzwischen immer fadenscheiniger, der häusliche Friede immer brüchiger geworden. Es gab fast täglich Scenen, die Gott leid und der Nachbarschaft ein Gaudium waren. Der Mann suchte Trost und Kraft bei dem Tröster aller Schwächlinge — im Glase!

Immer rascher ging's dem Abgrunde zu. Den Berg hinab geht's rascher als hinauf; alles hilft schieben und treiben. Nach den ärgerlichsten Auftritten kam es endlich zum gerichtlichen Verkaufe des Besitztums. In einer ärmlichen Hütte fand die verarmte Familie ein Unterkommen. Frieden und Glück waren aber unwiederbringlich verloren. Ein Bild aus dem Leben jener Zeit habe ich dem Leser schon früher gezeigt.

Der Mann trank und faulenzte und ließ die Kinder hungern oder bei Verwandten nach Brot gehen. Die junge Frau raffte sich zwar auf, aber harte Arbeit wollte ihr auch nicht recht schmecken. Da fielen ihr einige medizinische Bücher aus dem väterlichen Nachlaß in die Hände, und fleißig las sie darin. Da fanden sich gar schöne Rezepte gegen allerlei Gebreste von Mensch und Vieh. Plötzlich sah sie den Weg der Zukunft hell vor sich liegen: Sie wollte Kranke heilen und eine Wohlthäterin der Menschheit werden!

Sie fing klein an. Ihre ersten Versuche bei armen Leuten glückten. Das sind ja kräftige Naturen, die einen

Puff vertragen. Meist war ein „Gott lohn's“ ihre Bezahlung. Manchmal fielen eine Erbssuppe, ein abgelegtes Kleid für die Kinder, ein Stück Speck, etliche Groschen und dgl. ab.

Aber ihr Ruhm wuchs und mehrte sich. Ihre Erfolge waren das Gespräch der Gasse. Die Unwissenheit hat nur einen Maßstab für die Tüchtigkeit: den Erfolg, und sei er Schein! Bessere Posaunenbläser als die Dummen hat die Fama nicht.

Und wenn der gelehrte Doktor den Tod in eine Kneipzange faßte, daß er mit keinem Zeh zappeln könnte, was wär's da weiter? Wozu hat er „Doktor studiert?“ Mißrät ihm aber etwas, dann schlagen alle Zungen Feuerlärm. Alle Welt muß erfahren, daß man ihn geholt und teuer bezahlt hat, daß er es falsch angegriffen und den Tod auf dem Gewissen habe.

Wenn dem Quaksalber zehn sterben, so schließt der Tod oder die Scham allen Beteiligten den Mund; wenn aber einer — trotz seiner Mittel — genest, dann hallen Berg und Thal von seinem Ruhme wieder. Das ist der stille Krieg, den der Aberglaube gegen die Wissenschaft führt.

Diese Betrachtungen standen zwar nicht in Hansens Buche, ich webte sie aber in Gedanken flink zwischen die Zeilen.

Der Erfolg steigerte Kraft und Zuversicht der entschlossenen Frau. Das Amt giebt Verstand, und mit den höheren Zwecken wächst der Mensch. Immer weitere Kreise schlug der Ruf des wunderthätigen Weibes. Von weither zog man zu ihr, und mancher ging geheilt von hinnen. Der Glaube an die Wunderkraft wirkt Wunder.

Um jene Zeit, da ihr Stern zu steigen begann, kam ein junger Müller zu ihr, der an einem Herzleiden siechte. Sie nahm ihn in die Kur, heilte das kranke Herz und behielt es zum Lohne. Zwischen dem 22jährigen jungen Manne und der 34jährigen Frau entwickelte sich ein zärtliches Verhältnis, das zu allerhand romantischen Abenteuern reifte. Den

Trunkenbold hatte die Frau schon längst aus dem Hause gestoßen, und er sank immer tiefer. Sie selbst zog dem Geliebten nach, der sich wegen seiner Liebschaft mit seinem Vater entzweit und ihn verlassen hatte, und nahm Quartier, wo er gerade in Diensten stand. Die Kinder zogen entweder mit ihr oder blieben bei Verwandten.

Was ihnen dabei an allerlei Schmutz ins Herz flog, besonders den älteren, das wusch kein Wasser wieder ab. Leider zerreißt das Leben zu früh den Schleier, der auf zarten Verhältnissen ruht. Der vorsichtige, keusche Wandel der Eltern soll ihn gerade schützen, soll Kindessinn und sittliche Reinheit in Gedanken, Worten und Werken erhalten. Hier aber wurde der Glaube an Zucht und reine Sitte früh zerstört — durch das Beispiel der Eltern! Die Früchte blieben nicht aus.

Der gewandten Frau gelang es endlich, den Vater ihres Geliebten zu versöhnen und umzustimmen. Der verstoßene Sohn durfte in das Vaterhaus, die große Werramühle in Falkhain, heimkehren, und dahin folgte ihm auch die Frau mit ihren Kindern. Wie der Immenschwarm der Königin nachzieht, die sich nach wildem Umherschwärmen endlich an einen Zweig setzt, so folgten der wunderthätigen Frau die Kranken. Auch ihr unglücklicher Mann, den die Todesahnung und die Sehnsucht nach seiner jüngsten Tochter trieb, fand ihre Spur und starb, wie erzählt worden, in Falkhain.

Hierauf heiratete die Witwe den jungen Müller Baron. Ida und Alex waren die beiden Kinder aus dieser Ehe.

Das anfänglich gute Verhältnis zu dem alten Baron trübte sich bald. Die leidenschaftliche Frau und der zähe, kühle Müller reimten sich zusammen wie Feuer und Stroh. Dazu kamen einige mißratene Kuren, besonders an Augenkranken, welche die Polizei munter machten und auf ihre Spur brachten.

Kurz und rasch entschlossen, verlegte sie ihr Hauptquartier drei Meilen weiter in einen andern Kreis. Der Kometen-

schweif von Lahmen und Blinden, Krüppeln und Dürren floß ihr nach und breitete sich aus.

Hier richtete sie „Kräuterbäder" ein, erfand Choleratropfen, wandte ein wunderthätiges Augensalz an und begann ihre Schlafwanderungen.

Das Geschäft blühte immer lebhafter auf und lockte selbst aus hohen Kreisen Gäste herbei. Nur die Polizei war nicht wundergläubig. Sie saß der Prophetin auf den Fersen, brachte sie mehrfach in Geldstrafen und einigemale in Haft.

Da ergrimmte die große Frau im Geiste und sprach: „Ich bin zu euch gesandt, aber ihr stoßt mich hinaus. Ich bringe euch Heil, und ihr flucht mir. Wohlan, von Stund' ab will ich den Staub von meinen Füßen schütteln und in ein Land ziehen, da man die Gabe Gottes erkennet und seine Boten ehret!"

Alsobald rüstete sie sich und ihr Haus zum Wegzuge. Zuvor aber heilte sie des Landrats Kind von schwerem Siechtum und sammelte also feurige Kohlen auf des Gewaltigen Haupt.

Sie zog aber gegen Morgen und schlug ihre Hütte auf in einem schönen Wiesengrunde, nahe einer ostthüringischen Residenz. Die Hütte aber war groß und schön, voll Zellen wie ein Bienenkorb, und war umflossen und durchflossen von schönem Wasser, ein rechter Badeort.

Ein Rat von der hohen Regierung, der ihr das Haus verkauft hatte, hielt seine Hand über sie, und ein Doktor schrieb für 25 Pfennige auf jedes Rezept seinen Namen, also daß christliche und unchristliche Apotheker die verordneten Tränklein kochen mußten.

Ihr Ruhm aber flog weiter und weiter. Vom Rhein und aus Polenland, aus Pommern und aus Bayern eilten die Bresthaften zu ihr, und waren nicht wenig berühmte Namen darunter; alle suchten Heilung bei der Frau Baronin, die ehedem eine Fleischersfrau und Müllerin gewesen war.

Zu der Zeit begleitete der Gutsherr von Wilkowski seinen Schwager, den siechen Grafen von Drawinski, in das Bad der klugen Frau. Er wußte dortselbst nichts besseres zu thun, als dem schönen Töchterlein der weisen Frau tief in die Augen zu sehen und ihr eifrig den Hof zu machen. Der Kranke war noch aufmerksam genug, um das Augen- und Herzensspiel zu sehen und den jungen Mann zu warnen. Es half aber nicht viel; nur das eine, daß ein entscheidendes Wort damals nicht gesprochen wurde.

Viele Monden waren seitdem verflossen. Die Brücke zwischen den beiden Herzen schien zerbrochen. Da erschien der Pole aufs neue, begann das alte Spiel, sprach aber auch jetzt das entscheidende Wort nicht. Ja, ein ernster Bruch schien Wünsche und Hoffnungen auf beiden Seiten vernichtet zu haben.

15. Wie die große Frau heimkehrte, ein „schmeichelhaftes Geschäft“ machte und mich fast mit einem Tafeltuch beschenkte.

Nach etwa 14 Tagen kehrte die Frau „Baronin“ von ihrer polnischen Kur- und Huldigungsreise zurück. Ihre Laune war rosig. „Ich bin dort nicht aus den Weihrauchwolken herausgekommen!“ prahlte sie. „Riecht Ihr nicht, wie der Duft noch in meinen Kleidern hängt? Seht Ihr den Saum unten an meinen Kleidern? Wo er zerfranst oder die Schnur losgegangen ist, da hat ein polnischer Mund beim Küssen zu arg zugebissen. Ich konnte mich dieser Kußmäuler kaum erwehren. — Ist das ein Volk, so lustig und so liederlich! Sie wohnen wie die Bauern und tafeln wie die Fürsten. Und wenn die letzte Kuh drauf geht, geputzt, gastiert, getrunken und getanzt muß werden! Schlechte Wirtschafter, aber gastfreie, lustige Lebemänner sind die Herren; lässig und

schlampig im Hause sind die Damen, aber schön, fein geputzt, feurig und hinreißend im geselligen Verkehr.

Mich haben sie überall auf den Gütern umhergeschleppt und fast auf einen Altar gesetzt, wie ihre heilige Jungfrau!"

„Wie geht's dem kranken Grafen Drawinski?" fragte Ella.

„Nu, der stirbt bald!" war die Antwort. „So lange ich da war, ging es ihm leidlich gut, und er hoffte wieder!"

Frau Baron packte noch ihre Geschenke aus und plauderte dazwischen, als sich die Thür auf ihr „Herein!" öffnete und ein fremder Mann unter vielen Bücklingen eintrat.

„Hab ich das Glück, die große, die gnädige Frau Baronin zu sehen?" begann er.

„Gott, du Gerechter, gewiß, gewiß! Sie sind's, Sie sind's, keine andere! So kann nur eine große Frau aussehen!" rief er in Feuer und mit gefalteten Händen.

„Gott, daß ich das erlebe! Geträumt habe ich Tag und Nacht davon! Gewunschen, nur als Mäuslein durch ihr Zimmer zu laufen! und nun steh ich da, seh die große Frau, von der alle Welt redet, zu der alles rennt — Gott, Gott! Das Glück, das Glück!"

Und wie in Anbetung versunken, faltete er die Hände über der Brust, richtete die Augen gegen die Decke und ließ sie nur manchmal wie verschämt und voll Ehrfurcht auf Frau Baron fallen.

Die große Frau nahm alles für Barzahlung und sagte höflich: „Sehr schmeichelhaft, mein Herr, mit wem habe ich aber die Ehre —?"

„Die Ehre, die Ehre?" — fiel der Fremdling eifrig ein, — „die Ehre ist ganz auf meiner Seite, ist groß und größer, als ich sagen kann! — Doch wie? Darf ich kleiner Mann mich nennen, mit meinem Namen mich nennen vor einer so großen und berühmten Frau? — Doch, zu Gott, dem Allmächtigen, dürfen wir beten; warum soll der hessische

Handelsmann Schmauder sich nit nennen vor der großen Frau, die auch eine gute Frau ist?"

Und so ging das ergötzlich weiter, bis der Hans derb dazwischen fuhr und rief: „Aber Donnerwetter, Herr Plauder oder Schauder, 'raus mit der Sprache: Was wollen Sie denn eigentlich?"

„Was ich will? Was ich will?" rief Schmauder beleidigt, „sehen und bewundern will ich die große, die gnädige Frau Baronin von Schwenda!"

„Das haben Sie nun gethan!" fuhr Hans fort. „Aber zu verkaufen haben Sie doch bei der Gelegenheit auch etwas. Nicht? Von der Bewundrung lebt doch kein Handelsmann!"

„Da haben der Herr recht, ganz recht!" lenkte Schmauder ein. „Und der glücklichste Mann auf der Erde würde ich sein, wenn ich die Ehre hätte, mit der gnädigen Frau ein Geschäft zu machen!"

Und nun kroch endlich der Handelsmann aus den Mantelfalten des Bewunderers.

„Was haben Sie denn zu verkaufen?" fragte Frau Baron geschäftsmäßig, aber noch freundlich. Lob schmeckt manchen Leuten von allen Tellern.

„Was ich hab'? — Herrliches Rindvieh, echte Schweizerrasse!" rief Schmauder. „Weit und breit kein solches Vieh! Der gnädigen Frau gönne ich's allein! Sie muß auch im Viehstand den Vorrang haben! Sie weiß so etwas zu schätzen! Für die Besten immer das Beste! — Mein Vieh müssen Sie sehen, gnädigste Frau Baronin! Sie lassen's nit wieder fort! Es paßt hierher! Auf Ihren Bergen wachsen würzige Waldkräuter wie in den Alpen. Sie richten eine Schweizerei ein, das wirft was ab, und allen Gütern der Gegend sind Sie voraus! Wie Sie ein Engel der Kranken sind, so werden Sie ein Muster der Landwirte sein!"

Der Mann verstand es, die Fische ins Netz zu locken.

Er mußte seine „Schweizerkühe," die im Wirtshause

standen, herbei holen und schwatzte der großen, der gnädigen Frau glücklich vier Stück auf. Den Kaufschilling erhielt er zwar nur zur Hälfte bar; als er aber den Wechsel über die andere Hälfte las, da dachte er vergnügt: „Reiner Gewinn, was da geschrieben steht! kriegen will ich's schon!" —

Einige Tage später saßen wir beim Nachmittagskaffee. Da rollte ein verdeckter Wagen auf den Gutshof. Zwei schöne Braune zogen ihn, und ein Mann, dunkel von Haar, Bart und Gesichtsfarbe, stieg aus und kam die Treppe herauf.

„Mein Name ist Müldner, Leinwandhändler aus Bielefeld!" begann er. „Meine Reise führte mich durch das Werrathal. Da hörte ich in Dryfort, daß die berühmte Frau Baronin nur eine Stunde entfernt wohne und gerade anwesend sei. Da konnte ich nicht widerstehen; die Gelegenheit war zu günstig; ich mußte sie von Angesicht zu Angesicht sehen. Verzeihen Sie meine Neugier! Sie ist nicht gemeiner Art, da es sich dabei um einen gefeierten Namen handelt. Personenkultus ist ja ein Merkmal unserer Zeit."

Der Kaufmann wurde sehr höflich zu einer Tasse Kaffee eingeladen und entwickelte im Gespräche viel Liebenswürdigkeit. Ohne Aufdringlichkeit streifte er das Geschäft nur, indem er die bevorstehende Hochzeit des gnädigen Fräuleins zart andeutete und von dem großen Leinenbedürfnis in einem freiherrlichen Hause redete.

Schließlich wurde ihm der ganze Rest von Leinenzeug, den er im Wagen mit sich führte, abgekauft. Bar bezahlt wurde ihm zwar nur ein Teil, das andere durch Wechsel, das war ja aber Geschäftsbrauch.

Der Wagen war geräumt, die Leinwand auf Tischen und Stühlen aufgetürmt, da sagte Herr Baron: „Schöne Pferde haben Sie!"

„Gefallen sie Ihnen?" war die Antwort. „Es würde mir ein Vergnügen sein, sie in Ihrem Dienste zu wissen; sie

sind verkäuflich! Freilich müssen Sie den Wagen auch mitnehmen, denn ihn selbst zu ziehen habe ich noch nicht gelernt!"

In der That wurde man handelseins, und auch Pferde und Wagen blieben samt der Leinwand in Schwenda. Mit dem Stock in der Hand, einem hohen Wechsel in der Tasche und dem Bewußtsein, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, zog der Kaufmann ab.

Frau Baron wühlte nun mit Lust in den Leinwandbergen umher. Plötzlich faßte sie ein Tafeltuch mit sechs Servietten, legte mir's auf den Schoß und sagte: „Das ist für Sie! Ein kleiner Anfang für die Wirtschaft!"

„Frau Baron!" rief ich erschrocken. „Wie können Sie sich so berauben! Was soll ein Junggesell mit solchem Wertstück? Ich weiß nichts damit anzufangen! Danke, danke herzlich für Ihre freundliche Absicht! Aber nehmen kann und darf ich das wertvolle Geschenk nicht!"

Damit gab ich ihr das Paket wieder zurück.

„Sie närrischer Mensch!" lachte sie. „Warum wollen Sie's nicht nehmen? Ich habe Sie gern und möchte Ihnen eine Freude machen. Lassen Sie mich doch wie eine Mutter auf etwas Zuwachs in Ihrer Wirtschaft denken! Sie verstehen Ihren Vorteil so wenig! Andere halten mir ihre leeren Hände immer hin und beuteln mich aus; Sie halten die Hand zu, wenn man Ihnen etwas hineinlegen will. — Nehmen müssen Sie's! Davon gehe ich nicht ab! Aber säumen und zeichnen soll es Ihnen Ella erst. Sie haben doch niemand dazu!"

So geschah es. Aber das Säumen und Zeichnen dauerte lange, denn bis heute habe ich nichts wieder von meinem Geschenk gesehen und gehört.

Das war mir ganz recht. Ich mochte nicht unter dem Haufen sein, der ihre gute Laune mißbrauchte und ihre Kassen leerte.

16. Wie der Frühling kam und ich endlich Ruhe fand.

Auf dem Gutsdache klapperte ein verirrter Storch, der das heimatliche Nest suchte; am Waldrande schlug die erste Nachtigall, und in den Bädern begann die „Saison". Da wurden die Reisewagen auf dem Gute aus ihren dunkeln Remisen gezogen und mit allerlei Vorräten beladen. Die Unruhe im Hause stürzte über ihre eigenen Beine.

Der Gutsherr ging schweigsam durch alle Räume und schnüffelte in allen Ecken umher, als ob er eine verlorne Stecknadel oder sein gutes Gewissen suche. Die Verwaltung des Gutes übertrug er einem Paar alter, braver Inspektorsleute, behielt sich aber die Oberaufsicht vor. Als regelmäßiger Zugvogel wollte er zwischen dem Bade und dem Gute hin- und herreisen. Das war ein passendes Geschäft für einen vielbeschäftigten Müßiggänger. Zu einer ökonomischen Oberleitung hatte er sich trefflich gerüstet. Im Winter hatte er viel in landwirtschaftlichen Büchern gelesen, auch einigen Vereinssitzungen beigewohnt und mit mir und ähnlichen Sachkennern manchen Strauß über „vernünftige Bodenkultur" gehabt. Nun verstand er alles aus dem Grunde und konnte dem „alten Praktiker" allerlei wissenschaftliche Laternen in den Kopf hängen und auf den Weg stellen. Aus Dresden versprach er neumodische Maschinen und künstlichen Dünger, aus dem Voigtlande Saatgut und Vieh zu senden. Die Wirtschaft sollte aus dem „alten Schlendrian in vernünftige Bahnen" einlenken.

Die Frau Doktorin kugelte umher und erzählte den Dienstleuten, und wer es sonst hören wollte, wie es nun im Bade herrlich gehen sollte. Es seien sehr viele Badegäste angemeldet, und das Geld würde in Strömen herbeifließen. Brauchen könne sie es auch; sie habe zu dem Hauptgute zwei Bauerngüter gekauft und müsse sie im Sommer bezahlen.

Eher ruhe sie nicht, bis sie eine große Herrschaft habe und alles in musterhaftem Stande sehe.

Hans, der verlorne Sohn, rieb sich bald vergnügt die Hände und zog sein Maul noch schiefer als die Nase, bald machte er ein betrübtes Gesicht, seufzte und fluchte. Er sollte als Hofmeier auf dem Gute bleiben, auch ein festes Taschengeld beziehen und sich weiter zum künftigen Mühlenbesitzer ausbilden. Das war gut. Aber sein Zöfchen verließ ihn und ging mit ins Bad; das war der Haken! Konnte sie ihm nicht untreu werden? In Badeorten hat noch niemand der Treue eine Denksäule gesetzt. Schönere und bessere Jünglinge als er selbst gab es noch in der Welt, wie er bescheiden zugestand.

Das Zöfchen aber tröstete ihn und stärkte seinen Glauben; sie gelobte ewige Treue und sprach von der Hochzeit im nächsten Jahre. Er solle sich nur weiter brav halten, fleißig lernen, nicht zu selten schreiben und einmal ins Bad zum Besuche kommen.

Ella war nach Wilkowski's Weggange eine andere geworden. Sie mußte eine große Enttäuschung oder einen tiefen Schmerz erfahren haben. Die üble Laune verließ sie nicht viel mehr, und mich behandelte sie oft kühl und stolz. Von dem alten Vertrauen zeigten sich nur noch schwache Spuren. Sie wurde nach wie vor von Anbetern umschwärmt, und das schien ihr mehr als je Vergnügen zu machen. Am dringlichsten und auffälligsten trieb es ein junger Baron von Reinbach, der zwar verlobt war, aber nur noch Augen und Ohren für Ella hatte.

Sein adeliger Name, sein hübsches Äußere, sein Vermögen, das Zureden ihrer Eltern und seine stürmischen Angriffe überwanden endlich Ella's Widerstand. Sie verlobte sich mit ihm, nachdem Reinbach vorher den Laufpaß von seiner bisherigen Braut bekommen hatte.

Die Liebe mochte bei diesem Entschluß nicht allzu schwer gewogen haben. Der Herr Baron war ein oberflächlicher Geselle, bei dem eine laute Stimme das beste, ein Hang zu gemeinen, ja rohen Vergnügen aber das schlimmste war. Den Sommer über wollte er sich als „Freiwilliger“ auf dem Gute seiner Schwiegereltern nützlich oder unnütz machen, seine Braut aber sollte zu einer Generalin nach E. in Pension gebracht werden, damit hier die letzte Hand an ihre „Bildung“ gelegt würde.

Ida ging mit verweinten Augen umher, denn der Abschied von Schwenda fiel ihr schwer. Ihr Bruder Alex tollte wie ein Besessener umher. Die Freiheit vom Lernen und von der Zucht schien ihm das höchste Glück im Bade. Und froher entfliegt kein Vogel dem Strick des Voglers als dieser Bube dem Lernzwange.

Aber es kam doch anders, als er hoffte. Nach langer Beratung wurde beschlossen, Ida und Alex in Schwenda zu lassen. An den alten, liebevollen Inspektorsleuten hatten sie treue Pfleger und an mir — wie sie meinten — einen gewissenhaften Lehrer. „Das Badeleben sei nicht ohne Gefahr für junge Seelen!“ meinte Herr Baron. Mit tönenden Worten wurden mir die „lieben Kinder“ auf die Seele gebunden.

Wie oft ist diese Art Liebe und Fürsorge nur eine Puppe, der ein schönes Flitterkleid angezogen wird, darunter aber ist ein Strohbalg! Ida wäre allerdings kein glänzendes Aushängeschild für ein Bad gewesen. Mit ihrem stillen, schlichten Wesen würde sie wie ein stummer Vorwurf durch den Lärm des Badelebens gewandelt sein.

Wohl den Kindern, denen Gott seinen Empfehlungsbrief nicht ins Gesicht, sondern ins Herz schreibt! Und wohl denen, die solche Empfehlungsbriefe zu lesen verstehen!

Endlich war der Abschied überstanden und alles glücklich fort. Stille nach dem Sturme, neue Sammlung und

Arbeitsfreudigkeit kehrten bei mir ein. Auch in meinem Schulhause wurde ich endlich eigener Herr. Die Hönnickes zogen aus, aber nicht eher, als bis ihnen der Ortsvorstand einen strengen Befehl zugefertigt hatte. Bei der Abrechnung vergalten sie mir's, daß endlich mein Geduldsfaden gerissen war. Daß ich zuweilen bei ihrer Lampe gesessen, dafür hatten sie meinen gesamten Holzvorrat, sogar ohne die dicken Scheite zu spalten, verbrannt. Daß die Metropolitantochter mit ihren kunstfertigen Händen meine Wäsche besorgt hatte, dafür rechneten sie die Miete. Daß ich drei Monate ihren schlichten Mittagstisch geteilt, dafür mußte ich zahlen, als ob ich täglich fünf Gänge gehabt hätte.

Ich zahlte aber ohne Weigern, wenn auch mit Verdruß. Der teuerste Preis ist immer noch billiger als Zank und Streit, dieweil der Geldbeutel doch leichter als das Herz einen Puff verträgt.

17. Weiter Weg, aber schönes Ziel.

Der treue Führer meiner Jugend, Pfarrer Hahn, war aus meinem Geburtsorte in ein großes Nachbardorf versetzt worden und hatte bald meinen trefflichen Lehrer nachgezogen. Mit beiden verband mich ein fleißiger Briefwechsel. Zu dem Lehrer war der ehemalige Schüler in ein Freundesverhältnis gerückt. Er hatte schon das 30. Lebensjahr überschritten, und man rechnete ihn bereits halb und halb zu den Hagestolzen, als er mich mit der Nachricht von seiner Verheiratung überraschte. Die Erkorene war eine früh verwaiste Pfarrerstochter, die mit den befreundeten Töchtern eines Gymnasialdirektors in edelster geistiger Luft herangewachsen war. Ich beglückwünschte meinen Freund durch einen Brief und ein Gedicht, dessen Schlußstrophe lautete:

Nur Edles sich zu Edlem gattet,
Drum kenn' ich wohl die Liebste Dein;
Von keinem Fehl wird sie beschattet,
Von Tugend reich umglänzet sein.
Drum hat sie Dir's auch angethan,
Daß sie Dein Herz nicht lassen kann!

Die Antwort auf meine Glückwünsche war eine dringende Einladung zu einem baldigen Besuche. „Meine Frau verlangt danach, meinen liebsten Schüler und unsern innigsten Hochzeitsgratulanten kennen zu lernen!" hieß es in dem Briefe. Auch mich verlangte nach der Bekanntschaft mit einer Frau, von der ich hier und dort viel Gutes hörte. Da ich zum Wandern immer sehr geneigt war, so schloß ich eines Sonnabends 12 Uhr die Schule und das Haus und machte mich auf den dreistündigen Weg. Derselbe kreuzte einen breiten, bewaldeten Höhenzug und führte gar anmutig und wechselvoll über Berge und durch Thäler.

Auf der Mitte des Weges rastete ich in einem Dorfwirtshause. Es war mit Gästen erfüllt, die einem kirchlichen Vormittage noch einen weltlichen Wirtsnachmittag anschweißten. Lärm und widriger Wirtshausdunst schlugen mir entgegen. Still setzte ich mich in einen freien Winkel und trank ein Glas einfaches Bier. Die angeheiterten Gäste hatten mein Eintreten bemerkt, stockten in ihrer lauten Unterhaltung und stierten mich erst stumm, dann unter Zischeln an.

Endlich erhob sich ein langer, hagerer Mensch, dessen Gesicht eine lebendige Branntweinwage schien, und schwankte mit dem Schnapsglase in der Hand auf meine Ecke los. In seinem Platt lallte er: „Wer seid Ihr denn? Hä?"

„Ein Fremder!" war meine Antwort. „Woher seid Ihr denn? Wohin wollt Ihr denn? Was seid Ihr denn?" fragte der Trunkene lallend weiter, wobei er mit dem Körper hin und her schwankte.

Um den Trunkenbold nicht zu reizen, gab ich kurze Ant-

worten, trank mein Glas aus und suchte die Thür. Das wandelnde Branntweinfaß wälzte sich mir jedoch in den Weg, packte mich am Arme und hielt mir sein Schnapsglas an den Mund. Ich stieß es zurück und schüttelte den Frechen ab.

Da sprangen wohl ein halbes Dutzend Kerle auf, schoben sich mir in den Weg und schrieen durcheinander: „Nicht von der Stelle! Dableiben! Bescheid thun! Antworten! Was zum besten geben!“ Mir fiel Ps. 22 ein: „Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht!“

Ratlos sah ich umher. Da ging die Thür auf, und ein Förster trat ein. Es war ein älterer Mann mit einem ernsten, anziehenden Gesichte. Er kannte seine Leute und fand den Schlüssel der Lage ohne Frage. An der Thür blieb er stehen, ließ den Gewehrkolben schwer auf die Dielen fallen, sah mit seinen tiefen Augen langsam umher und sagte dann: „So feiert Ihr das Fest? Schämt Ihr Euch nicht?“

„Guten Tag, Herr Förster!“ ging es durcheinander, und still schlich jeder zu seinem Platze.

Ich dankte meinem Befreier, und da wir denselben Weg hatten, gingen wir zusammen. Der sittliche Zustand des Dorfes war der Gegenstand unseres Gespräches.

„Zu wundern braucht man sich nicht über die Roheit!“ sagte der Förster. „Die Einwohner sind arme Weber und Holzhacker, von denen oft 3—4 Familien in einem Häuschen zusammenhocken. Ordnung, Scham und Sittlichkeit kommen da oft ins Gedränge. Holzdiebstahl entsittlicht das Volk, und die Feste werden als erwünschte Gelegenheiten benutzt, um das Tier im Menschen loszubinden. Die 230 Schulkinder haben einen einzigen Lehrer und besuchen die Schule unregelmäßig. Der alte Lehrer mußte wegen Trunks und anstößigen Lebenswandels zwangsweise emeritiert werden. Der junge lebte mit dem Pfarrer in Hader. Und was für Spuren kann seine Arbeit in so kurzer Unterrichtszeit und bei einem solchen Kinderschwarme hinterlassen?“

„Fragezeichen im Flugsande, weiter nichts!“ rief ich aus. „Das ist mein Schmerz, daß man eine volle Wirkung von der Schularbeit erwartet, aber kaum ein Fünftel der notwendigen Vorbedingungen gewährt! Es ist dies ebenso widersinnig, als wenn ich von einer Maschine die volle Leistung erwartete, die bewegende Kraft aber auf ein Fünftel beschränkte! Wie muß sich doch die arme Schule bald Überschätzung, bald Mißachtung gefallen lassen! Wie selten erfährt sie eine gerechte Schätzung, welche Ziele und Wege, Zwecke und Mittel unbefangen abwägt!

Die Freunde der Schule erkennen ihre Bedeutung als Kulturfaktor an, ja erwarten das Heil der Zukunft allein von ihr. Sie beklagen die Stricke, in denen sie noch gefesselt liegt, rühren aber nur vorsichtig Hand und Fuß, um sie zu lösen. In ihrer Begeisterung für die Schulidee vergessen sie, daß die Schule nur ein Rad an der vielteiligen Kulturmaschinerie ist, daß sie nur bei inniger Fühlung mit und würdiger Stellung zu den übrigen Kulturfaktoren das ihrige leisten kann, und daß die Bildungshöhe nicht rasch wie die Nilflut steigt.

Die Feinde der Schule sehen und suchen nur deren Mißerfolge, schreiben Berechtigtes und Unberechtigtes in ihr Schuldbuch, machen einzig den Lehrerstand für das Verfehlte verantwortlich und setzen mit diesem auch den Wert der Schule überhaupt herab. Gerechtigkeit und Billigkeit sollten indessen das Schwert des Tadels und der Verurteilung in der Scheide halten, bis alle Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Schularbeit erfüllt wären. Ehe nicht der Lehrerstand eine tüchtige Vorbereitung, eine würdige Stellung, eine auskömmliche Besoldung und eine fachmännische Beaufsichtigung seiner Arbeit, die Schule aber eine würdige Ausstattung erhält und in innigen Erziehungsbund mit Haus und Leben tritt, die aus der Schule Entlassenen durch Fortbildungsschulen, Volksbibliotheken 2c. unter einem fortwirkenden Unterrichts- und Erziehungseinflusse gehalten werden, sollte man doch mit Vorwürfen und An-

schuldigungen sparsamer sein. Dadurch wird die Freudigkeit der Lehrer und der Arbeitserfolg nicht gehoben. Verneinung kann keine positiven Segensfrüchte tragen."

Ich hatte mich in Feuer geredet. Der Förster hatte mehrmals genickt und aufmerksam mir ins Auge gesehen. Jetzt standen wir am Forsthause, das wunderschön im Walde lag. Der Förster nötigte mich zum Eintritt. Ich wollte Umstände machen, er aber schnitt alle Einreden ab, faßte meinen Arm und zog mich in das äußerst wohnliche Haus.

Die Stube glänzte schon sonntäglich hell. Des Försters Frau und Tochter nahmen mich gütig auf und wollten schon Gutes von mir gehört haben. Die redselige, gewandte Frau wußte allerlei Altes und Neues zu erzählen, und ich belohnte sie durch meine volle Aufmerksamkeit. Mit Geschick wußte sie auch allerlei aus mir herauszulocken. Ein Buch mit sieben Siegeln bin ich nie gewesen.

Das Töchterlein saß strickend am Fenster und warf bald einen Blick nach uns, bald auf die grüne Wildnis draußen, bald auf die weiße Chaussee, die unter einem Bogen des Forsthauses hindurchführte. Das Mädchen war eine fesselnde Erscheinung, mit dem Gesicht des Vaters, aber in das Weibliche und — das 19. Lebensjahr übersetzt. Den Kaffee, das häusliche Behagen, das aus allen Winkeln lugte, die guten Gesichter und die kreisende Rede ließ ich mir gar wohlschmecken. Erst nach einer Stunde brach ich auf mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Ein schattiger Weg führte mich endlich zum Waldrande, an dem sich plötzlich ein weiter Blick in einen fruchtbaren Thalkessel mit vielen großen Dörfern öffnete. Kurz vor dem Ziel meiner Reise kam ich an einer Mühle vorüber, die wie ein liebliches Idyll im Grunde lag und heimlich aus dem Grün hervorsah. Nur die roten Dächer und Giebel blitzten durch die grüne Blätterfülle. Blumen-, Gemüse-, Obst- und Grasgärten umringten das Gehöft. Über eine Terrasse des

parkartigen Gartens war der starke Mühlbach geleitet. Waldbäume neigten sich in ungebundener Freiheit über den klaren Wasserspiegel und hüllten ihn in geheimnisvollen Schatten, den nur ab und zu Lichtstreifen spalteten, welche die Sonne wie Lichtpfeile durch die Blätter schoß. Leise rauschte das Wasser in dem überdachten Bette dahin, fiel plätschernd auf das große Wasserrad und zerstäubte zu Silbernebel. In der Tiefe des Gartens rauschten die unbenutzten Wildwasser ungebändigt dahin.

Ich mußte mich auf den Zaun lehnen und den schönen Anblick in mich trinken. Über mir wiegte sich ein Fink und fragte: „Was sinnst, sinnst?" In einzelnen Lichtzungen stahl sich der Sonnenstrahl durch die Weißdornhecke und bestreute den Bach und das Gras mit flimmernden Goldperlen und Lichtschnitzeln. Die Blätter zitterten und glänzten. Das Schilf nickte mit seinen schwanken braunen Büscheln. Eine glänzende Libelle schoß in Absätzen, wie Seide rauschend, von Halm zu Halm. Ein Rotschwänzchen saß auf der Wasserrinne, nickte mir einen Gruß zu und wippte pflichtmäßig mit dem Schwanze.

Aus der Hinterthür der Mühle trat ein schlanker junger Mann mit tieftraurigem Gesicht. Er ließ das Stellbrett nieder, um das Wasser abzustellen. Doch ehe die Arbeit beendigt war, stützte er beide Ellenbogen auf das Geländer des Steges, nahm den Kopf in beide Hände und versank in ein trübes Hinbrüten. Menschenleid fällt überall als dunkler Schatten auf das Lichtkleid der Natur.

Ich setzte meinen Weg fort. Innerlich erfrischt durch die Gastlichkeit des Forsthauses und den Sommergruß der Natur, langte ich im Schulhause an und wurde mit herzlicher Freude aufgenommen. Die junge Frau war nicht von siegender Schönheit, aber aus ihren wunderbaren Augen, aus jeder Bewegung und jedem Worte sprach die Schönheit der Bildung. Ihre Augen strahlten Leben, ihre Worte Geist. Dies

Wesen in dem Rahmen der behaglichsten Häuslichkeit, von der jeder Zeuge schulmeisterlicher Bedürftigkeit ausgestoßen war: es durchschauerte mich mit dem Behagen des Heimatsgefühls, und ich begriff wohl, wie mein Lehrer und Freund innerlich aufblühen mußte. Eine Glücksquittung stand in seinem Gesichte und klang aus seinem fröhlichen Lachen.

Die Frau hatte gleich mein ganzes Herz gewonnen, und doch zog ihr ganzes, von Geist und Güte durchblümtes Wesen unüberschreitbare Schranken um sie. Unwillkürlich nahm man sich in ihrer Gegenwart zusammen. Jeder seichte Scherz, jede unziemliche Haltung, jedes leichtfertige Wort versank ungeboren wie auf Kommando vor ihr. Diese stille Verpflichtung zum äußeren und inneren Zusammennehmen, die jedermann edeln und bedeutenden Menschen, junge Männer aber besonders gebildeten Frauen gegenüber fühlen, hat etwas ungemein Erziehendes. Keinem meiner Lehrer verdanke ich in dieser Richtung so viel wie dieser Lehrersfrau. Stets hat sie mich mit Güte und Vertrauen behandelt, aber nie habe ich eine gewisse Respektsgrenze zu überschreiten oder Fadheiten in ihrer Gegenwart zu sagen gewagt. Wohl dem jungen Manne, den dies Zusammennehmen vor edlen Frauen an Selbstzucht gewöhnt!

Ich mußte der lieben Frau dies und das erzählen. Mit dem Nachschlüssel der Freundlichkeit und des Scharfblicks wußte sie alle Kammern und Truhen zu öffnen. Mit besonderer Teilnahme hörte sie mein Begegnis mit dem Förster und die Schilderung der Mühle.

„Wie freut mich Ihr sicherer Blick für Schönes!“ sagte sie. „Die Mühle ist in der fetten Prosa unserer Fluren die einzige Insel der Romantik, zu der wir am Abend pilgern, um über den Zaun hin ihre kleinen Wunder zu sehen. Von fern genießt sich so etwas ganz rein. Drin waltet ja auch die Nützlichkeit! Sie sind durch den traurigen jungen Mann überrascht worden? Wie jeder stille Erdenwinkel hat auch dieser stille Ort seine Geschichte; denn wo Menschen leben,

da hat das Herz auch Ebbe und Flut, und da sitzt das Schicksal am Webstuhl und schlägt grobe und feine Fäden ins Gewebe des Lebens. Unlängst ist ein schwerer Riß durch den Frieden der Mühle gegangen. Berthold Auerbach würde die kleine Tragödie zu einer ergreifenden Dorfgeschichte gestalten!"

„Darf ich sie erfahren?" fragte ich gespannt.

„Gewiß!" war die Antwort. „Ich hoffe Sie sogar für den Stoff derart zu begeistern, daß Sie zur Feder greifen und Auerbach zur Höhe nachklimmen!"

Ich wehrte mit Kopf und Händen ab.

Sie erzählte nun die einfache Geschichte mit unvergleichlicher Anschaulichkeit und ergreifender Wirkung. Die reichen Müllersleute hatten einen einzigen Sohn. Der stille, brave Mensch liebte seine Cousine, die einzige Tochter des reichsten Mannes im Dorfe. Marthchen war ihrem Vetter gut, aber besser gefiel ihr der junge Lehrer, der vor meinem Freunde die Stelle verwaltet hatte. Er war hübsch, hatte sich als Hauslehrer bewegen gelernt, sprach gewandt und wußte die Saiten in einem Mädchenherzen zum Klingen zu bringen. Leider zeigte er keine sittliche Zuverlässigkeit — die erste Forderung in jenen ehrenfesten Familien! — und vergaß leicht die Grenze, wo der Durst aufhören soll. Marthchens Neigung verursachte viel Schmerz und Verdruß in den beiden verwandten Häusern. Endlich folgte sie dem unablässigen Andrängen von allen Seiten und heiratete den Vetter, während sie nicht ohne Schmerz den jungen Lehrer von hinnen ziehen ließ. Nach Jahresfrist wurde ein Töchterlein geboren, aber die junge Mutter starb im Wochenbett. Der Schmerz des jungen Gatten mit der mutterlosen Waise ist stumm, aber groß. Die Eltern sind tief gebeugt.

„So hat die blumige Scholle auch ihre Dornen und Nesseln!" rief ich.

„Würden Sie daraus nicht eine Dorfgeschichte schreiben können?" fragte mich die neue Freundin.

„Ich?“ rief ich erschrocken. „Wie sollte ich das anfangen? Außer Feder, Papier und Tinte fehlt mir dazu ja alles!“

Sie lächelte fein und sagte: „Wer solche Briefe und Gedichte schreibt, dem darf man so etwas wohl zutrauen. Es käme auf einen Versuch an! Wenn man auf einen Berg will, fängt man immer unten an zu steigen. Haben Sie „Auerbachs Dorfgeschichten“ gelesen?“

Ich mußte verneinen.

„Nun, so sollen Sie heute zu ihm in die Kost kommen!“ rief sie fröhlich. „Wie hübsch, daß ich Ihre Führerin sein darf! Auf große Küchenkünste dürfen Sie nicht rechnen. So gern ich große und kleine Hausfrauenpflichten übe, und so sicher ich's als die höchste Frauenpflicht ansehe, dem Manne eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten, so ungern würde ich Ihren ersten Besuch im Rauch der Küche und mit glührotem Bratgesicht feiern. Lieber etwas geringer essen, aber sich geistig und herzlich genießen! Das soll heute mein selbstsüchtiger Wahlspruch sein! Also heute Abend Auerbach! Und mit einer Schulmeistergeschichte, dem Lauterbacher, beginnen wir! Später kommt „das neue Leben“ dran!“

Sonnenschein floß über ihr Wesen, als sie so sprach. Und ich mußte denken: „Glückseliger Freund, der solchen Schatz gewann! Und wie kommt's doch, daß ich von der Existenz solcher Frauen bis jetzt nichts gewußt habe?“

Mein braver Freund führte mich in seine Schule, in den Garten, zu dem Bienenstande und in mein Schlafstüblein, das ein großer Baum grün umhegte. Dann spielten wir vierhändig Haydnsche Symphonien und besprachen Schulfragen.

Nach dem Abendthee rückten wir um den Tisch, und die Hausfrau las vor. Ja, das war gelesen! Ich verlor den Glauben an meine Lesekunst. Ihre Stimme, ihre innere Anteilnahme und ihr Gesichtsausdruck schienen die Erzählung zu dramatisieren. Mit einem Gefühl stillen Glückes wurde

man vorwärts gezogen, wie ein Glücklicher sich ohne Ruderschlag auf sonniger, tiefer Flut wiegen läßt.

An das Vorlesen knüpfte sich eine lebhafte Besprechung. Was hatte die Frau für ein feines Urteil über Schönes, Häßliches und Mittelgut! Mit meinen Urteilen kam ich mir manchmal vor wie einer, der mit schmutzigen Holzschuhen auf feine Teppiche tappt. Im lebhaften Wechselgespräch wurde mir vieles über das Wesen der Dichtung klar. „Die Farbenwellen der Schönheit, die die ganze Natur und das Menschenleben durchfluten, warm empfinden, ist die erste Bedingung für einen Dichter; den Stoff nach dem undefinierbaren Gesetz der Harmonie gruppieren, den Konflikt spannen und naturgemäß lösen, die zweite, und das alles einfach, plastisch und packend darstellen, die dritte."

Das wurde nun auf die Tragödie in der Mühle angewandt, — und immer mehr wuchsen Verständnis für und Neigung zu einem Versuch in mir. Einem Vertrauen nicht zu entsprechen, ist mir immer von allen Möglichkeiten die undenkbarste gewesen.

Erst gegen Mitternacht erlosch die traute Lampe, um die wir uns geschart hatten. Der nächste Morgenkaffee war ebenfalls voll unbeschreiblichen Reizes. Was für ein Himmel lag auf diesem Hause, und welche Luft hauchte durch seine Räume, daß man mit der Lerche seinen Jubel himmelhoch hätte tragen mögen!

Der sonntägliche Gottesdienst gab dieser Stimmung noch eine besondere Weihe. Beim Mittagsessen saß das Glück als vierter Mann mit am Tische. Nachmittag und Abend verbrachten wir in der Pfarre. Auch hier derselbe schöne Ton, der das Herz vor Behagen erzittern läßt und dem Geiste Flügel giebt! Nur ernster klang er hier. Das Irdische erschien meinem geistigen Vater immer im Lichte der Ewigkeit. Abgrundtief war sein Herz, himmelhoch fliegend sein Geist.

Erst abends 10 Uhr brach ich auf. Ich habe Nacht-

wanderungen immer geliebt, besonders wenn das Herz recht voll war. Der klare Mond leuchtete mir heim. Der stille Weg bergauf, bergab, der dunkle Wald, auf dem der Mondenglanz lag und Lichtstreifen durch die Laubspalten schoß, die klingenden Lenzchöre in der Brust und der dichtende Gedanke darüber: Das alles förderte rasch meinen Schritt und brachte mich nachts 1 Uhr in mein Dörflein zurück.

O ihr Fürsten der Erde, millionenmal mächtiger und reicher seid ihr als der arme Schulmeister im hintersten Weltwinkel, aber glücklicher wahrlich nicht! Das Herz hat nur eine gewisse Weite der Hebungen und Senkungen, und das meine hob sich so hoch, so hoch! Hier kann der Bettler reicher als der Fürst sein.

An die Dorfgeschichte „Eine einzige Tochter" ging ich mit Feuereifer. Schon auf dem nächtlichen Wege war der Plan gereift. Wenn das Interesse die Pferde sattelt, dann geht die Reise schnell. Meine kleinen Erlebnisse am Peter — Paulstage wurden als Einschlag in das Geschichtlein gewebt und gaben ihm frische Farben.

Nach zweimaliger Umarbeitung trug ich's meinen Freunden hin. Wieder saßen wir um des Lichts gesellige Flamme, und ich las mit kurzem Atem vor. Der Beifall war nicht stürmisch, aber er reichte als Bezahlung für die Mühe aus. Der Tadel war so mild, daß er nicht schmerzte, sondern belehrte, das Lob so fein und warm, daß es nicht übermütig, wohl aber glücklich machte. Sprachliche Härten, unpassende Brücken, Steine des Anstoßes, gewagte Bilder und langschwänzige Redensarten wurden mir scheinbar absichtslos besser fühlbar gemacht als durch einen dicken roten Balken am Rande.

Von da ab bin ich den weiten Weg oft gewandert. Eine Arbeit nach der andern wurde aufgegeben und gelöst, manch' kleines Gedicht ausgesonnen, manch' launiger Brief in Hebels Hausfreundweise ausgeheckt. Meine Freunde waren

mein Publikum, ihr Beifall mein Lohn; andern habe ich nie begehrt. Sie allein haben die lustigen Mücklein meiner Muse schwirren sehen und hören; dann sind dieselben meist in den Papierkorb geflogen. Die Welt hat nichts daran verloren, mir aber hat die fortgesetzte Arbeit sehr viel genützt. Das schlichte Lehrerhaus ist meine Hochschule gewesen. Es regte mich zu freudigem Schaffen an, gab dem Geiste immer neue Nahrung, begleitete meine Arbeit mit warmer Teilnahme, gab mir Maßstäbe für mein Urteil, eine fördersame Kritik für meine Arbeiten und eine reinere Atmosphäre des Glückes.

Was mir dies Haus gewesen ist, habe ich vor Jahren in ein paar Versen ausgesprochen. Sie sollen den Rückblick nach einer sonnigen Insel meiner Jugend enden.

Der Weg zum lieben Hause.

Schon vielmal ging ich diesen Pfad,
Und nimmer werd' ich's müde,
Denn stets noch, wenn ich ihn betrat,
Wuchs mir des Herzens Friede.

Und stiller kann's doch nirgends sein
Als in der trauten Hütte,
In die so gern ich trete ein
In lieber Freunde Mitte.

Mein Herz hat mich den Weg gelehrt
Und führt mich stets aufs neue.
Hier wird das beste ihm gereicht:
Erhebung, Liebe, Treue.

Und will des Lebens Einerlei
Die Seele grau umziehen,
So muß ich, soll sie werden frei,
Zum lieben Hause fliehen.

Drum sei gesegnet mir, o Pfad,
Du führst zu Glück und Frieden.
Und was die Seele Gutes hat,
Weckst du zum Licht hienieden.

18. Wie ich meine erste Ferienreise als Lehrer antrat.

Der Sommer fließt in goldnen Wellen;
Der Bach rinnt murmelnd dort hinab:
Da fühl ich meine Sehnsucht schwellen
Und greife froh zum Wanderstab.

Ich muß in blaue Fernen schweifen,
Muß grüßen Berge, Fluß und Thal;
Ich muß in dunkeln Wäldern streifen,
In Gottes lichtem Freudensaal.

Den Staub ich schüttle vom Gefieder;
Er trübte Auge mir und Herz.
Wie fegen Lüfte nun und Lieder
Hinweg den Trübsinn und den Schmerz!

Und überall wächst frische Nahrung
Und winkt so freundlich mich herbei.
Ich nehme hin die gute Zehrung,
Die mir das Blut macht leicht und neu.

Das Reisen giebt ein rechtes Freuen
In Gottes lieber, lichter Welt;
Es schafft ein rechtes Herzerneuen,
Das meinem Gott und mir gefällt.

So schrieb ich in mein Taschenbuch, als ich an der Waldecke rastete und in die Weite schaute, die duftig vor mir lag. Die ersten großen Ferien als Lehrer! Welches Glück umschließt dies kleine Wort! Im Ränzlein die paar Nötigkeiten, in der Tasche die paar ersparten Thaler, im Herzen ein Meer voll Hoffnung: so zog ich aus!

Einen Schulfreund wollte ich besuchen im nordöstlichen Thüringen und dann durch das Saalthal weiter pilgern in das sächsische Voigtland, wo meine Patronin ihr vielbesuchtes

Bad unterhielt. Im Winter war sie Gutsherrin, im Sommer Wunderdoktorin. Ihre Kinder, meine Zöglinge, paßten nicht in den tollen Wirbeltanz des Badelebens, darum waren sie unter meiner Obhut auf meinem stillen Dorfe geblieben. Mit Beginn der Ferien reisten sie zu ihren Eltern ins Bad, ich aber zog ihnen auf einem Umwege nach. Was hatten mir die Barons alles von dem bunt bewegten Badeleben erzählt! Nun sollte ich's mit eigenen Augen sehen.

Der Freund war Lehrer in einem armen Dorfe auf der Schmücke, einem thüringischen Höhenzuge. Es war derselbe riesenstarke Schulgenosse, der dem Seminardirektor die berühmte „Knüppelrede" gehalten, die unsere Entsetzung vom Aufseherposten zur Folge gehabt hatte. Der Weg zu ihm führte durch bekannte Gegenden, die ich vor zwei Jahren als Seminarist hoffnungsreich durchzogen hatte. Heute begleiteten mich nur noch Erinnerungen. Sie, die damals strahlend an meinem Himmel aufging, war nun schon glückliche Frau. Die Türme ihres Heimatstädtleins grüßten seitwärts herüber, aber hineinlocken konnten sie mich nicht. Tote soll man nicht aus ihren Särgen reißen. Gute Wünsche gab ich den Lüften zur Bestellung, aber die Füße gingen stracks vorwärts einem andern Ziele entgegen.

Spät abends langte ich müde, hungrig und durstig bei dem Freunde an. Er wollte sich eben in seine „Falle" legen. Als er mich sah, riß er seine gutmütigen kleinen Augen weit auf, streckte seine langen Arme aus, faßte mich, hielt mich ein Stück von sich ab und sagte endlich: „Wahrhaftig, Fritze, Du bist's! Das Jahr ist Dir nicht schlecht bekommen. Sei gegrüßt!"

„Der liebste Willkommen wäre mir jetzt etwas zu essen und zu trinken!" war meine Entgegnung.

„Ja, liebes Kind," sagte er langsam und mit seinem gutmütigsten Lächeln, „da bist Du in ein falsches Haus geraten.

Ich habe den letzten Bissen Brot und das letzte Stückchen Käse zu Abend gegessen. Wasser habe ich allenfalls noch."

„Nun, dann her damit!" sagte ich und trank. „Aber ist denn kein Wirtshaus hier, wo etwas zu haben ist?"

„Nein, Schatz! so weit reicht unsere Kultur noch nicht."

„Aber dann wird doch in einem Bauernhause Brot und Butter zu haben sein?"

Er schüttelte den Kopf und sagte: „Auch nicht, liebes Kind! Alles liegt schon im Neste, und wer wollte die abgemüdeten Lasttiere herausklopfen? Du wirst schon bis morgen warten müssen. Eine guter Schlaf wirkt ja wie eine gute Mahlzeit!"

„Lieber wäre mir die Mahlzeit und der Schlaf!" seufzte ich. „Doch wozu gegen eine eiserne Thür rennen? Also warten bis morgen und inzwischen schlafen!"

Aber auch mit dem Schlafe war's nicht weit her. Ich mußte das einzige Bett mit meinem Freunde teilen, dabei trug mir's aber nur einen schmalen Streifen an der Wand, dieweil mein Freund sich gar zu lang und breit in die Federn pflanzte. Nicht genug! Im Schlafe knuffte er den ungewohnten Schlafkameraden auch noch mit seinen Ellenbogen. Im Kampfe ums Dasein blieb ich ihm die Püffe nicht schuldig, ja ich drängte ihn einigemal bis auf den vorderen Bettrand; aber siegreich wie das geröstete Gerstenbrot, das sich (nach Richter 7, 13) zum Heer der Midianiter wälzte und die Gezelte niederwarf, drang er als ungefüge Masse langsam wieder vor und zerquetschte mich schier zwischen seinen Knochen und der Wand.

Mit dem frühesten Morgen glitt ich aus dem Bette, gewann durch die Hinterthür das Freie und lustwandelte im Garten. Es war ein alter Gottesacker, auf dem noch einige Leichensteine zwischen den Beeten standen. Alles war sorgfältig mit Apothekerpflanzen und mit Blumen zur Samenzucht

angebaut. Durch diesen Nebenerwerb suchte mein Freund sein schmales Gehältlein zu verbessern. Durch eine Thür in der Mauer gelangte ich hinaus, erstieg die Anhöhe und beschaute nun die Gegend. Bei Nacht wie mit verbundenen Augen zu einem Freunde kommen und im Frühlicht das neue Stück Welt sehen, das gehört zu meinen besonderen Reisefreuden. Am Morgen ist die Welt am schönsten und das Herz am empfänglichsten. Glänzend stieg die Sonne über den Hügelrand und spiegelte sich in Millionen Tautropfen. Ich schaute hinauf zu Himmel und Sonne und dann hinab in das gesegnete Unstrutthal, in dem der Nebel wie ein unruhiges Meer wallte. Wie zahllose Inselchen bohrten sich nach und nach die Getreidehaufen durch die grauweiße Nebelflut. Drunten hatte die Roggenernte längst begonnen, während auf der Höhe noch die ersten Sicheln klangen. Mein Freund hatte darum auch noch keine Ferien. Es war mir lieb, daß ich wenigstens den letzten Schultag in seiner Klasse zubringen konnte. In fremder Werkstätte und an fremdem Werke schärft sich der Blick für die eigene Arbeit. Immer erkennt sich der Mensch in anderen, also außer sich, besser als in sich. Die Eigenliebe nimmt Partei für das Eigene und raubt dem Urteil die Unbefangenheit; das Geräusch der eigenen Thätigkeit beeinträchtigt die Schärfe der Beobachtung, und die Anspannung der Kraft im Dienste der Schularbeit erschwert das kritische Messen und Wägen.

Ich mochte meinen Hunger wohl eine Stunde spazieren getragen haben, als mein Freund aus dem Bette kam und mir freundlich seinen guten Morgen zugrinste. Das Bett hatte er zuvor selbst gemacht und die Kammer eigenhändig gekehrt.

„Du hast Dir da mein bestes Gehaltsstück beschaut?" sagte er, auf den alten Kirchhof deutend. „Der muß dieses Jahr 60 Thaler Plus zu meinem Gehalte von 120 Thalern steuern. Freilich viel Schweiß kosten diese 60 Thaler!"

„An die Einnahme hatte ich weniger gedacht!“ war meine Antwort.

„Daran muß man immer zuerst denken!“ entgegnete er. „Nenne mir einen Beruf, der nicht um des Erwerbs willen geübt wird? Warum will man von dem verachteten Schulmeister mehr Idealismus als von anderen Leuten fordern? Ich bin Realist vom Scheitel bis zur Fußsohle geworden. Giebt man mir für die Schularbeit nicht genug zum Leben, so nehme ich der Schule ohne Gewissensbisse die Zeit und Kraft zu anderweitem Erwerbe. Mehr Gewissen als meine hohen Behörden, die uns allerlei Joche auflegen und auf solche Wege drängen, brauche ich wohl nicht zu haben.“

„Hermann!“ rief ich entsetzt aus. „Was für ein Geist ist über Dich gekommen? Was hat das Herz und die Pflicht mit dem Gelde zu thun? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich die Art meiner Pflichterfüllung von der Bezahlung abhängig machte. Ich würde mir dadurch die Freude an der Arbeit verkümmern und das Glück des Lebens zerstören. Nur in selbstloser, hingebender Arbeit liegt wahrer Erfolg, wahre Befriedigung uud wahres Glück. Bei geteiltem Herzen, ein Auge auf die Pflicht, das andere auf das Geld gerichtet, sinken wir zu Lohnarbeitern, zu elenden Mietlingen hinab. Ich bin nicht gleichgiltig gegen das Gehalt, denn soll man arbeiten, muß man leben können; aber das Gehalt wandert hinter der Arbeit doch nur wie ihr Schatten her. Daß dieser Schatten bei den Leuten, die in der heißesten Mittagsglut schaffen, sehr kurz, bei denen aber, die in der Morgen- und Abendkühle stehen, sehr lang ist, nun, das wird wohl Naturgesetz sein. Für mich ist es ein sittliches Gesetz, ja eine kluge Lebensregel, die geistige Arbeit ohne Rücksicht auf den Lohn zu thun.“

„So dachte ich früher auch und möchte noch so denken!“ war des Freundes Antwort; „aber die harte Wirklichkeit treibt einem die idealen Mucken aus. Wir werden ausgebeutet, warum sollen wir nicht gleiches mit gleichem vergelten?

Du weißt, wie ich meinen Eltern zuliebe mich um diese elende Stelle beworben habe. Weil ich damit unsern Seminarbezirk verließ, bin ich zum reversmäßigen Ersatz von „60 Thalern Ausbildungskosten“ verdonnert worden. Bei 120 Thalern Jahrgehalt! Ich habe mich zwar gegen diese Menschenfreundlichkeit gewehrt und wehre mich noch, aber schließlich werden sie mir die Summe doch ratenweise abziehen! Und dabei soll man selbstlos und von idealem Pflichtgefühl getragen bleiben? Nein, Schatz, dazu bin ich zu arm, zu lang und zu hungrig! — Doch wie steht's mit Deinem Hunger?“

„Schlecht!“ war meine Antwort. „Ich könnte Menschen anfallen. Was wird's denn mit dem Frühstück?“

„Eine Frau bringt mir Milch und Brot; sie kann jeden Augenblick kommen!“ vertröstete mich mein Gastfreund. Sie kam jedoch nicht, wohl aber rückte das Kindervolk an. Ein Mägdlein wurde nach der Milchfrau geschickt.

„Sie ist schon früh ins Feld gegangen!“ lautete der Bescheid. Noch zu zwei Leuten wurde das Kind nach Milch und Brot geschickt. Niemand war zuhause. Das Dörflein hatte nur einige Bauernhöfe und bestand meist aus Arbeitern, die auswärts Beschäftigung suchten.

Mein Freund tröstete mich damit, daß er schon um 9 Uhr die Schule schließen wolle. „Dann gehen wir zum Schulzen, der ist daheim und wird uns ohne Frühstück nicht abziehen lassen.“

Mit leerem Magen gingen wir früh 6 Uhr in die Schule. Etwa 40 Kinder saßen in dem engen Raume, die meisten barfuß und ärmlich gekleidet. Wie eine Rose zwischen Hecken sah das oberste Mädchen aus, städtisch gekleidet und mit Augen — Augen —, nun, ich rede schon noch darüber!

Die hellen Gesichter der Kinder verrieten eine gewisse Gewecktheit, wie denn überhaupt die Kinder der Höhendörfer meist geistig beweglicher, die der Niederungen schwerfälliger sind.

Mein Freund ging in seinen Morgenschuhen, ohne Halstuch und in seinem grauen Arbeitskittel in die Schule. Mit Gesang und Gebet begann der Unterricht. Der Gesang schlug einem die Trommelfelle fast entzwei; die meines Freundes waren freilich dick und fest wie seine knochigen Glieder.

Auf dem Lektionsplane stand Religion. Das 7. Gebot wurde behandelt. Mein Freund saß behaglich in seinem Kasten, der ein Katheder vorstellte, und sprach sehr praktisch, aber übergemütlich vom Diebstahl, von der Ehrlichkeit ꝛc.

Die Kinder schienen aufmerksam zuzuhören, gaben aber nur vereinzelte Antwortbrocken. Die jüngsten Kinder von 6—7 Jahren waren auch schon da. Sie verstanden aber nichts von dem, was vorging. Sie gähnten, baumelten mit den Beinchen, blätterten im Buche, kritzelten auf der Tafel, stießen und pufften sich ꝛc. Ab und zu wurde ihnen eine Warnung zugeschleudert; ja einem, der sich rüstig an sein Frühstück gemacht hatte, wurde das trockene Gerstenbrot mit einem wohlgezielten Hiebe gesalzen.

In der zweiten Stunde wurde gerechnet, recht ärmlich und kunterbunt! Der Freund hatte freilich in der verwahrlosten Schule wenig vorgefunden und überall weit zurückgreifen müssen. Die einzelnen Abteilungen erhielten ihre Aufgaben diktiert oder vorgeschrieben, rechneten sie mechanisch auf der Tafel auf oder schrieben die Resultate von ein paar Rechenhelden ab. Der Lehrer ging ab und zu, her und hin, hörte ab und gab neue Aufgaben, warf hier einen Witz und dort einen Blitz, hier einen Donner und dort einen Schlag in den Rechenknäuel.

In der Zwischenstunde mußten die Kinder im Garten jäten und hacken, reifen Samen sammeln, Holz spalten ꝛc.

In der dritten Stunde wurde gelesen und geschrieben. Bei den Kleinen wurden Helfer angestellt, welche die Lese- und Schreibanfänge leiteten. Auch hier ging es ziemlich bunt und planlos zu. Viele Kinder saßen träumerisch dabei und

trieben Allotria. Punkt 9 Uhr wurde die Schule geschlossen und der Ferienanfang verkündigt. Da gab's vergnügte Gesichter. Auch das meine erhellte sich in Erwartung des Frühstücks; in der Schule hatte ich weniger an die Leere des Magens gedacht.

„Ehe Du mich in die Wäsche nimmst," — sagte mein Freund — „mußt Du erst etwas in den Magen bekommen. Hungrige Rezensenten gleichen den Wölfen, während sich mit satten schon eher ein Wort reden läßt. Komm nun, damit wir irgendwo ein Frühstück „schinden!"

Nun ging's in das Schulzenhaus. Alles zeugte da von Ordnung und Wohlhäbigkeit. Die Frau sah gutherzig, der Mann schlicht und verständig aus. Ich wurde herzlich willkommen geheißen und war bald in einem lebhaften Gespräch mit dem Schulzen über die Flurseparation. Das Dorf war eben dabei, und der Schulze klagte, wie sauer man ihm das Leben mache; er solle an allem schuld sein, nur seinen und nicht des Dorfes Nutzen im Auge haben ꝛc.

Ich tröstete ihn mit den Erfahrungen aus meinem Heimatsorte. Da habe vor, während und gleich nach der Separation Krieg und Kriegsgeschrei geherrscht, jetzt aber schweige alles, und der Wohlstand wachse zusehends. Mein eigener Vater sei einer der heftigsten Stürmer gewesen, habe seine ungünstigen Pläne nicht annehmen wollen und den Beamten ins Gesicht gesagt, daß sie vor Gott und Menschen eine solche Ungerechtigkeit nicht verantworten könnten, daß er nicht härter gestraft werden könne, wenn er Vater und Mutter geschlagen und mißhandelt hätte ꝛc.

Trotzdem habe er jetzt die Scheuer größer bauen müssen; die Strafe müsse also doch zu ertragen sein. Der Segen der Separation liege in der zweckmäßigeren Ausnutzung des Bodens, in der Erleichterung der Arbeit und in der Anregung zu gegenseitigem Wetteifer. Einer treibe den andern und schäme sich vor dem andern. Mit den Wüstungen und Sümpfen

verschwänden allerdings auch die Zickzackläufe der Bäche, die geschlängelten Wege, die alten Feldbäume und manche Eigentümlichkeiten der Gegend; die Zweckmäßigkeit setze sich an die Stelle der Schönheit.

Im Eifer des Gesprächs hatte ich wieder meinen Hunger vergessen, aber mein Freund trommelte mit den Händen, trappelte mit den Füßen und pfiff durch die Zähne.

Endlich rief der Schulze: „Aber wir schwatzen und schwatzen, und ich vergesse darüber, daß die Herren doch wohl auch Appetit haben?" Er sah uns fragend an; ich blickte bescheiden zur Erde, mein Freund aber meinte: „Schaden könnte ein Bissen Morgenbrot nicht!"

Sofort rief der Schulze seine Befehle durch die Thür seiner geschäftigen Hausfrau zu. Während wir weiter separierten, trug sie allerlei leckere Sachen auf, die ich nur ab und zu mit den Augen streifte, an denen sich aber mein Freund mit unverhohlenem Wohlgefallen weidete. Längst standen die Batterien aufgepflanzt, aber jetzt separierte der Schulze so eifrig, redete und redete auf mich hinein, so daß des Frühstücks abermals nicht gedacht wurde.

Da konnte sich mein Freund nicht länger halten. „Ihr habt nun draußen genug separiert!" — sagte er mit freundlichem Grinsen — „ich dächte wir gingen nun an diese Separation!" Damit zeigte er auf Brot, Butter, Käse, Schinken, Wurst und Branntwein.

„Ach ja, ja! 's ist wahr! Nehmen Sie's nur nicht übel!" — sagte der Schulze und legte mir den ganzen Laib Brot von etwa 10 Pfund in die Arme. Und nun wurde gegessen, gegessen, gegessen! Nie wieder hat mir eine Mahlzeit so gut geschmeckt; niemals hat sich eine so unvergeßlich in meine Erinnerung eingeprägt. Das Bedürfnis giebt den Dingen ihren Wert, und an besondern Umständen hakt sich die Erinnerung fest.

Hierauf wurde der junge Ortspfarrer besucht. Er redete freundlich und gemütlich mit uns, war aber mit seinen Augen

mehr bei seiner blonden jungen Frau als bei uns. In dem Pfarrhause glänzte alles wohnlich hell und zeugte von dem Walten der jungen Gattin. Wie stach dagegen die Schule ab!

Sie war ein ärmliches, einstöckiges Häuschen aus geschlagenem Lehm, mit Stroh gedeckt, und umfaßte außer der Schulstube nur noch ein Wohnzimmer, eine Schlafkammer und die Küche. Der Hof war wüst, der Stall leer, die Umfassungsmauer verfallen. Eine Spur von Lehrmitteln und einen Hauch von Wohnlichkeit suchte man vergeblich in dieser Hütte, in welcher man wohl das Hirten- oder Armenhaus, nicht aber die Schule vermutet hätte. Man mußte so anspruchslos wie mein Freund sein, um sich zu einer solchen Stelle zu melden und mit einem solchen Hause zufrieden zu sein.

Zufrieden sein? Der gute Mensch war es ja nicht mehr! Unter den größten Entbehrungen war er Lehrer geworden, hatte immer die kindliche Heiterkeit seines Gemütes bewahrt und war allen ein Vorbild der Genügsamkeit und Zufriedenheit gewesen. Und ein Jahr als Lehrer hatte ihn so weltfeindlich angehaucht! Steckte das in dem Menschen, in seiner Bildung oder in den Verhältnissen? Statt die Unzufriedenheit des Lehrerstandes zu schelten und zu verurteillen, sollte man gewissenhaft und liebevoll seine Verhältnisse prüfen und bessern! Von Natur haben die Lehrer wahrlich die Unzufriedenheit und die Schwarzseherei nicht in Generalpacht. —

Nach dem guten Frühstück im Schulzenhause konnte das Mittagsbrod entbehrt werden. Wo hätte auch eins herkommen sollen?

Auf einem Nachmittagsgange fragte mein Freund: „Was hast Du nun an dem Schulmeister und der Schule auszusetzen?" „Mancherlei!" war meine Antwort. „Als ehrlicher Kerl nimmst Du selbst kein Blatt vor den Mund; nimm's nicht übel, wenn ich Deinem Beispiel folge. Ich will Dir und mir eine pädagogische Predigt halten!"

Erstlich: Du bist Deinen Schulkindern kein Muster der Ordnung. Woher sollen Deine armen Barfüßler Ordnung lernen, wenn Du selbst nachlässig bist? In Deinem schlumpigen Anzuge ginge ich nicht in die Schule. Erziehlich oder verziehlich wirkt hauptsächlich das Beispiel."

„Gewöhnlich rappele ich mich etwas besser zusammen," — war die Entgegnung, — „aber im Sommer macht die Hitze lässig und bequem. Ein Parademensch bin ich nie gewesen, doch halte ich soweit auf Ordnung, wie es meinen Zöglingen zuträglich ist. Etwas mehr könnte wohl nicht schaden."

Zum andern: Du bist ein harter Stiefvater der Kleinen. Schon um 6 Uhr müssen die 6—7 jährigen Kinder in die Schule kommen, sich selbst zur Last, Dir zur Plage, den größern Kindern zum Hemmschuh. Was haben sie in den zwei ersten Stunden gemacht und gelernt? Nichts, gar nichts! Kann man die Kleinen nicht beschäftigen, so soll man sie auch nicht in der Schule festhalten. Sie sitzen sich nur stumpf und dumm auf den Schulbänken. Sind sie da, so muß sich der Lehrer mit ihnen beschäftigen, denn ohne Lehrerhilfe vermögen sie noch nichts. Kann sich der Lehrer nicht mit ihnen abgeben, dann soll er sie lieber in ihren Bettchen schlafen lassen oder sie auf den Spielplatz schicken. Beweglichkeit ist dem Kindescharakter ureigen, und hier sollen sie 3—4 Stunden lang stille sitzen wie Puppen! Wer dabei nicht dämlich wird, der muß unverwüstlich sein!

Du gutherziger Mensch wirst grausam gegen die armen Kleinen, schiltst und schlägst sie, weil sie den Unterricht der oberen Abteilungen stören. Wie kannst Du das? Sie folgen nur ihrer Natur, Du aber forderst Unnatur. Du forderst Aufmerksamkeit — für Unverständliches und Selbstbeherrschung — von Unerzogenen, das heißt — Unmögliches! Ein kleines Kind kann noch nicht willkürlich aufpassen; es folgt nur unwillkürlich dem Zuge des Interesses. Was Du aber

mit den Großen hattest, das konnte die Kleinen nicht interessieren. Dein fortwährendes Kommando zum Stillesitzen wird das beste in der Kindernatur, Leben und Bewegung, austreiben und dafür Stumpfheit und Dummheit einpflanzen."

„Halt, halt!" rief der Freund. „Übertreibe nicht! In manchem hast Du recht, nur bin ich die falsche Adresse. Ich thue, was befohlen ist; meinen hohen Behörden magst Du gelegentlich die Predigt halten. Was hilft's, daß Du mich bekehrt hast? Besser machen darf ich's doch nicht, dieweil meine Schule als einklassige ungeteilte gleichzeitig alle Kinder zu unterrichten hat! — Doch will ich auf eigene Faust die unterste Abteilung eine Stunde später antreten lassen, damit sie mich wenigstens beim religiösen Unterrichte nicht störe."

Zum dritten: Deine Ausdrucksweise ist praktisch, volkstümlich und treffend, aber nicht edel und schön. Du hast dem Volke auf den Mund gesehen, verstehst sein Denken und sprichst seine Sprache; das ist etwas Großes! Aber Du darfst dabei nicht stehen bleiben, darfst nicht in der Niederung Dich verlieren, sondern mußt die Kinder zu Deiner Denk- und Sprechweise emporheben!

Ziehen muß vor allem der Erzieher, aus dem Gemeinen heraus und zu dem Höheren empor. Von der Rede und Haltung des Lehrers, besonders im Religionsunterrichte, gelte Schillers Wort über das „Mädchen aus der Fremde":

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Gar zu leicht bequemt man sich dem Schlechteren an, und Riesenschritte macht die Nachlässigkeit. Darum immer auf Wachtposten, damit wir nicht verbauern!"

Mein Freund lächelte. „Ich kenne dich! Du gehst immer gern etwas in der Höhe herum; ich schwatze, wie mir der

Schnabel gewachsen ist. Für meine Gesellschaft ist das gut genug. Auf große Höhen bringt die kein Mensch, und wenn er mit Menschen- und mit Engelzungen redete!"

Zum vierten: Die verschiedenen Abteilungen sind nicht immer und nicht zweckmäßig beschäftigt. Wie oft sitzt dies oder jenes Kind müßig da! Wie oft nagen sie an kahlen Knochen herum und beißen sich nur die Zähne stumpf! Der Zufall ist dein Arbeitgeber. Ohne festen, genauen Arbeitsplan ist aber die einklassige Schule das Chaos.

Das große Kunststück, alle Abteilungen der einklassigen Schule zweckmäßig zu beschäftigen, haben wir freilich im Seminar nicht gelernt, und viele lernen es lebenslang nicht. Bunt und planlos irrt und wirrt alles durcheinander. Wie's fällt, so liegt's, wie's trifft, so sitzt's, wie's kommt, so läuft's. Ich verstehe das Kunststück auch noch nicht und bin oft in Verzweiflung darüber. Ich renne hin und her, gebe auf und höre ab, belehre hier und schelte dort, horche mit den Ohren hierhin und gucke mit den Augen dorthin, aber etwas Chaotisches bleibt immer in der Arbeit der einklassigen Schule mit ihren 8 Jahrgängen, 8 Alters- und 8 Bildungsstufen.

Ein wenig fängt's an bei mir Licht zu werden. Und wodurch? Ich habe mir für jeden Tag einen ganz genauen Arbeitsplan gemacht, worin jeder Abteilung das Futter zugeschnitten ist. Dieser Plan liegt vor mir auf dem Tische und hilft mit arbeiten und überwachen. Ich weiß immer, was in jeder Abteilung dagewesen ist, was dran ist und was kommt. Wer könnte auch immer zweckmäßige Aufgaben am Schnürchen haben und sie alle merken!

Mit der Uhr in der Hand messe ich den einzelnen Abteilungen die Zeit zum direkten Unterrichte und zur Selbstbeschäftigung zu. Der direkte mündliche Unterricht hat immer den bestimmten Zweck, das Neue einzuführen und die schriftliche Übung vorzubereiten. Neulernen, Wiederholung und Befestigungsaufgaben bilden einen beständigen Kreislauf. Die einzige gute Seite der einklassigen

Schule ist die öftere Wiederholung und Befestigung. In diese muß aber Plan gebracht werden. Das Dagewesene muß in bestimmter Folge und vielseitiger Beleuchtung wiederkehren; nur so wird es Lern- und Lebensbesitz. Man soll ja nicht meinen, was man gehabt habe, sei Besitz geworden. Nur was man wiedergeben kann, weiß man, nur was man wirklich kann, besitzt man."

„So ein genauer Arbeitsplan möchte nicht übel sein!" meinte der Freund. „Aber ich habe keine Zeit, mir einen anzulegen. Ich muß hacken und graben, säen und ernten, pflanzen und gießen. Der Boden brennt mir unter den Füßen in der Schule, wenn draußen die Sonne scheint, und fast ein Loch gucke ich durch die Scheiben. Im Winter giebst Du mir wohl Deinen Arbeitsplan zum Abschreiben!"

Zum fünften: „Die Kinder denken und sprechen zu wenig, weil Du zu viel sprichst und sie nicht energisch genug zu geistiger und sprachlicher Selbständigkeit nötigst."

„Du forderst zu viel!" meinte der Freund. „Wie habe ich das arme Volk gefunden! Man kann nicht gleich laufen, wenn man eben erst die Gehanfänge gemacht hat. Warte nur 1—2 Jahre, da wird sich das alles von selbst gemacht haben!"

Zum sechsten: „Du hast kein Recht, die Kinder bei Deinen Arbeiten zu verwenden. Du nimmst ihnen die Erholungszeit und forderst das Gerede der Alten heraus."

„Im Leben nicht!" rief der Freund. „Die Kinder reißen sich drum, und die Alten loben es. Das ist ein praktischer Kursus im Gartenbau und eine Übung des Fleißes und Gehorsams. Nein, Schatz, hier steht alles auf meiner Seite, und Du ziehst als Prediger in der Wüste ab!"

Und nun zum siebenten: „Was hast Du mit dem obersten Mädchen? Herzensfreund, was bedeuten die Blicke dieser hübschen Hexe? Was bedeutet ihr Andrängen an Dich,

als Du ihr beim Schreiben die Hand führtest? Ein heißes Bangen überfiel mich. Was habt Ihr zusammen?"

Mein Freund seufzte, und sein gutmütiges, lächelndes Gesicht wurde tief ernst.

„Noch nichts Strafbares!" begann er. „Aber wie lange werde ich das noch sagen können? Du hast also bemerkt, daß zwischen mir und dem Mädchen nicht alles in Ordnung ist? Leider hast Du recht gesehn! Ich kann meine Augen und meine Gedanken nicht von der lieben Hexe bringen. Ich bete, ich kämpfe, ich schelte mich aus, ich fasse jeden Abend und jeden Morgen den Vorsatz, in ihr nur die oberste Schülerin zu sehen, aber blickt mich der schöne Dämon mit den verlockenden Augen an, gleich brechen die Gedanken durch den Zaun und ziehen leichtfertig dem Dinge nach. Und die geübteste Kokette könnte nicht geschickter ihre Seile um die Opfer legen als dieses 14jährige Mädchen um mich. Ihre Augen gehen mir nach, und wie ein stilles Sehnen und Locken schimmert's aus der feuchten Tiefe. Im Vorüberstreifen oder beim Schreiben sucht sie sich an mich zu drängen, und siedend durchläuft's mich bei jeder Berührung. Neulich schüttelte sie heftig mit dem Kopfe, so daß mir ihre schönen Zöpfe ins Gesicht flogen. Ich kann nicht sagen, wie mir da zu Mute wurde. Ach, Schatz, wie jämmerlich schwach ist so ein Menschenherz! Wie viel Nichtsnutzigkeit steckt unter der Decke der Ehrenhaftigkeit wie schwarzes Wasser unter dem grünen Rasen der Moorwiesen! Was soll ich thun, was rätst Du mir?"

Ich war tief erschüttert von dem Geständnis meines sittlich ernsten und ehrenfesten Freundes.

„Du mußt aus dem Zauberkreise heraus!" sagte ich. „Entweder mußt Du Dich versetzen lassen oder das Mädchen von weiterem Schulbesuche entbinden. Da sie in ein paar Monaten 14 Jahre alt wird, körperlich völlig entwickelt und

geistig gut gefördert ist, so wird eine Dispensation unschwer zu bewirken sein."

Mein Freund nickte. „Das stimmt mit dem Wunsche ihrer Mutter zusammen. Und es wird wohl so am besten sein. Auf die Festigkeit meiner Entschlüsse wage ich nicht mehr zu pochen. Noch habe ich nur in Gedanken gesündigt. Aber wie nahe ist man dem Falle, wenn man sich innerlich mit der Sünde vertraut gemacht hat! Früher waren mir Lehrer, die sich mit Schulmädchen vergingen, unbegreifliche Scheusale. Nun trennt mich nur eine schwache Planke von ihnen! Mein Gott, mein Gott, wenn ich auch an dieser Klippe scheiterte! Wenn ich mein Gewissen, die Ehre des Standes, die eigene Ehre und die Heiligkeit eines Kindesherzens vergäße, mich und das Kind unglücklich machte!" Er schlug erschüttert seine Hände vor das Gesicht, ich aber bot alles auf, um ihn wieder aufzurichten. Und es gelang. Ja, lächeln konnte er wieder, als ich äußerte: „Zunächst ist's gar nicht unnatürlich, daß ein 22jähriger junger Mann ein 14jähriges Mädchen lieb gewinnt. Nur darf er seine Pflicht, sein Gewissen und seine Ehre nicht vergessen, besonders wenn er zufällig Lehrer ist, an den man immer höhere sittliche Anforderungen als an andere Leute stellt. Ich wette übrigens, daß die liebe Nixe in drei oder vier Jahren Frau Kantor ist!" —

„Du würdest wohl die Wette verlieren!" meinte der Freund. „So lange denke ich gar nicht zu warten. Ich möchte bald heiraten, um mich aus diesem elenden und gefahrvollen Junggesellentum zu retten. Meine Schulnixe hat zwei ältere Schwestern, die Du heute beim Kaffee kennen lernen wirst. Die Mutter, eine begüterte Witwe, hat uns eingeladen."

Wir verbrachten einen äußerst angenehmen Nachmittag in Haus und Garten der Witwe. Ihre beiden hübschen Töchter, die blonde Emma und die dunkle Bertha, waren vollständige Gegensätze und machten es meinem Freunde

schwer, sich in eine ganz zu verlieben. Er meinte, die Witib möge ihn gern als Schwiegersohn und er könne getrost nach einer greifen, er wisse nur nicht recht nach welcher, besonders auch wegen der kleinen Hexe, die ihm im Herzen sitze.

„Bilde Dir nichts ein!“ mußte ich ihm auf seine Großsprechereien erwidern. „Krankst Du auch an der Narrheit so vieler junger Männer, die sich unwiderstehlich und jedes Mädchen in sich verliebt glauben, die so gern mit ihren Eroberungen prahlen? Dazu bist Du doch zu ernst und zu gescheit! Solche Prahlereien sind dumm und unwürdig. Wie tief stellt ein solcher Aufschneider das Weib, und wie viel tiefer sich selbst! Du glaubst, daß jedes der beiden Mädchen Dich nähme, wenn Du ernstlich anklopftest? Ich bin vom Gegenteil überzeugt! Selbst wenn eine Deinen Wert als Mann erkannt hätte und Dir zugeneigt wäre, so würde sie Dir aus dem schönen Mutterhause nicht in Deine elende Lehmhütte folgen. Über äußere Rücksichten kommen Weiber viel schwerer hinweg als über innere!“

Nun folgten lustige und genußreiche Streifereien in der Umgegend. Besonders gefiel mir der Durchbruch der Unstrut in der Thüringischen Pforte unter der Sachsenburg und der Durchbruch der Wipper durch die Hainleite unter der Arensburg. Die alten Burgen wurden erstiegen, die Gegend beschaut und das Fremdenbuch durchblättert. Unter viel Spreu und Schutt fand ich in letzterem ein geistvolles und formschönes Gedicht von einem Lehrer der Umgegend.

„Das ist unser Hauptmann!“ sagte mein Freund; „er ist reich und klug, fürchtet sich vor niemand und giebt keinem ein gut Wort. Freilich soll's um seine Schule nicht allzu gut stehen. So was ist mühselig; er spricht lieber klug, als daß er still und ruhmlos arbeitet. In den Konferenzen fähret er einher wie ein Held, schlägt alle Widersacher zu Boden und giebt allen guten Rat, wie die Sachen

am besten zu machen sind. Wenn nur nicht das „gut wissen" und „gut ausführen" zwei so grundverschiedene Dinge wären!"

Am nächsten Tage gerieten wir in einen Kreis von vier Lehrern; auch der berühmte war darunter. Es war ein Mann im reiferen Alter, sein Blick scharf, sein Wort treffend, ja geistreich, seine Haltung vornehm-nachlässig, sein Benehmen selbstbewußt und gegen andere fast herablassend. Trotz alledem gefiel er mir sehr, während mich die andern wenig anmuteten. Der Ton ihrer Unterhaltung war so frei, ja manchmal schlüpfrig, ihr Benehmen so würdelos, daß ich mich innerlich verletzt fühlte. Die waren von meinem Lehrerideal weit, weit entfernt. Feine Zucht in Worten kannten sie nicht, in schlechten Witzen überboten sie sich. Wie mochte es da um die Werke stehn?

Mein Freund behauptete: Gut! die Zunge lagere den Schmutz ab, und das Herz säubere sich dadurch. Ihr Leben und Wirken sei tadellos. Ich sah ihn etwas ungläubig an. Er selbst war von der Atmosphäre dieser Gesellschaft nicht unberührt geblieben. Wie derb und materialistisch kam er mir manchmal vor!

Während drei Genossen schnöden Zungendrasch übten, ließ ich mich mit dem „Berühmten" in ein Gespräch über das Lehreransehen ein. Er fand es in Klugheit und Reichtum, ich in tüchtiger Arbeit und ehrenvoller Haltung. Er verteidigte mit ungewöhnlichem Geschick seine Behauptungen und stimmte ja in vielen Stücken auch mit mir überein. Aber er blieb dabei: „Wer nicht imponiert, der gilt nichts. Der Welt aber imponiert nur Geld und Klugheit. Der Lehrer muß also reich heiraten und fleißig studieren!"

Ich warf ein: „Wie wenige Lehrer vermögen mit diesen Mitteln zu imponieren! Ihr Rezept gilt nur für wenige Begünstigte, aber meins für alle. Jedes redliche Wirken und jeder brave Wandel flößt auf die Dauer stille Hochachtung

ein. S i e wollen mit Sturm die Welt gewinnen, ich im stillen, sanften Sausen."

Wenn auch nicht einig, so schieden wir doch als „verwandte Kollegen, die beide das Beste der Schule und des Lehrerstandes erstreben."

Als die gesetzten Tage um waren, da zog ich fürbaß dem Badeorte im Osten zu. Mein Freund geleitete mich stundenweit durch die fruchtbare Ebene, die mit Getreidehaufen besäet war. Noch einmal gingen unsere Herzen in Liebe und Vertrauen auf, und dann sagten wir uns mit feuchten Augen Lebewohl. Ein stilles Weh klang in mir weiter, denn auf lange, lange war mir der Freund entrückt, — aber auch innerlich war er mir fremder geworden!

19. Was für Abenteuer ich im Bade erlebte.

Meine Wanderung in der Sonnenglut über die etwas eintönige Ilmplatte bot wenig Abwechselung und machte recht müde. Erfrischend war der Aufenthalt in Jena und die Reise im Saalthal aufwärts. In einem kühlen Wirtshaus zu Kahla gönnte ich mir ein kaltes Rebhühnlein und einen frischen Trunk. Auf der langen Saalbrücke bewunderte ich den schönen Strom, die kühne Ufereinfassung, den eingestürzten Dohlenstein und in der Ferne die stolze Bergfeste Leuchtenburg.

Durch Wälder und Wiesen zog ich dem Orlathale zu und ließ mich endlich von der Post an das Ziel, den Badeort der Frau Baron, tragen. Die Badeanstalt lag zwischen Wiesen, die von vielen Bachadern durchzogen und von Waldabschnitten begrenzt waren.

Gegen Abend langte ich an und fand die freundlichste Aufnahme, aber nur ein schmales Stüblein zur Nachtruhe. Ein großer Brand in der kleinen Residenz hatte die meisten

Badegäste in das Bad getrieben, und da irrte und schnurrte es nun durcheinander wie auf einem Jahrmarkte.

Todmüde legte ich mich schlafen. Aber schon in der ersten Nacht sollte ich erfahren, daß ich in einem Hause der „Wunder" weilte. Der dumpfe Lärm, der wie eine schwüle Luft das Haus erfüllte, verstummte endlich, und ich schlief ein. Nacht und Stille herrschten in den weiten Räumen.

Plötzlich fuhr ich aus dem ersten Schlafe auf. Was war das?

Vor der Thür leierte eine Uhr ihr gleichförmiges Tiktak. Unten im Erdgeschoß rauschte das Wasser durch das Stellbrett. Ab und zu schlug der Wind einen Zweig der Weinstöcke und Spalierbäume gegen das Fenster. Aber das war es nicht! Fremdartige Laute ließen sich hören; Thüren gingen vorsichtig auf und zu.

Horch! was schlurfte jetzt durch den langen Gang? Wieder ließ sich das unverständliche Gemurmel hören. An manche Thürklinke wurde vergeblich gedrückt, um zu öffnen. Dann folgte ein mehrmaliges Aufstampfen, und weiter huschte es. Näher kam's! Mein Atem ging kurz, und meine Augen bohrten in die Dunkelheit.

Jetzt rüttelte es an meiner Thür. Der Drücker knackte, und die Thür sprang auf. Der matte Schein einer großen Flurlampe quoll herein. In der offenen Thür stand breit und hoch eine weiße Gestalt. Sie focht mit den Händen, murmelte fremdartige Laute und kreischte dazwischen manchmal heftig auf. Jetzt bückte sie sich, hob eine Axt auf und schwang sie in der Luft.

Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken, und kalter Schweiß brach aus. Jetzt streifte der Lichtschein das Antlitz der Gestalt; Himmel, es war Frau Baron! Und nun wußte ich auch, daß sie in ihrem „magnetischen Schlafe" nachtwandelte. Viel hatte ich davon gehört, gesehen aber noch nichts;

die Augen der Wunderfrau waren geschlossen, und das Haar hing aufgelöst in Strähnen über den Rücken.

Plötzlich machte sie kehrt, schlug heftig die Thür zu und huschte weiter. Ich fuhr in die Kleider und folgte ihr von fern. An einer Thür blieb sie stehen, stieß Drohungen aus und donnerte mit der Axt dagegen.

In den Gängen wurde es lebendig, und aus allen Thürspalten guckten neugierige und ängstliche Gesichter. Konnte der Spuk nicht wiederkehren und den Kopf wegreißen wie eine Haselnuß vom Strauche?

Endlich hatte die Nachtwandlerin ihren Rundgang beendet und stieg murmelnd treppab nach dem Familienzimmer.

Ein Schwarm Neugieriger drängte ihr nach, ich darunter. Sie war erschöpft in einen Sessel gesunken. Die Lippen murmelten unverständlich weiter, und die Gesichtsmuskeln verzogen sich zu allerhand Fratzen; die Hände fuchtelten bald die Luft, bald erhoben sie sich gefaltet wie im Gebet oder in feierlicher Beschwörung.

Zu ihren Füßen war ein kahlköpfiger Mann auf die Kniee gesunken und sagte begeistert mit erhobenen Blicken und Händen: „Welches Wunder! Wie vielfach sind deine Offenbarungen, o Gott! Diese aber geht über alles Begreifen!"

Wie ich später erfuhr, war der Mann Doktor der Philosophie, ein begeisterter Jünger Hegels, und verzehrte seine zweitausend Thaler Renten, wo er wollte. Er schien verliebt in Frau Baron, kam jedes Jahr und ließ sich von ihren Launen hin- und herpendeln. Sie sagte von ihm: „Er hat ein kindlich gutes Gemüt, schwärmt für seinen Hegel und mich, aber nicht für seine ganze Rente wollte ich seine dicken Wurstlippen einmal küssen."

Plötzlich erbebte die Gestalt der Doktorin unter einem innern Krampfe, und wie ein Pfeil schnellte sie in die Höhe. Sie sang ein Volkslied, getragen und ergreifend. Die letzten

Töne glichen hinsterbenden Seufzern; während derselben sank sie wieder in den Sessel.

Jetzt begann sie leise, aber immer stärker anschwellend ein Gespräch mit Geistern in einem Kauderwelsch, ähnlich dem des Franzosensimpels in Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten, so daß einem hören und sehen verging. Französische und polnische, lateinische und hebräische Brocken zerrten sich an den Haaren umher in bunter Hetzjagd. Klug konnte aus dem Geschnatter niemand werden.

Neben mir stand der Hauslehrer eines polnischen Grafen, den ich abends noch kennen gelernt hatte. Er schüttelte öfters den Kopf, kniff höhnisch die Augen zusammen und sagte halblaut: „Sonderbare Spiegelfechterei!"

Da schien mir das Auge der Nachtwandlerin einen Augenblick aufzublitzen. Wie eine Rakete schoß sie auf den Polen los, versetzte ihm einen derben Backenstreich und sank dann wieder kraftlos in ihren Sessel. Man hielt das erstaunt für einen Beweis ihres Allwissens und lauschte ihrem Plärren andächtig weiter.

Neben der Schlafwandlerin kauerte blaß und ängstlich gespannten Blickes Herr Baron im Schlafrock, mit Brieftafel und Bleistift in der Hand. Aufmerksam sah er auf den Mund seiner Frau, als das Gemurmel tiefer und schwächer, die Handbewegungen lässiger und die Zuckungen seltener wurden.

„Jetzt können wir sie fragen!" sagte er leise. „Bitte aber, meine Herrschaften, in Ordnung!"

Näher drängten sich die Zuschauer; höher hoben sie sich auf die Zehen, und länger reckten sie die Hälse.

Es folgten nun allerlei Fragen an die Somnambule, die oft von fünfjährigen Kindern zu kommen schienen. Entweder schwieg die delphische Priesterin darauf oder gab rätselhafte Antworten, die ihr Gatte rasch in das Buch einschrieb.

Die meisten Fragen drehten sich um die Krankheiten der Badegäste, und die Rezepte darauf unterschieden sich wenig von denen, welche die Doktorin im Wachen gab. Die armen Frager hätten sich sicher mehr genützt, wenn sie im Bette geblieben wären.

Man fragte auch nach dem Ausgange von Prozessen, nach dem Schicksale ferner Freunde, nach dem Aufenthaltsorte Verstorbener in jener Welt, nach dem künftigen Ergehen Angehöriger, kurz nach allerlei aus Vergangenheit und Zukunft, Zeit und Ewigkeit.

Immer mehr leerte sich das Zimmer. Nur eine kleine Zahl hielt stand und schien eine geheime Frage auf dem Herzen zu haben. Herr Baron ließ sie einzeln herantreten, während die übrigen in die Nebenzimmer traten.

Ich stand neben dem polnischen Hauslehrer im angrenzenden Schlafzimmer und hörte die meisten der geheimen Fragen und Antworten. Es wurde nach Mitteln gefragt, um die begehrte Braut heimzuführen, den erzürnten Bräutigam zu versöhnen, einen Prozeß zu gewinnen, mißratene Söhne zu retten, verschollene Verwandte zu finden, Leibeserben zu erhalten, erkältete Herzen zu erwärmen ꝛc.

Noch waren nicht alle Frager abgefertigt, als ein Krampf die Somnambule erschütterte, ihr Gesicht verzerrte und den Schaum auf die Lippen trieb.

„Aus!“ sagte Herr Baron und sah ängstlich auf seine Frau. Plötzlich bog er sich zu ihr nieder und lauschte.

„Holunderholz geschabt! rasch!“ rief er einem Hausdiener zu. Im Nu war das Holz geholt, die Schale herunter gefegt und der Doktorin auf die Brust gelegt.

„Sturm! — Sturm! aufs Herz!“ stöhnte sie.

Man rannte nach Sturms Morgenandachten und legte sie ihr aufs Herz. Sie schienen von außen ebenso kräftig wie von innen zu wirken. Der Krampf schwieg endlich und ging in ruhigen Schlaf über.

Gähnend und immer noch mit geschlossenen Augen erhob sich die Schlafwandlerin und sagte matt: „Schlafen!“

Damit schwankte sie durch das Zimmer nach der Schlafkammer und strich dabei mit dem Arm eine kostbare Vase von der Kommode herunter, so daß sie schallend zerbrach.

Die Schläferin riß die Augen auf, ließ sie aber gleich wieder zufallen und sagte gleichmütig: „Hin ist hin!“ Sie ging nun wirklich zu Bett.

„Träumt sie oft so?“ fragte ich den Polen.

„Alle acht bis vierzehn Tage wiederholt sich der Spuk, nur noch kindischer und toller, wenn sie viel Wein getrunken oder sich gezankt hat. Heute war's auf meinen Grafen abgesehen, der sie geärgert hat!“ antwortete er.

„Was halten Sie von dem merkwürdigen Vorgange?“

„Sie sind sehr neugierig! Aber ich halte mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge: Unendlicher Blödsinn! Sand in die Augen! Eine Krankheit haben alle, die heute gefragt haben, aber sie wissen es nicht: Sie leiden am Gehirn! Guten Abend!“ Damit verschwand der Pole in sein Zimmer.

Meine Gedanken tanzten einen spukhaften Reigen im Schlafe weiter. —

Der Morgen kam. Ich erhob mich zeitig und besichtigte das Haus und seine Umgebung. Es war groß und schön, von Wein und Spalierobst lieblich umsponnen. Im Blumengarten blühten Nesseln, Wegebreiten, Kletten und derartige Zierpflanzen üppiger als Rosen und Nelken. Im Gemüsegarten standen Kraut, Rüben und tischhohes Unkraut bunt durcheinander. Der Obstgarten war parkartig angelegt, von Kieswegen durchschnitten und von einem Bache durchströmt; er hatte überall Grotten, Lauben, Ruhebänke und am Ende sogar einen Teich mit einer Gondel; aber das Umfassungsstaket war schadhaft und der Weg mit Geräten und Kinderspielzeug besäet.

Endlich wurde es lebendig im Hause. Die grünen Jalousien gingen auf; Frauenköpfe in Morgenhäubchen und Männerköpfe in Nachtmützen wurden sichtbar und prüften vorsichtig die frische Morgenluft. Ein Offizier kam in voller Uniform unter den Bäumen daher; andere Badegäste nahmen in Lauben schon ihren arzneilichen Morgentrunk aus einer großen Flasche mit braunem Gesöff. Von der Sadt her näherten sich in langem Zuge Bäcker, Fleischer, Kräuterweiber, Patienten u. a.

Im Kursaale warteten die Kranken. Das kam und ging, saß und stand, lachte und klagte! Die Klagelieder übertönten aber die heitern Klänge. Die Wunderfrau ließ lange auf sich warten. „Nach dem „Schlafe" ist sie jedesmal erschöpft!" wurde behauptet.

Endlich kam sie und wurde von allen Seiten warm begrüßt. Ihre Erwiderung war ziemlich kühl. Über die Nachtscene und ihr Befinden danach fiel kein Wort. „Das verstimme sie!" meinte man.

Ihr Anzug war eigentümlich. Das ungekämmte Haar war unter ein kostbares Morgenhäubchen gezwängt. Den runden, aber nicht gerade weißen Hals umspannte ein kostbarer Schmuck. Unter einer weiten Morgenjacke schimmerte grauweiße Wäsche hervor. Wusch das Wasser der Residenz so übel? Auf der schweren Seide des Rockes konnte man ohne Mühe einige Fett- oder Ölflecken unterscheiden. Die seidenen Strümpfe hatten sich huldvoll auf ein Paar übergetretene Samtschuhe herabgesenkt. An den kleinen runden Fingern glänzten ein halb Dutzend kostbare Ringe, die fleißig gedreht wurden.

Schäkernd und trällernd hüpfte sie im Saale hin und her. Die Klagen der Kranken hörte sie nur mit halbem Ohre an. Und die Armen hatten ihr doch so viel zu klagen und wünschten so sehnlich ungeteilte Aufmerksamkeit!

Die Fragen und Winke der Doktorin waren meist kurz

und oft treffend. Ihr Benehmen gegen die Kranken war bald verbindlich, bald nachlässig. Bald sagte sie einem Herrn eine Schmeichelei, bald einer Dame eine Bosheit. Unstät wie ihr Umherhüpfen war ihre Unterhaltung, regellos wie der ganze Haushalt auch ihre Behandlung der Kranken. Man nahm das als „geniale Eigentümlichkeit" mit in den Kauf und glaubte um so fester an ihr ärztliches Talent.

Die Kranken bildeten eine sonderbare Rangliste von hohen Staatsbeamten und zwei gräflichen Familien herab bis zu kleinen Kaufleuten und Beamten, Müllern und Gastwirten. Besonders waren viele polnische Adelige, auch ein paar Schweden und Franzosen da.

Frau Baron hatte eine Anzahl Kranker in ihrer formlosen Weise abgefertigt, aber die Mehrzahl wartete noch. Plötzlich war sie verschwunden. Eine halbe Stunde verging, ohne daß sie wiederkam; überall grollte der Unwille.

„Gewiß steckt sie wieder in der Küche, plaudert mit den Kräuterweibern und Dienstboten und berauscht sich an deren Lobsprüchen!" brummte ein dicker Gutsbesitzer, den das Podagra plagte und der im August einen dicken Pelz trug.

„Weiberwirtschaft!" knurrte ein Hagestolz, dem ein Leberleiden aus dem Gesichte zu lesen war.

„Ein Arzt sollte sich derartige Rücksichtslosigkeiten erlauben!" sagte ein schwindsüchtiger Lebemann. „Von dem Weibe erträgt man sie!"

„Ich werde sie holen!" sagte eine bleichsüchtige Dame, die aus Mondstrahlen gewebt schien.

„Teufel!" sagte ein Offizier mit sehr blöden Augen, „wenn man das Weib nicht am Rockzipfel hält oder ihr eine Schmeichelei sagt, so ist kein vernünftig Wort mit ihr zu sprechen!"

Einige Kranke waren ihr in die Küche gefolgt und hatten dort Gehör erzwungen.

Die Mondscheindame brachte endlich die entflohene Helferin

wieder zurück, und nun hielt sie aus, hörte die Berichte an, gab Weisungen, fuhr hier mit Spott, dort mit Vorwürfen dazwischen und nahm auch mit kühner Hand Operationen vor. Der Saal entleerte sich. Die Kranken gingen entweder spazieren oder stiegen in die Bäder, die ein Kräuterabsud waren.

Eine kleine Schar Augenkranker blieb wie an die Stühle geheftet im Saale sitzen. „Nun, Ihr lieben Täubchen,“ scherzte Frau Baron, „wie steht's? Soll das Konzert losgehen?“ Damit zog sie aus ihrer Tasche ein hölzernes Büchschen mit einem weißen Pulver. Das war ihr berühmtes „Augensalz“, weiter nichts als Alaunpulver. Ängstlich schielten die Kranken danach, dann bogen sie die Köpfe rückwärts über die Stuhllehnen, öffneten die Augen weit und ließen sich eine Prise einstreuen. Manche schrieen dabei, andere ächzten, einige bissen ins Taschentuch, der Herr Leutnant verzog keine Miene, ja scherzte: „Pulver sind wir gewohnt!“ Frau Baron streute sich selbst kaltblütig und unter Scherzen etwas Pulver in die Augen, um den Zaghaften Mut zu machen.

Die ärztliche Sprechstunde war zu Ende, und die Doktorin begab sich in das „Laboratorium“. Hier wurden die Arzneien gekocht und die Flaschen mit dem braunen Pflanzenabsud gefüllt, den die Kranken auf Tod und Leben schluckten. Dem Anschein nach war keine große Abwechselung in den Mitteln. Ob's einer im Kopf oder im großen Zeh, im Herzen oder im Magen hatte, alle bekamen aus demselben Topfe ein — Scheuermittel! Auf die berühmte Frau paßte Goethes Wort: „Als Schlotfeger laß ich die Ärzte gelten!“

Im „Büreau“ war der Mann der berühmten Frau beschäftigt, die ausgegebenen Arzneipullen zu 70 Pf. und Bademarken zu 1,50 M. sowie An- und Abmeldungen zu buchen, Gelder einzunehmen, Klagende zu beschwichtigen 2c.

Ich mußte ihm hilfreich beispringen. Den Tag vorher hatte die Doktorin ihren adeligen Apotheker und Buchführer

Knall und Fall fortgejagt, weil er dem lieben Aler eine tüchtige Ohrfeige verabfolgt hatte. Der unverschämte Bube hatte laut den Apotheker wegen einer angeblichen Liebschaft mit Hansens Zöfchen verhöhnt.

Das Kontobuch spiegelte die Ordnung des ganzen Hauses wieder. Namen und Zahlen liefen bunt durcheinander wie die Gänse und Schweine auf dem Rasen.

„Was nicht bezahlt wird, tragen Sie ein!“ lautete die Weisung.

Ja, du liebe Zeit, wohin denn?

Ein Kranker kam mit der Pulle in der Hand und nannte seinen Namen. Ich blätterte danach von vorn bis hinten. Endlich fand ich ihn quergeschrieben auf einem Blatte! Ein anderer wollte bezahlen. Blatt um Blatt flog herum. Hier war er endlich! Aber hinter dem Namen standen nur Striche und Kreuze. Was bedeuteten sie? „Ein Strich ist eine Flasche, ein Kreuz ein Bad!“ rief die Doktorin.

Ein dritter fragte nach der Zimmernummer eines Badegastes. Es wurde geblättert und geblättert und endlich das Buch umgedreht. Da stand der Name, — aber ohne Nummer!

Ein vierter Name war in einem Tintenkler ertrunken. Ein fünfter fand sich endlich vorn auf dem Titelblatte unter dem Motto in Goldschrift: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“

So ging das fort. Aber erstaunlich war die Einnahme. Unter 60—80 Thalern wurde selten an einem Tage eingenommen. Frau Baron trug die Kassenscheine zusammengeballt in der Tasche und wühlte mit den Händen zwischen den Gold- und Silberstücken umher, so daß sie immer klirrten und klangen.

In dem Trubel hatte niemand daran gedacht, mir etwas zu essen anzubieten. Mein Hunger war zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Später machte ich's wie die andern und holte mir zu essen, wo's was gab.

Endlich läutete die Tischglocke, und alles strömte nach

dem Speisesaale. Ich wurde einzelnen als „Hauslehrer“ der Familie vorgestellt und am Tische zwischen einem polnischen Landrat und dem philosophischen Doktor mit der Glatze, den dicken Lippen und dem Wunderglauben untergebracht.

Anfänglich schwanden mir Mut und Hunger zwischen solchen Nachbarn; als ich aber merkte, daß sie die Speisen auf derselben Stelle wie ich hinein- und schlichte Menschenrede herausgehen ließen, so wuchs mein Mut um ein weniges. Ja, reden konnte ich mit ihnen, und freundlich hörten sie mich an, fragten auch nach diesem und jenem.

Der Philosoph hielt Lobreden auf Hegel und Frau Baron. Jener habe in höchster und schönster Weise durch seinen Geist Glauben und Unglauben versöhnt und alle Welträtsel gelöst, diese durch ihr kindliches Gemüt die Geheimnisse der Natur entriegelt, Natur und Kunst versöhnt und spielend die tiefsten Fragen der Wissenschaft beantwortet. Der polnische Landrat nickte manchmal, aß aber dabei mit gutem Appetite und versöhnte dadurch Kunst und Natur gleichfalls.

Als der Philosoph merkte, daß ich ein erträglicher Hörer war, so entwickelte er mir seine hohen Gedanken in so gelehrter Sprache, daß ich mehr und mehr das bekannte Mühlrad im Kopfe sich drehen fühlte. Ich war froh, als das Ende der Tafel auch dem philosophischen Gespinste ein Ende machte. —

Nachmittags saß ich in einer Laube des Gartens, als ein hübscher, aber blasser Knabe von etwa 8—9 Jahren an mich heran kam. Ich fragte ihn dies und das, und er antwortete freundlich und bestimmt.

Ich erzählte ihm einige kleine Geschichten, da setzte er sich plötzlich neben mich, legte seinen Arm auf den meinen, sah mir bittend in die Augen und sagte: „Ist das schön! Ach, erzählen Sie noch mehr! Ich höre so gern Geschichten!“

Seitdem wurde ich den Jungen nicht los. Er hing an

mir wie eine Klette, ließ sich erzählen, plauderte mit mir und bewies mir allerlei Aufmerksamkeiten.

Einige Tage darauf kam ein blasser Herr mit einer stattlichen Dame am Arm im Garten auf mich zu und sagte: „Sie beschäftigen sich so liebevoll mit unserem Kinde, daß Sie den Dank der Eltern nicht verschmähen dürfen. Mein Name ist Manus, Gutsbesitzer bei Berlin. Dies ist meine Frau; Otto ist von unsern 8 Kindern allein am Leben geblieben. Sie werden begreifen, wie unsere Liebe und unsere Sorge sich um den Einzigen dreht. Wir würden uns freuen, wenn Sie unsere Ausflüge teilten und uns oft in unserer Stadtwohnung besuchten!"

Da mir die Eltern ebenso gut wie der liebe Knabe gefielen, so folgte ich sehr gern der Einladung und verlebte nun herrliche Stunden in dieser gebildeten Familie. Zu Wagen wurden prächtige Ausflüge nach dem Saalthale und andern schönen Punkten der Umgegend gemacht. Zuweilen fuhr meine liebe Ida mit und erhöhte den Genuß durch ihre stille, dankbare Teilnahme. Ein innerlich Bangen überfiel mich aber immer, wenn der geistrege Otto oder sein blasser Vater zu husten anfingen. Ihre kranken Lungen ließen kein hohes Alter erwarten. Die scharfe Arznei der Frau Baron schien das Übel eher zu steigern als zu mildern. Das meinte auch Frau Manus und bewog ihren Mann endlich zum Abbrechen der Kur.

Beim Abschiede hing sich Otto weinend an meinen Hals und verlangte, ich solle mitreisen. Den Eltern standen auch die Thränen in den Augen. Beide sahen sich an, und dann sprach die Mutter: „Wie das Kind an Ihnen hängt! Wollen Sie nicht mit uns kommen und sein Hauslehrer werden?" Überrascht sah ich bald die Mutter, bald den Vater an.

„Es ist uns voller Ernst!" sagte der letztere. „Wir meinen es bei diesem Vorschlage auch mit Ihnen gut! Sie müssen noch studieren! Dazu finden Sie in Berlin die

beste Gelegenheit. Bei uns bereiten Sie sich als Hauslehrer auf den Universitätsbesuch vor. Bei Ihrer Begabung und Ihrem Lerneifer ist der Plan durchaus nicht zu kühn!"

Ich sah ihn starr an; innerlich schwindelte mir, aber ich faßte mich und sagte endlich: „Sie meinen es gut, und ich danke Ihnen herzlich, aber ich will doch Lehrer bleiben. Ich habe nicht genug Ehrgeiz, nach hohen Dingen zu streben, und nicht genug Zähigkeit, um noch 7—8 Jahre einem neuen Lebensziele zu widmen. Mein Wirken befriedigt mich. Mehr als glücklich sein kann kein Mensch auf der Erde, und ich bin glücklich!"

Dabei blieb ich auch trotz alles Zuredens; und so schieden wir. Einige Briefe wurden später noch gewechselt, und dann wurde die schöne Bekanntschaft Erinnerung wie so vieles andere. —

Zuweilen verkehrte ich mit dem studierten polnischen Hauslehrer und einigen andern Herren und mußte auch mit ihnen trinken.

Einmal kam es auf die Wiederherstellung Polens. Der Pole schwärmte dafür und wollte darauf angestoßen haben.

Ich sagte kühl: „Das scheint mir zwecklos, denn Unmögliches wird unser Gläserklingen nicht möglich machen. Ob Thaddäus Kosciuszko das Wort: Finis Poloniae! gesprochen oder nicht gesprochen, wahr ist, daß darin Polens Schicksal liegt!"

Da sprang der Pole auf und schrie kirschbraun im Gesichte: „Herr, Sie beschimpfen mein Vaterland und beleidigen mich! Sie werden mir Genugthuung geben! Ich fordere Sie auf Pistolen!"

Ich sah ihn kurios und wenig erschrocken an und sagte: „Sie spaßen doch bloß? Ihre Scherze und Spöttereien bin ich schon gewohnt; der Pistolenscherz unterscheidet sich nur dadurch von den bisherigen, daß er der gröbste ist. Bis jetzt habe ich nur einen Spatz und einen Fink erschossen;

der Sprung ist doch zu groß, wenn ich als dritten gleich einen edlen Polen erlegen sollte. Wie dürfte ich auch der Zukunft Ihres Vaterlandes ein so kostbares Leben rauben?"

Der Pole schnaubte und lärmte aber weiter und beteuerte, es sei sein Ernst, und er müsse Blut sehen.

Der philosophische Doktor war zufällig in unserem Kreise und verging fast vor Angst über die mordsüchtige Jugend. Mit gerungenen Händen ging er hin und her, redete und bat, stellte vor und beschwor, bis die Sühne zustande kam und abends in einer Bowle besiegelt wurde. —

Eines Nachmittags, als Frau Baron ein stilles Stündchen hatte und plauderlustig war, rühmte sie mir den guten Gang ihres Geschäfts und erzählte mir viel von Ella.

Sie sagte: „Das arme Mädchen ist unglücklich, klagt über den Pensionszwang, klagt über oen rohen Bräutigam, der sie ein paar mal in E. besucht hat, und beklagt ihr freudloses Geschick! Sie trägt den Wilkowski noch im Herzen! Der ist ja auch noch in sie verliebt, wagt sie aber nicht zu heiraten. Seine Schwester, die Gräfin Drawinski, steckt dahinter und hintertreibt die Sache. — Ich bedaure die arme Ella. Ihr erster Bräutigam war ein guter, ernster, etwas schwerfälliger Gutsbesitzer bei Leipzig, der sterblich in das siebzehnjährige Ding verliebt war. Sie ließ sich seine Liebe gefallen, hat sie aber nie erwiedert. Als sie den Wilkowski kennen lernte, wollte sie nichts mehr von jenem wissen. Er schrieb ihr Briefe, zog ihr nach, klagte und weinte, aber sie blieb kalt und fremd und ließ sich zuletzt gar nicht mehr vor ihm sehen. — Er war aber doch viel mehr wert als dieser Reinbach, dieser Polterkopf und Grobian! Der Mensch hat tolle Dinge in Schwenda getrieben. Er soll den Laufpaß bekommen, — auch von Ella!"

Ich konnte zu all dem wenig sagen. Nach einer Pause sagte sie pötzlich: „Es ist doch dumm, daß Sie nur Schulmeister sind! Sie wären ein Mann für Ella! Ich liebe

Sie wie meinen Sohn, aber einen Lehrer heiratet Ella nicht, so gut sie Ihnen ist! Wollen Sie nicht noch studieren? Ich traue Ihnen zu, daß Sie in sechs Jahren über alle Berge sind!"

Was sollte ich dazu sagen? Mein Herz stand fast still, aber meine Überlegung behielt ich doch.

Nach einer Pause sagte ich: „Für Ihre freundliche Gesinnung danke ich Ihnen herzlich. Aber . . . Sie reden von Unmöglichem! Ich liebe meinen Beruf, schätze ihn sehr hoch und möchte ihn um keinen Preis aufgeben. Ich hätte jetzt sogar die Mittel zum Studieren, da sich meine Brüder zur Auszahlung meines Erbteils erboten haben. Und doch will ich nicht! Nur Ehrgeiz könnte mich treiben, und den habe ich nicht; ich will noch recht, recht viel lernen, aber meinem Berufe will ich treu bleiben. Fräulein Ella ist mir gut wie etwa einem Bruder; Liebe ist aber etwas anderes. In keinem Falle würde sie sieben, acht Jahre auf mich warten. Sie sehen also, weder Liebe noch Ehrgeiz können mich aus der Schulstube ziehen!"

Es wurde noch mancherlei geredet, aber es blieb dabei. Ob es der großen Frau überhaupt ernst mit einem Zukunftsplane für mich war, ist mehr als fraglich. Sie liebte die Irrfahrten und das Plänemachen. Waren die Mücken ausgeschwärmt, dachte sie nicht mehr daran. —

Wie Libellen über den grünen Wiesengrund und den blanken Seespiegel schwirrten, so waren 18 Tage dahingeflogen. Ich hatte mich an das bunte Treiben schon gewöhnt und fand es doch anziehender als mein Schulehalten im engen, stillen Schwenda.

Am 19. Tage half ich der Doktorin Pakete aus- und einpacken. Alex störte dabei nach seiner vorlauten, zudringlichen Weise umher. Er riß die angelangten Briefe auf, las das Geld heraus und buchstabierte an den Unterschriften.

Plötzlich lachte er laut auf. „Mama, da ist wieder so ein leerer Bettelbrief von einem Hungerleider!"

„Von wem?“ rief die Mutter.

„Nu, von wem anders als von einem betteligen Schulmeister?“ sagte der freche Bengel.

Die große Frau flammte auf wie ein Gletscher beim Alpenglühen.

„Infamer Schlingel, —“ rief sie, „wer heißt Dich solche Reden führen?“

„Du!“ antwortete Alex. „Sprichst Du nicht jedesmal selber so?“

Weiter kam er nicht. Mit beiden Fäusten drasch die Doktorin auf den Burschen los und gab ihm kreischend allerlei Ehrentitel.

Der Bube entrann ihren Händen, rief aber noch durch die Thürspalte: „Du hast's doch gesagt, mehr als einmal!“ —

Zwei Tage darauf war ich auf der Heimreise — mit einem Stachel im Herzen. Es ist bitter, einem verachteten Stande anzugehören, — und dies zu fühlen; aber es ist noch bitterer, einen Stand verachtet zu sehen, den man aller Ehren wert glaubt.

In E. mußte ich Fräulein Ella besuchen und ihr allerlei bestellen, besonders ihre baldige Erlösung aus der Bildungsmühle.

Ich wurde mit größter Freude und Wärme aufgenommen. Die Generalin lud mich zum Kaffee ein und ließ mich nachmittags mit Ella spazieren gehen. Natürlich erschien ich ihr so ungefährlich, daß sie eine Ehrenwache nicht für nötig hielt. Ella war so vertraulich und zuthunlich, daß ich mich innerlich fest machen mußte, um nicht zu straucheln und mich zu verraten. Sie erklärte bestimmt, daß sie das Verhältnis zu dem Herrn von Reinbach lösen würde; er sei ihr zu oberflächlich, gemein und roh.

Ich war nicht so thöricht, auf Reinbachs Fall meine Erhebung zu stützen. Aber schwere Gedanken zogen doch mit mir heimwärts, und zu eng und klein war mir's in allen

Ecken. Zum erstenmale in meinem Leben fühlte ich mich unglücklich, weil ich mein Geschick mit dem andrer verglich. Zum erstenmale schaute ich sehnsüchtig über den Zaun in die schönen Gärten der Nachbarn. Zum erstenmale regte sich in mir der Wunsch, etwas höher auf der Leiter zu steigen. Zum erstenmale erwog ich die Möglichkeit, durch wissenschaftliche Studien mich aus der Enge und dem Gedränge des dörfischen Schulstaubes empor zu arbeiten.

So hatte mich das Glück der Ferien unglücklich gemacht, indem es mir eine schimmernde, lockende, unerreichbare Welt in der Ferne zeigte und mich der Tiefe meines Platzes inne werden ließ.

Doch die Wolke zog vorüber. Als ich in meinen Wäldern wieder streifen, meine Schulkinder wieder unterrichten und meine Freunde wieder begrüßen konnte, da fiel das Fremde wie Schuppen ab; da ward ich mir bewußt, daß in dem Reichtum und Glanz nirgends Frieden und Behagen gewaltet hatte. —

20. Von der Freundschaft und meinem Zwillingsfreunde.

Mir war der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein! Nun wurden die kleinen Lasten meines Lebens leicht getragen auf vier Schultern, die kleinen Freuden verdoppelt in zwei Herzen und das kleine Heer der Gedanken vervielfältigt und berichtigt in zwei Köpfen.

Von Kindesbeinen an braucht der Mensch nichts nötiger als die Teilnahme der Liebe; sie ist Sonnenschein und Regen für sein Leben und Wirken. Ohne die Teilnahme der Liebe erlahmt der frische Entschluß und mindert sich die Energie und Freude des Strebens, während die Teilnahme alle Kräfte aus ihren verborgenen Quellen lockt und ihnen immer neue Spannkraft verleiht. Viele siechen lebenslang still und ärm-

lich am Boden hin, weil sich nie wahres Interesse und selbstlose Liebe anderer zu ihnen niedergebückt hat. Wie an der Lokomotive als gekoppelter Maschine sich die beiderseitigen Kolben- und Treibstangen unterstützen und über die toten Punkte hinweghelfen, so helfen sich Freunde über die toten Punkte hinweg, an denen die Bewegung jeder Kraft wohl mal erlahmen und ersterben will.

Mein Herzensfreund wurde im Herbst 1856 als zweiter Lehrer in meinem Kirchdorfe angestellt.

Die rechte und die linke Hand konnten nicht besser zu einander passen als mein Freund zu mir. Einer ergänzte den andern. Wir waren nicht gleich geartet, nein! Jeder hatte sein eigenes Blut, seinen eigenen Gang — der Füße und Gedanken —, seine eigenen Nägel und Zähne, Ecken und Kanten; aber gleiches Tempo hatte der Pulsschlag der Berufsliebe und Standesehre, gleiches Ziel der Flug und Zug unserer Gedanken und unsers Willens.

Mein Freund war maßvoll, ja bedächtig, ich feurig und übersprudelnd. Er dachte mit Schärfe und Sicherheit; ich baute mit meinen Gedanken gern lustige Sommerhäuser im Reiche der Phantasie. Er redete gewandt und überzeugend; ich fabulierte umher und warf nur manchmal Redeblumen ins Gespräch. Er räumte Hindernisse langsam und zähe aus dem Wege; ich sprang lieber drüber weg.

Mit einer gewissen Umständlichkeit, die ich manchmal Phlegma nennen mochte, half er jedem, auch dem Nebensächlichen, zu Recht und Licht, damit nur Logik und Harmonie nicht Pein leiden möchten; ich that bald hier zu viel, bald dort zu wenig. Nichts durfte unklar sein, wenn sein Entschluß den Hebel ansetzen sollte. Ich stürmte vorwärts und konnte inkonsequent sein, wenn ich nur viel zu erreichen hoffen durfte. So schoß ich wohl dreimal nach dem Ziele, wenn er einmal schoß, aber nicht selten zweimal daneben. Sein Mut war stets mit

ruhiger Überlegung und Zähigkeit gepaart, während ich in der Begeisterung tollkühn, in der Ernüchterung mutlos sein konnte.

Durch unsere Freundschaft trat geistige Gütergemeinschaft ein, und einer vervollständigte und erzog nun den andern. Einig waren wir in der Erfassung unseres Berufes, einig in der Überzeugung, daß unsere Bildung Stückwerk sei und daß sie des eigentlichen Aufbaues warte, einig in der Erkenntnis, daß wir eine Berufsehre zu wahren und uns einen blanken Brustschild der Standesehre zu erhalten hätten, einig in dem Streben, uns in der Freiheit nun selber im besten Sinne zu sittlichen Wesen zu erziehen, einig in der Hoffnung, uns auf dem Boden der Arbeit und Liebe eine Heimstätte des Lebensglückes zu erbauen.

Einmal suchten wir im Gespräch nach den günstigsten Vorbedingungen zur Entwickelung einer wahren Freundschaft und fanden folgende: Gleiches Alter, verwandter Beruf, ähnliche Begabung und Bildung, gleichartige Lebensstellung, häufiger Verkehr und eine gewisse Summe gemeinsamer Lebenserfahrungen! Während es sonst im Wesen der Liebe liegt, die kühnen Brücken selbst über Abgründe zu schlagen, verbindet die Freundschaft mehr das Gleiche und Ebenbürtige.

Gleiches Alter! Da jede Altersstufe in der Regel ihre eigentümlichen Anschauungen und besonderen Interessen hat, so würde ein zu großer Altersunterschied oft Urteilsverschiebung und Interessenentzweiung herbeiführen.

Verwandter Beruf! Nichts nähert die Menschen mehr als gleiche Anschauungen, ähnliche Strebeziele, gleiche Begeisterung für dieselben Arbeits- und Lebensideale. Niemand verständigt sich darum leichter als Berufsgenossen, weil durch ähnliche Erziehung und Arbeit die Summe der innern Anschauungen, ja Inhalt und Form der Rede eine annähernd gleiche ist und die verwandte Begeisterung eine Art Gleichschritt des Empfindens und Thuns herbeiführt. Bei dem Eingeweihten weckt das Wort die richtige, ja eine Reihe ver-

wandter Vorstellungen, bei dem Nichteingeweihten ist es ein Schall im luftleeren Raume. Freunde von verschiedener Berufsart müssen sich erst mühsam zu einem vollen Verständnis, zu wahrer Gütergemeinschaft durcharbeiten. Die verschiedenartigen Verständigungsmittel erschweren die Verständigung und das geistige Tauschgeschäft. Der Mangel eines umfassenden Verständnisses aber läßt die Keime der Freundschaft so schwer wie den Samen auf festgetretenem Wege an- und einwurzeln.

Eine gewisse geistige Ebenbürtigkeit! Geben und Nehmen macht das Leben der Freundschaft. Wenn der eine bloß empfinge und der andere bloß gäbe, so müßten zuletzt beide Teile der ewigen Almosenspendung müde werden. Hand wird von Hand gewaschen, und Gedanke vom Gedanken ans Licht gelockt wie das Wasser durch Mosis Stab aus dem Felsen. In diesem innern Wechsel- und Webegeschäft beruht Reiz und Dauer der Freundschaft. Erleichtert wird es durch gleichen Bildungsgang, der gewissen Worten gewisse Beziehungen und der Sprache eine eigentümliche Deckkraft für die Begriffe der Sprache gegeben hat. Ein Dolmetscher zwischen fremden Sprachen ist da überflüssig. Frisch, unmittelbar, reizvoll schlägt das Wort voll verständlicher Beziehungen die Brücke des Gedankens von Geist zu Geist.

Ähnliche Lebensstellung! Die Freundschaft fordert rückhaltslose Hingabe. Wenn sich aber ein amtlicher oder anderer Respekt als Riese, der allerlei Rücksichten heischt, zwischen die Freunde stellt, dann schrickt und schrumpft die Freundschaft zum scheuen Zwerge zusammen.

Gemeinsame Lebensschicksale und Lebenserfahrungen! Das gemeinsam Erlebte räumt die Scheu aus dem Wege, die sich immer zwischen Fremde drängt, und wird zum Schmiedefeuer, in dem sich zwei Wesen mehr und mehr zu einem zusammenschweißen. Nach und nach bildet sich mit der gemeinsamen Lebenserfahrung eine Interessengemeinschaft

und eine innere Anteilnahme an allem beiderseitigen Geschick heraus. So wird das in Freud' und Leid gemeinsam Getragene zum festen Kitt der Freundschaft. Da die Vergangenheit einen Hauptinhalt des Lebens der Gegenwart ausmacht, so ist auch die gemeinsame Erinnerung ein Hauptinhalt des Glückes der Freundschaft.

Häufiger Verkehr! Wie aber der Magnet bei mangelnder Übung und durch wachsende Entfernung schwächer und schwächer in seiner Zugkraft wird, so nimmt auch die Kraft und das Glück der Freundschaft durch räumliche Entfernung ab. Freunde müssen sich oft sehen und sprechen, mündlich und schriftlich, wenn nicht eine Erschlaffung der Spannkraft und eine Minderung des Glückes der Freundschaft eintreten soll. —

Unsere Freundschaft als genaues gegenseitiges Verständnis, als vollste Hingabe, als schrankenloses Vertrauen, als untrennbare Interessengemeinschaft war auf dem vorbezeichneten Boden gewachsen. Orest und Pylades, Kastor und Pollux, Achilles und Patroklus, David und Jonathan und alle andern Zwillingsfreunde der Geschichte mögen tausendmal mehr als wir erlebt haben, glücklicher und einiger in ihrer Freundschaft sind sie nicht gewesen.

Wie das so geworden war? Unsere Geburtsorte und Geburtstage lagen nicht weit von einander. Mein Freund stammte aus einer angesehenen Familie der nächsten Stadt, während ich einem Bauernhause entsprossen war. Schwere Jugendschicksale hatten ihm frühzeitig einen besondern Ernst, der sich aber mehr und mehr mit den Silberfäden der Heiterkeit durchwirkte, und eine frühe Reife des Urteils und Zuverlässigkeit des Charakters gegeben. Mir hatte eine unverkünstelte und ungetrübte Jugend in einfachen Verhältnissen den ganzen Sonnenschein des jugendlichen Horizontes erhalten. Während meine Dorfschulbildung eine verwahrloste war,

hatte er eine bessere Bildung, beim Stadtpfarrer sogar fremdsprachlichen Unterricht gehabt.

Unsere berufliche Vorbildung erhielten wir auf denselben Schulen und in derselben Zeit. Nur brauchte ich sechs und er nur fünf Jahre dazu. Darüber sind wir bis heute uneinig, wem die Natur und wem der Fleiß mehr gegeben habe, einig aber darin, daß jeder den andern sich weit überlegen glaubt. In der Weise des Lernens unterschieden wir uns nicht unwesentlich. Ehe mein Freund eine Sache nicht so ganz und klar erfaßt hatte, daß er sie sprachlich wiedergeben konnte, ließ es ihm keine Ruhe. Auch das seiner Natur nicht Gemäße bezwang er durch seinen zähen Willen. Ich klebte zu sehr an den Dingen meiner besondern Begabung und Neigung und gönnte andern nur den notwendigsten Pflichtteil der Arbeit. Wenn ich eine Lernpflicht auch nie ganz in den Schmollwinkel verstieß, so setzte ich sie doch nicht selten zur Fronarbeit herab.

Gemeinsam war uns immer die Liebe zur poetischen Litteratur, und als Hilfsbibliothekare haben wir beide nicht geringen Gewinn aus dem fleißigen Verkehr mit den stummen und doch so beredten Soldaten unsrer geistigen Herrscher gezogen.

Besonders anmutig waren unsere gemeinsamen Reisen in die Ferien. Selige Zeit, wenn die Schulthür sich schloß und die Stadtthore sich öffneten für die fröhlichen Wandergesellen mit Stab und Ränzel! Aus jedem Thore zog flinken Fußes und frohen Sinnes ein Trupp, der sich nach und nach an den Wegscheiden in vereinzelte Wanderer auflöste, die hastig der Heimat zustrebten, bis am Ende auch die letzten zwei mit raschem Gruß und Händedruck sich trennten. Sprudelnder Scherz und harmloser Unsinn waren die gewöhnlichen Reisegefährten der Wandertruppe.

Doch nicht selten wurde die Länge des Weges durch Erzählungen gekürzt. Mein Freund war darin unerschöpflich

und unbestrittener Meister; ich tauchte erst nach ihm in der Rolle eines Stellvertreters auf. Seine Erzählungen spannen sich mit liebevoller Anschaulichkeit in die Breite und schmückten sich mit allerlei Phantasieblumen. Ferienbesuche im Hause seiner Mutter und seiner Verwandten und Streifereien in seiner schönen Heimat zogen das Band der Zuneigung immer enger um uns.

Ich verließ das Seminar ein Jahr früher als mein Freund. Ein Jahr nach meinem Amtsantritt wurde die zweite Stelle im Kirchdorfe vakant. Wohl hauptsächlich durch meine Bemühungen bei den Hochmögenden der Gemeinde — denn auch ein Mäuslein kann Löwenstricke zernagen! — fiel die Wahl auf meinen Freund. Der Gemeinde hatte ich einen guten Dienst erwiesen, mir aber einen bessern. Was war das für ein Sonnentag des Glückes, als mein Freund in sein Amt eingeführt wurde, und was für eine endlose Perspektive von Glück blauete hinter diesem Tage!

Da die Frage nach dem Nutzen einer Sache sich bei den Menschen immer in das erste Glied drängt, so möchte man auch uns fragen: Was habt ihr denn von eurer Freundschaft gehabt? Ist's wirklich der Rede wert, solch' Aufhebens davon zu machen?

Antwort: Einer hat an dem andern einen teilnahmvollen Gefährten in Freude und Leid, Halt und Stütze im sittlichen Streben und gesellschaftlichen Leben, einen verständnisvollen Helfer in der Pflichtarbeit, einen fördernden Genossen des Weiterstrebens gehabt! Was will das für einen jungen Lehrer sagen, der unfertig und haltlos zwischen Sein und Werden, Streben und Irren schwankt! Widerwärtigkeiten machen ihn leicht mutlos, Freuden und Genüsse übermütig. Lob und Ehre treiben ihm leicht den Sparren des Hochmuts in den Kopf, während Tadel und Verunglimpfung ihn verstimmen und verbittern. In der Freundschaft liegt der Ausgleich.

Indem wir uns alles mitteilten und alle Erlebnisse teilten und besprachen, so rückte sich unter dem kritischen Doppelblick alles in das rechte Maß, und nichts konnte in Über- oder Unterschätzung sich krankhaft verzerren.

Der junge Lehrer tritt, recht betrachtet, auf einen gefährlichen Boden und in schwere Pflichtforderungen: Aus der Gebundenheit in volle Freiheit, aus dem Lernzwange in die Lehrfreiheit, aus der Entsagung in den Genuß, aus dem Gehorchen ins Befehlen, aus der Geringschätzung in eine Respektsstellung! Wer da nicht schwindelig wird und strauchelt, muß kühlen Kopf, klare Augen und sichere Füße haben!

Durch die Internatserziehung hat der junge Mann das wirkliche Leben nur aus der Vogelschau kennen gelernt. Nun tritt er hinein, umrauscht von den verschiedenartigsten Strömungen, verwirrt durch die Menge neuer Eindrücke, überrascht durch die vielen neuen Pflichten und Rücksichten, geschmeichelt durch die ihm gezeigte Teilnahme und Ehre.

Im besten Falle findet er treue Führer, die das Alte und Neue vermitteln, und besitzt hinreichende Elastizität und Schmiegsamkeit des Wesens, um den jungen Most in den alten Schläuchen glücklich unterzubringen. Aufmerksame Wächter sind dann aber immer noch nötig, damit der unruhige Geist das Gefäß nicht zerreißt.

Häufiger geschieht's, daß die Ideale des jungen Mannes in die reale Welt nicht recht passen und daß er sich vorsetzt, alles gründlich nach seinem Kopfe umzugestalten. Unter Schmerzen und Enttäuschungen plagt er sich nun herum, um einen Gleichschritt und Gleichklang zu finden; aber Mißverständnisse und Mißverhältnisse schneiden und reißen überall in sein äußeres und inneres Leben hinein, bis er entweder verbittert die Flinte ins Korn wirft, oder allmählich weise Anpassung an Zeit, Ort, Menschen und Verhältnisse lernt.

Noch häufiger will sich der junge Lehrer nach Studentenweise für den Zwang und die Entbehrungen der Vergangenheit

durch zügellose Freiheit und Genußsucht rächen und entschädigen. Wo ein Becher winkt, da möchte er trinken; wo eine Fiedel zur Lust lockt, da möchte er tanzen; wo Mädchenanmut sich zeigt, da möchte er die Cour schneiden; wo die Karten ihr buntes Rad schlagen, da möchte er spielen; wo ein Tröpflein Lob sein Ohr kitzelt, da möchte er gleich das ganze Stellbrett des Selbstlobes aufziehen; wo er einmal gastlich aufgenommen ist, da möchte er sich gleich festsetzen und heimisch machen.

Was wunder, wenn er bald unwert wird! Nur Selbstzucht macht dauernd wert. Mehr und mehr reißt er die Schranken nieder, hinter denen er geehrt und gesichert lebte und wirkte, und setzt sich auf gleiche Fluthöhe mit der Gemeinheit. Die anfängliche Beliebtheit wird zur Gemeinschaft mit dem Pöbel, das Lob zu Tadel, die Lust zum Ekel, das Spiel zum Verlust, der Tanz zum Totentanz seiner Lehrerehre. Wie viele junge Lehrer sind mit vollen Segeln in Amt und Leben gegangen und schon nach wenigen Jahren als Wracke an Ehre und Glück aus dem Strudel des Genusses an die Küste der Vereinsamung, der Reue und des sittlichen Ruins geschwemmt worden!

Ohne innere Festigkeit, Begeisterung für den Beruf, ohne Freude an der Arbeit, ohne kluge Um- und Vorsicht, ohne den verständigen Rat älterer Freunde muß ein junger Mann in Schlingen und Fallen geraten. Auch von ihm gilt das Börne'sche Wort: Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht! Auch er ist ein geselliges Tier. Auch er will sich mal frei dehnen und recken. Auch in ihm lebt ein Verlangen nach Geselligkeit, Freude und Genuß. Auch bei ihm muß der Überfülle von Kraft und Lebensdrang einiger Spielraum gegönnt werden. In einem Alter, in dem die Studenten auf den Universitäten ihre tollen Hörner abstoßen, darf man ihm nicht mönchische Entsagung und weltverachtendes Eremitentum zu-

muten. Aber er darf nie vergessen, daß er schon eine Respektsperson ist und ein Vorbild sein soll. Er muß seine geselligen Freuden zur rechten Zeit, am rechten Orte und in der rechten Umgebung suchen.

Mein Freund und ich waren so glücklich, an dem treuen König einen erfahrenen und doch milden Führer zu haben. Hauptsächlich durch ihn ist uns die Standesehre zu einem Heiligtum geworden. „Schickt sich's für uns? Fällt kein Schatten auf unsere und des Standes Ehre? Leidet das Amt nicht? Wird der Böswille nicht Stoff zu übler Nachrede finden?" So fragten wir uns immer, und Erlaubtes wie Unerlaubtes wurde von uns sorgsam abgewogen.

König hatte uns eingeprägt: „Unser Gehalt stellt uns unter die Gerichtsdiener, also müssen wir uns den besseren Platz unter den Gebildeten, wohin wir doch gehören, erst verdienen und erkämpfen. Und haben wir ihn erworben, dann gilt's erst recht, ihn nicht durch Vordrängen, Großsprecherei u. dgl. zu verwirken!"

Was für Verkehr und was für gesellige Freuden hatten wir nun? Wir durchstreiften die Wälder, erkletterten die Berge, belauschten die Vögel und Blumen, tauchten badend in den Fluß, besuchten die Bekannten, besonders unter den Lehrern, erzählten uns Großes und Kleines, was den stillen Teich unseres Lebens in Bewegung setzte, neckten und erfreuten uns bei besondern Gelegenheiten durch dichterische Versuche, gefielen uns in der Anpassung der Hebel'schen Hausfreundpersonen auf unsern Kreis, — er war Hausfreund, ich Adjunkt —, in der Nachahmung des Hebel'schen Stils in Briefen und Gesprächen u. s. w. Wie gewann das alles, an sich so klein und unbedeutend, Farbe, Leben und Reiz durch die Freundschaft, wirkte erziehend und beglückend auf uns beide! Schon das bloße Zusammensein war uns Freude, die eine einstündige Wanderung wohl wert war.

In ein liebes Gesicht sehen, aus befreundeten Augen

Freude und Zustimmung lesen, in fremder Häuslichkeit sich anheimen, in Gesellschaft dann den Rückweg antreten, plaudernd Mögliches und Unmögliches durchackern: das alles war von unwiderstehlichem Zauber für mich. Zuweilen musizierten, lasen und stritten wir nach Herzenslust. Wenn ich auch meist als Geschlagener das Schlachtfeld räumte, so war ich doch nicht weniger vergnügt als der Sieger, der etwas rechthaberischer war als ich.

Sehr oft waren wir stunden- und abendelang in der Familie unseres lieben König oder im Pfarrgarten. Ab und zu besuchten wir ehrsame Bauernfamilien, doch nie die Gesellschaften des jungen Volkes. Die Jugend muß den Umgang des Alters suchen, um Weisheit zu lernen. Das Alter aber sollte warme Teilnahme für den frischeren Pulsschlag der Jugend haben, um Frische und Freudigkeit zu lernen und der Krittelei und Vergrämelung vorzubauen.

Öfter gingen wir zusammen in das benachbarte Städtlein zu der Mutter meines Freundes, wo immer der Tisch auch für mich gedeckt und das Bett überzogen war. Mit noch zwei jungen Lehrern der Umgegend, guten Gesellen, hatten wir ein wöchentliches Kränzchen, in dem Quartette gesungen, Vorträge gehalten und geplaudert wurde.

Wir hatten uns in das Kasino des Städtchens aufnehmen lassen und mischten uns zuweilen auch unter die Tanzenden. Doch waren uns musikalische Unterhaltungen und verständige Gespräche lieber, da wir beide nicht zu den großen Beinkünstlern gehörten. Wenn die Formen des Verkehrs in dem hochfeinen Kasino, zu dem sogar adelige Landratstöchter gehörten, auch etwas steif und spießbürgerlich waren, nicht die schöne, freie Bewegung der Bildung, sondern nur eine verschnörkelte Nachäffung derselben, so wirkten sie doch heilsam auf die Jugend, die immer im Begriff steht, ins Formlose sich zu verbrausen. Feste Formen sind am besten geeignet, einem formlosen und zerfließenden Wesen Schranken zu setzen. Die gesellschaftliche Bildung be-

steht in einer Beschränkung und Einengung des anspruchsvollen Ich mit seinen Neigungen und Anmaßungen aus Rücksicht auf andere. Die bloßen gesellschaftlichen Formen vermögen den Mangel an Geist und tieferm Gehalte allerdings nicht zu ersetzen und eine behagliche, wohlthuende Gesellschaftstemperatur zu erzeugen, aber sie geben dem Verkehr Leichtigkeit und Glätte.

Doch in der Arbeit liegt Wert und Glück des Lebens! Die sogenannten Vergnügen reizen nur durch den Kontrast, durch das Herausspringen aus der Gewohnheitskette. Als Regel des Daseins würden sie fade und langweilig. Wer nicht in der Arbeit, sondern im Umherflattern von Vergnügen zu Vergnügen sein Glück sucht, der verflacht sein eigenes Wesen und macht sein Leben leer und nichtig. Inhalt, Inhalt will das Leben, oder es ist eine Seifenblase! Es giebt aber nur einen zweifachen edlen Inhalt, der es lebenswert macht: Die Wahrheit suchen und die Liebe üben!

Mein Freund und ich suchten in dieser Doppelrichtung unserem Leben einen Inhalt zu geben, der es zugleich zu einem glücklichen machte.

Zunächst war uns die Pflichterfüllung ein Freudenquell, der täglich sprudelte, weil darin eine fortlaufende Nötigung zur Wahrheitserforschung und Liebesbethätigung liegt.

Freilich gab's da auch Steine des Anstoßes genug. Der Kampf mit meinem heftigen Naturell, mit der Trägheit und Verzogenheit mancher Kinder, mit dem Unverstande mancher Alten, mit der Planlosigkeit des Lehrplans, mit der Unsicherheit der Methode, mit dem Verfehlen und Vergreifen hier und da: Das war ein täglich neuer Quell des Verdrusses und der Arbeit an mir selbst. Doch wo täglich der Kampf entbrennt, da giebt's auch täglich Gelegenheit zum Siege und zu innerer Befriedigung in der Selbstüberwindung. Der Kontrast ist das Zahnrad des Fortschritts, der dem Leben Reiz giebt. Unser Werk und unser Glück liegt in der Selbstkontrolle und in der Überwindung der Selbstsucht. Danach

rang ich mit ganzer Seele; doch wann wird einer in diesem Kampfe völlig siegen? Ein treuer Bundesgenosse bei dem inneren und äußeren Arbeitskampfe war mir mein Freund.

Alles, was sich an inneren und äußeren Schwierigkeiten in den Weg stellte, wurde vor den gemeinsamen Richterstuhl gebracht und kritisch erwogen. Das Schulehalten suchten wir so aus dem Stadium des Instinkts oder der mechanischen Übung zu einer Kunst und Wissenschaft zu erheben. Bei älteren Kollegen erholten wir uns Rats, pädagogische Werke wurden um Auskunft angegangen, praktische Lehrproben bei Meistern oder Gesellen gesehen und gehört; für die Konferenzen wurde fleißig gearbeitet, und so kamen wir nach und nach wohl eine kleine Strecke vorwärts. Unsere Freundschaft half uns bei der Vertiefung in unsere Arbeit, in der Aufklärung von Dunkelheiten, in der Beseitigung von Schwierigkeiten, in der Erhaltung unserer Begeisterung und im Aufsuchen von Mustern, und das war doch schon etwas! Auch wir irrten, so lange wir strebten; aber unser Streben wurde das Besserungsmittel des Irrtums und unsere Freundschaft der Steuermann des Strebens.

21. Wie Hinz einen Freund fand und sein „Zöfchen“ verlor.

Hans — Hinz, mein „Schubkarren,“ war mir den Sommer über nicht allzu lästig gewesen. Wenn ich ihn zum Lernen mahnte, so knurrte er: „Diese verflixte Schererei!“ biß aber doch ab und zu in den sauern Apfel. Viel lieber setzte er sich zu den Knechten, trank und zankte mit ihnen, oder stellte sich zu den Mägden und trieb Narreteidinge. Manchmal, wenn sich das Gesinde zu viel gegen ihn herausnahm, begehrte er als „Hofherr“ kräftig auf und brüllte sie tüchtig an. Ein guter Schluck wusch aber den Zorn immer rasch weg.

Sein „Zöfchen“ ging ihm zwar noch durch den Sinn,

aber wie ein Komet im Abzuge. Seine Liebesbriefe wurden seltener, ihre Antworten kühler.

Im Herbst hatte er auf einem Rollwäglein allerlei Dinge ins Bad zu führen. Das gab eine lustige Reise, auf der die Wirtshäuser die Meilensteine waren. An einem hellen Nachmittage fuhr er über die breite Saalbrücke bei Kahla. Über das Geländer lehnte sich ein junger Mann von 18—20 Jahren und schaute gedankenverloren in die klare Flut.

Wiewohl dem Hans und seinem Rößlein nichts im Wege stand, so rief er doch: „Holla! Platz da!"

Der Jüngling wandte den Kopf und sah dem Fuhrmann ins Gesicht. Und das war des Ansehens wert! Unter etwas roten und stieren Augen stand eine krumme Nase wie ein gefrorner Witz, darunter ein dünner Schnurrbart wie ein gelblicher Schmutzstreifen. Ein einziger breiter Vorderzahn im Oberkiefer erschien wie der letzte Stein einer alten Verschanzung. Der Kopf schwankte hin und her, entweder von den Stößen des Wagens oder beschwert von Weisheit und Bier. Eine graue Müllerkleidung paßte zu der komischen Figur.

„Wohin, Landsmann? Doch nicht kopfüber ins Unterland?" fragte der angetrunkene Mühlknappe den Jüngling am Brückengeländer.

„Frag, so viel Du willst, und warte auf die Antwort bis zum Vergeltstag!" dachte der letztere und wandte sich ab.

Da kniff der Fuhrmann die Augen zusammen, gab dem Jüngling einen Fitzer mit der Peitsche und rief: „Holla, gute und billige Fahrgelegenheit nach Schleiz, Greiz und Lobenstein! Wollen Sie mit?"

Der junge Mann fuhr unwirsch herum und wollte heftig erwidern, aber das gutmütige, lächerliche Gesicht entwaffnete ihn. „Wenn Sie durchaus Fahrgäste haben wollen, so laden Sie mich bis Lichtenhain auf!" sagte er.

„O hü!" schrie Hans, zog die Leine scharf an und ließ

den Fremdling aufsitzen. Ein Peitschenhieb machte dem Pferde wieder flotte Beine.

„Was hatten Sie denn vor, als Sie sich so weit über das Geländer hingen und ein Gesicht machten wie ein Bauer, dem's Feld verhagelt ist?" fragte Hans. „Ich glaubte schon, Sie wollten ins Wasser und die Fische füttern!"

Der Fahrgast schoß einen finstern Blick aus seinen tiefliegenden dunkeln Augen auf den lustigen Frager, besann sich aber, daß Höflichkeit seine einzige Münze war, und sagte endlich: „Nun, Ursache hätte ich dazu!"

„Hätten Sie? — das ist lustig!" sagte Hans lachend. „In Ihren Jahren sterben, und im Wasser? Nee, da denke ich anders! Das Wasser ist mir zu naß und kalt, und das Bier schmeckt mir zu gut. Darin ersäuf' ich mich zuweilen, — aber nur auf Stunden und Tage!"

„Jeder nimmt das Leben, wie er kann und wie er ist!" sagte der Fremdling. „Sie haben ein lustiges Gesicht und werden auch ein lustiges Leben führen!"

„Ah, Sie sticheln auf meine Nase?" meinte Hans. „Gefällt sie Ihnen, meine Nas' da? Sie ist kein Natur-, sondern ein Kunstprodukt! Pferde waren immer meine Leidenschaft, und Kunstreiter hätt' ich werden müssen! Aber ich bracht' es nur zum Müller, um doch reiten zu können. Auf jeden Gaul kletterte ich, aber ein wilder Racker nahm's übel, als ich auf seinem Rücken stand und allerlei Kunststücke machte. Er warf mich gegen einen Stein, daß die Nase zerbrach wie ein thönerner Spucknapf. Im Gesichte blieb sie zwar hängen, aber so krumm, wie sie meine Mutter aus den Scherben zusammengeflickt hatte.

„Ihre Mutter?" fragte der Fahrgast.

„Meine Mutter!" bestätigte Hans. „Sie scheuert kranke Magen, wässert dickes Blut, kratzt kranke Augen aus, flickt zerbrochene Nasen und was weiter in diese Topfbinderei am menschlichen Leibe gehört."

„Ihre Mutter ist doch nicht die berühmte Frau Baron in Bad X., von der die ganze Gegend redet?“ fragte der Fremdling.

„Das ist sie!“ nickte Hans mit Selbstgefühl. „Und nun dürfen Sie auch sagen, mit wem ich eigentlich das Vergnügen hab' —!“

„Ich heiße Gumperg und bin ein abgegangener Gymnasiast!“ war die bittere Antwort. „Mein Vater ist ein armer Schuster in Lichtenhain. Trotz seiner Armut an irdischen Gütern und seines Reichtums an Kindern hatte er sich in den Kopf gesetzt, etwas Großes aus mir zu machen. Besonders wäre ein Pfarrer seinem frommen Sinne recht gewesen. Unter großen Entbehrungen und mit Hilfe von Gönnern habe ich mich auf dem Gymnasium bis Prima durchgeschlagen. Aber es ging nicht mehr. Mein Vater konnte nichts mehr thun; ein Gönner starb, und das Wohlwollen der andern verscherzte ich durch einen leichtsinnigen Streich. Ich machte ein Spottgedicht auf das klägliche Essen der Freitische und zeichnete Zerrbilder von einigen närrischen Lehrern. Wie durfte einen armen Teufel auch noch der Hafer stechen! Wer nicht mit Münze zahlen kann, der soll es wenigstens mit Demut. Es ist übel, daß der Mensch durch eine höhere Bildung aus seinen Verhältnissen wächst wie das Kind aus den Kinderschuhen. Die Gedanken oben in der Luft und die Füße im Schraubstock, das giebt was Schönes! Seit einem halben Jahre treibe ich mich nun zuhause umher und biete mich als ein zu allem brauchbares Subjekt aus, aber niemand kann und will mich brauchen. Ja, Spott gesellt sich zum Leide! Die Bauern gönnen meinem Vater und mir das Mißgeschick. Warum wollte der hochmütige Schuster, der sich frömmer und klüger als sie dünkte, so hoch hinaus! Und so steht's nun mit mir: Graben mag ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich bin aller Welt und mir selbst zur Last. Heute habe ich einen Bruder zu einem Bäcker nach Kahla

in die Lehre gebracht. All mein Elend lag wie dort die Leuchtenburg mit ihren Zuchthäuslern auf mir. Als Sie gefahren kamen, dachte ich allerdings darüber nach, ob sich nicht im Wasser „ein besseres Fortkommen" finden möchte!"

Wenn Hans durch einen guten Trunk das Herz erweicht und den Mut gestärkt hatte, dann rührte ihn fremdes Leid, und mutige Vorsätze schossen turmhoch auf.

„Bruder, Dir helf ich!" rief er und umhalste Gumperg, wobei seine krumme Nase dem Gaste im Gesichte umherackerte. „Dir helf ich, weiß Gott, ich helf Dir!" wiederholte er. „Meine „Alte" krieg' ich 'rum! Sie muß Dich ins Haus nehmen! Sie prahlt ja so gern mit ihren guten Thaten. Ihre beiden jüngsten Bälge, die sie von meinem Stiefvater, dem Heimlichthuer, hat, sind jetzt im Bade; die kannst Du lehren; Muttern ihre Bücher kannst Du führen und sonst machen, was vorkommt."

„Werden Sie das bei Ihrer Mutter durchsetzen?" fragte Gumperg zweifelnd. „Sehen Sie mich nur genau an! Wer will einem so abgerissenen Stromer wie mir vertrauen?"

„I papperlapapp! Geschwätz! Was werd ich nit!" rief Hans. „Gleich fährst Du mit, wie Du gehst und stehst. Ich bring' Dich ins Haus, und kein Teufel soll mir's wehren! Ich kann noch mehr als ein Dutzend Schoppen trinken und habe nit nur großen Durst, sondern auch Mitleid mit armen Teufeln. Macht die „Alte" Umstände, nun, dann sag' ich ihr ein Wörtchen ins Ohr, das hilft!"

„Und nun lustig fort!" rief er mit einem Juchzer und hieb auf das Roß. „Im Bade will ich acht Tage lustig leben, den Wein kosten, meinen Stiefvater ärgern, etliche Goldfüchse wegstibitzen und mein liebes „Zöfchen" wiedersehen. Bis auf einen guten Trunk und die Liebe ist alles dummes Zeug in der Welt!" Damit schwang er klatschend

die Peitsche, pfiff eine lustige Weise und fing dann an zu singen:

„Mein Schatz ist ein Zöschen, ein Zöschen muß es sein —!"

Gumperg saß stumm neben dem tollen Kameraden. Und der wollte ihm Arbeit und Brot schaffen? Ob's nicht eher im Hundestalle zu finden war? Doch wer nichts zu verlieren hat, kann alles wagen. Und das Glück hat allerlei sonderbare Thürchen und Thürhüter; vielleicht war Hans einer! Wenn nur sein fadenscheiniges Röcklein und das klaffende Stiefelpaar nicht gewesen wäre! Mußte er nicht sofort von jeder saubern Schwelle gewiesen werden?

Das Wäglein klapperte lustig dahin uud langte abends in X. an. Ehe Hans vor seine gestrenge Mutter trat, bürstete er zuvor die Kehle im goldenen Engel mit 5—6 Schoppen so rein, daß er zuletzt auch die Stimme mit weggebürstet hatte und über die eigenen Beine stürzte. Gumperg legte ihn wie einen Mehlsack in den Wagenraum und nahm die Peitsche selbst in die Hand.

Bei Nachtgrauen kam er im Bade an, ließ das Pferd vom Hausknecht abschirren und Hans auf ein warmes Heulager legen. Er selbst fand den Weg in den „Kursaal" und setzte sich in einer düstern Ecke an den offenen Flügel. Bei dem Geräusch der Ab- und Zugehenden, dem Sprechen und Lachen der Kurgäste fing er leise an zu phantasieren, vertiefte sich immer mehr in die Musik, so daß er zuletzt seine Umgebung, sein Elend und die ganze Welt vergaß und nur seinen lieben Meistern Beethoven, Mendelssohn, Chopin u. a. folgte. Nichts rettet uns besser vor uns selber und einem widrigen Geschicke als die Begeisterung.

Schon längst war Totenstille im Saale eingetreten; alle Gäste lauschten, und einer fragte flüsternd den andern: „Wer ist der fremde Mensch, unscheinbar wie eine Nachtigall, aber tönekundig wie sie?" —

Auch Frau Baron war in den Saal getreten und

hörte verwundert zu. Die Kurgäste umringten sie und fragten nach dem Klavierspieler. Sie wußte so wenig wie die andern.

Gumperg machte eine Pause im Spiel, da trat sie zu ihm und fragte: „Wer sind Sie?“ Er gab kurzen Bescheid.

„Also mit dem Hans sind Sie gekommen? Seine Gesellschaft empfiehlt Sie schlecht!“ sagte die große Frau ziemlich scharf.

„Desto besser empfiehlt ihn sein Spiel!“ fiel ein schwindsüchtiger Herr ein. „Der Brand in der Stadt hat uns hier auf engem Raume zusammen gedrängt; etwas Musik würde eine angenehme Abwechselung in unser Leben bringen!“

Das sah die kluge Frau sofort ein. Dazu gefiel ihr das düstere, aber eigenartig schöne Gesicht Gumpergs. Auch im „Geschäft“ konnte sie ihn brauchen, da sie eben wieder einen Buchhalter fortgejagt hatte.

„Sie können bleiben und sich als Lehrer meiner Kinder, als Buchhalter und Klavierspieler nützlich machen!“ sagte sie nach kurzem Besinnen huldvoll. „Über die Bedingungen sollen Sie sich nicht beklagen. Ich werde für Sie sorgen. Bin ich zufrieden mit Ihnen, so werde ich Sie später studieren lassen!“

Wie Engelsbotschaft klang das in Gumpergs Ohren. Die Nacht verbrachte er auf dürftigem Lager, schlief aber königlich. Wenn keine Sorgen mit uns schlafen gehen, dann wird der Strohsack zum Daunenbette.

Morgens suchte und fand er Hans im Pferdestalle. Unwirsch öffnete dieser die verschwollenen Augen, kroch knurrend aus dem Heu und blickte scheu nach Gumperg.

Er erinnerte sich der gestrigen Gutthat, und sie mochte ihn reuen. In der Ernüchterung war er immer mutlos. Gute Vorsätze gediehen im Bier- oder Weindunst am besten.

Als er aber hörte, wie der Knoten schon gelöst sei, da machte er einen Satz in die Luft und führte allerlei kühne Reden, wie er's so oder so schon hätte durchzwängen wollen.

„Nun schüttele aber die Heuspuren ab, sonst hält man Dich für ein Heupferd!“ mahnte Gumperg.

„Was nimmst Du Dir heraus?“ fuhr Hans auf. „Ich bin der Sohn meiner Mutter und gelte immer noch mehr als ein fortgejagter Schüler, wenn ich gleich in Heu gepackt wäre!“

Je weniger eigenes Verdienst einer hat, desto lieber pocht er auf fremdes. Gumperg zuckte die Schultern und ging, um sich im Hause umzusehen.

Hans suchte und fragte inzwischen nach seinem „Zöfchen“, aber sie war verschwunden, er fand sie nicht mehr! Die Ungetreue hatte mit einem bemittelten Witwer geliebelt, dies und das im Hause versehen und war von Frau Baron in Ungnaden entlassen worden.

Hans gebärdete sich bei dieser Nachricht wie unsinnig, wollte die Welt an allen vier Ecken anzünden, die Ungetreue hängen, ihren Galan spießen und aller Menschheit den Krieg erklären.

Nachdem er sich so durch allerlei Mord- und Rachepläne das Herz erleichtert hatte, verschwand er vom Schauplatze und ward von niemand vermißt. Als er aber bis abends nicht zum Vorschein kam, so wurde nach ihm gefragt und gesucht. Endlich fand man eine Badezelle von innen verschlossen und klopfte vergeblich an die Thür. Zuletzt brach man sie auf. Da saß Hans im erkalteten Badewasser — starr, steif, tot! — und neben der Wanne standen fünf leere Weinflaschen als Totenopfer.

Man erhob ein groß Geschrei und faßte die Leiche an. Sieh, da ward sie lebendig und rollte die Augen wild und blutunterlaufen umher! Hans hatte sich im Liebesgram nicht ertränkt, sondern nur betrunken, hatte nicht die Adern, sondern nur die Weinflaschen geöffnet. Den heißen Liebesschmerz hatte er im Bade kühlen und den innern Brand im Wein löschen

wollen. Die laue Flut und der sanfte Trank hatten den Schmerz gestillt und den unglücklichen Liebhaber eingeschläfert.

Jetzt erhub er sich, jagte fluchend die Retter von dannen, entstieg zähneklappernd dem Bade und bekleidete seine nackende Unschuld.

Nach mancherlei lustigen und ärgerlichen Scenen zog er wieder heim. Zuvor gab er Gumperg noch allerlei gute Regeln: „Duck Dich nicht unter! Zeige ihnen den Meister! Das ganze Volk muß der Teufel holen! Jetzt fressen sie Dich fast vor Liebe, verlangst Du aber Geld, so vergiften sie Dich! Meinem Stiefvater, dem Heimlichthuer, guck auf die Finger! An den zwei kleinen Bälgen spar das Haselholz nicht! In die dumme Gans, die Ella, vergaff Dich nicht, wenn sie aus der Pension kommt; sie hat bald ausstudiert und wird nun den Männern die Köpfe noch mehr als vorher verdrehen!"

„Schäme Dich, Hans, Deine Angehörigen so zu verleumden!" sagte Gumperg entrüstet. „Wer andre schlecht macht, malt sich selbst! Deine Mutter hat mir erst gestern einen Beweis ihrer Güte gegeben. Sieh her! Diese dreißig Thaler gab sie mir zu einem neuen Anzuge!"

Hans lachte höhnisch: „Der Glaube macht selig, Du Kind! Du glaubst, Mutter habe Dir das Geld gegeben? Ich weiß es besser! Da ist eine Gräfin Molken oder Sauermilch, die hört Dich gern spielen. Ich sah, wie sie Muttern das Geld gab und sagte: „Der junge Mann ist recht abgerissen. Kleiden Sie ihn neu! Aus Ihrer Hand wird er das Geld nicht für ein Almosen halten. Böte ich's ihm an, müßte ich fürchten, daß er's aus Stolz ablehnte!"

Fluchend reiste Hans aus X. ab und kam verstört und ergrimmt in Schwenda an. Mit dem Treubruch des Zöfchens waren seine Studien und meine großen Rettungsthaten zu Ende. Wenn die Feder bricht, geht die Maschine nicht mehr, und wenn das Interesse schwindet, dann ist's mit dem Lernen vorbei. —

22. Ein toller Winter in Schwenda.

Mein erstes Amtsjahr in Schwenda war vorüber. Wieder schickte sich der Winter an, seine Grabtücher um uns zu schlagen. An einem trüben Novembertage stand ich am Fenster und schaute hinaus. Da kam ein sonderbarer Zug in der Dorfstraße herab. Voran ging ein junger Mann in einer Art Kaftan. Der Kaftan bestand aus einem alten, rotgefütterten Schlafrocke, um den ein rotes Tuch als Gürtel geschlungen war. Auf dem Kopfe hatte der Kaftanträger eine hohe Pelzmütze, in der Hand eine lange Peitsche, die er klatschend schwang. Ihm folgten drei stattliche Kühe und ein Bullen im müden Schlenderschritt. Ein Futterknecht schloß den Zug.

Als der Zug gegen das Schulhaus kam, warf der Führer einen scharfen Blick aus tiefen Augen nach mir, sprang gewandt über den Graben, blitzte mich aus seinen dunkel umränderten Augen an, reichte mir die Hand herauf und sagte: „Sie sind Herr Polack? Ich bin Gumperg! Zwar im Augenblick nur Viehtreiber der Frau Baronin und Reisemarschall dieser edlen Vierfüßler, die ich aus dem Voigtlande bis aufs Eichsfeld geleitet habe, in Zukunft hoffentlich Ihr Freund!"

Damit sprang er fort, schwang die Peitsche und führte sein Hornvieh auf den Gutshof; ich aber schaute ihm wortlos nach. Das war also G u m p e r g, von dem mir H a n s so viel erzählt hatte!

Und nun hob für uns ein frohes, genußreiches, manchmal tolles Zusammenleben an. Es fand sich genug verwandtes in uns. Nur folgte Gumperg dem Hange zum Fabulieren und Schweifen widerstandslos, während meine wanderlustige Phantasie von der Pflicht am Zügel gehalten wurde.

Gumperg hatte Talent für alles: Er musizierte, zeichnete, dichtete, las mit dramatischem Ausdruck, ahmte mimisch alles nach, aber es fehlte ihm die Lust zu geregelter Arbeit und ein strenges Pflichtbewußtsein. Die Welt war ihm ein Narrenhaus und er darin der Pritschenmeister. Auf dem Flügelroß der Phantasie galoppierte er durch luftige Höhen, neckte und verlachte die kleinen Menschen drunten, badete sich in den Sonnenstrahlen, wiegte sich in den Lüften, naschte mit den Bienen den Honig und flatterte mit den Schmetterlingen auf allerlei Blumen umher. Der Augenblick war sein Gebieter, die jeweilige Stimmung sein Arbeitgeber und die Unstätigkeit seine Arbeitsregel.

Er besorgte die Schreibereien der Frau Baron, besonders ihren Briefwechsel, musizierte, las vor, gab den Kleinen Stunden, neckte sich mit Ella und liebelte mit ihr, spielte mit Hans, streifte im Walde, lag rauchend in meiner Sophaecke, besang die Geburtstage der Bauern oder die Schlachttage ihrer Schweine, lud sich zu ihren Gastmählern ein, sang ihnen Schelmenliedlein vor u. s. w., alles ohne Plan und Ziel, wie es ihm einfiel und Spaß machte.

Am liebsten war er in meiner Wohnung und füllte sie mit Musik und Tabaksqualm. Einmal kam er mit brennender Zigarre in die Schule und blies mit sichtlicher Lust und Kunst blaue Ringlein in die Luft — zu großem Ergötzen der Kinder! Ich sah ihn mit meinem strengsten Blicke an, aber er ließ sich nicht stören. Ich fuhr die Kinder an, „sie sollten aufpassen," er aber lächelte nur still und vergnügt dazu. Endlich sagte ich: „Das Rauchen stört hier. Drüben ist Raum für Rauch und Raucher!" „Pedant!" murrte er, hub sich aber doch von hinnen.

Wir fingen mancherlei gemeinsam an, kamen aber nirgends über Anfänge. Gumperg wollte sich selbst allein auf die Reifeprüfung vorbereiten, aber seine Studien förderten nicht, weil ihm immer etwas anderes einfiel, wenn er bei

dem einen war, oder weil ihn irgend etwas hinaus zog. Eine Unruhe im Blute ließ ihn nirgends lange weilen oder stätig an der Arbeit bleiben. Die kleinsten Hindernisse warfen ihn aus der Bahn, und jeder Spaß lockte ihn vom Arbeitstische. Faßte er mal etwas ernsthaft an, so schaffte er Tüchtiges und kam stoßweise rasch vorwärts. Förderlich waren unsere Unterredungen über allerlei Lernstoffe, indem sie Verstand und Zunge übten; leider ließen sie aber nicht viel in der Hand zurück. Das halbe Lernen ist der Fluch der Lernarbeit. Es ist ein Jammer, wenn man nichts ordentlich kann und schwatzt doch über alles, wenn man meint, etwas zu wissen, und es scheint doch nur so! Nur in der Sicherheit des materialen Besitzes und in der geistigen Durchdringung erreicht man die eigentliche Lernhöhe. Wie wenige kommen hinauf! Überall wird ein Bissen und ein Schluck genommen, aber heimisch wird man dabei nirgends.

So war mein Lernen, Studieren und Repetieren mit Gumperg — ohne Plan, ohne feste Ordnung, ohne ernstes Anbeißen und Ansaugen! Sogar das gemeinsame Klavierspiel und die Kompositionsversuche trugen diesen Stempel. Fruchtbar war nur der Wetteifer im Dichten. Einer überbot den andern in komischen und empfindsamen Gesängen; sogar Herr Baron trat in den Kampfplatz ein und stimmte seine heisere Leier, um Schlachtgesänge (an Schlachtfesten) und Wiegenlieder (an Geburtstagen) zu singen. Aber Gumperg übertraf uns beide und entlockte den Bauern bald Thränen der Rührung, bald tolles Gelächter.

Zuletzt war kein Geburtstag in den besseren Häusern des Dorfes, zu dem wir nicht geladen, und kein Schlachtfest, zu dem wir nicht als „Barden“ und „Mitesser“ gerufen wurden. Und lustig ward dann bis tief in die Nacht gesungen und gespielt, gegessen und getrunken. Ich hielt zwar mit, fühlte aber zum Glück auch in der heitersten Gesellschaft die Schranke, über die ich nicht gehen durfte. Nie habe ich in Gegenwart

von Schulkindern etwas geredet und gethan, worüber ich mich hätte schämen müssen, nie Brüderschaft mit den Zechgenossen getrunken, nie mit den Dorfschönen geliebelt. Die Sitte aus dem Elternhause, der fortgesetzte Briefwechsel mit meinem unvergleichlichen alten Pfarrer, meine „strenge Richtung" vom Seminare und der Warner im Gewissen waren meine Bollwerke. So blieb ich vor dem Schlimmsten bewahrt, hatte aber doch manches zu bereuen. Es packte mich wie Angst und peitschte mich wie mit Nesseln, wenn ich bei mir inne ward, daß ich im frohen Zuge und Fluge der Geselligkeit mein inneres Heiligtum verleugnet und anders gelebt als gelehrt hatte. Mit rechtem Ernste büßte ich vor Gott meine Schuld, flehte nicht selten auf den Knieen und mit Thränen um Vergebung und trachtete nach größerer Heiligung des Sinnes und Lebens mit Furcht und Zittern.

Nicht genug kann man denen danken, die uns zu Sitte und strenger Gewissenhaftigkeit gewöhnt, ein lebendiges Gottesbewußtsein ins Herz gepflanzt und uns die rechten sittlichen Maßstäbe gegeben haben. Man kann damit zwar irren, wird sich aber auf den rechten Pfad wieder zurück finden; man kann fallen, wird sich aber wieder erheben; man kann sündigen, wird aber das Unrecht büßen und sühnen. Eine stille Sehnsucht zieht uns zurück zur Heimat, und eine Thür bleibt uns offen zum Vaterhause.

Wo aber kein sittliches Ideal als Heiligtum im Herzen wohnt, wo der sittliche Maßstab gefälscht, die Sehnsucht nach Reinheit und Herzensfrieden verloren ist, wo der Sünde nicht die Reue und Buße, sondern nur neues Verlangen, dem Fall nicht die Besserung, sondern ein Wälzen im Schlamme folgt, da hat der böse Feind den guten Gott entthront, da ist der Ruf zur Heimkehr verstummt, die Thür zur Heimat zugeschlagen, und ein völliges Versinken im Sumpfe, ein Ende mit Schrecken nicht weit. —

In dem tollen Winter legte sich unvermerkt die Lust am

Kartenspiel wie ein dämonisches Seil um Herz und Hände. Ich ließ mich in ein Skatkränzchen ziehen und fand bald solches Vergnügen an den bunten Blättern und den Wechselfällen des Spieles, daß ich ordentlich auf die festgesetzten Spielabende brannte. Je mehr ich verlor, — und Verlieren war bei meiner Hast und geteilten Aufmerksamkeit die Regel, Gewinnen die Ausnahme —, desto erpichter wurde ich auf das Spiel. Das „Glück" ist ja für alle Spieler das Irrlicht, dem sie nachsehen und nachlaufen, bis sie im Sumpfe stecken. Wenn sich's auch um keine großen Summen handelte, so waren sie doch größer, als meine dünnleibige Börse vertragen konnte.

Schlimmer war die leidenschaftliche Erregung des Gemütes. Wie sich im stürmischen Meere das klare Sonnenbild nicht ruhig spiegelt, so kann sich in einem leidenschaftlich erregten Gemüte das Gottesbild nicht gestalten.

Wirtshausbesuch, Trunk und Zank sind die häufigen Begleiter des Spiels. Davor blieb ich zum Glück bewahrt. Nie habe ich öffentlich im Wirtshause, sondern stets nur in befreundeten Häusern gespielt, nie mit Bier und Branntwein die Karten begossen, noch mich mit meinen Mitspielern herumgezankt.

Aus dem Elternhause begleitete mich die Spielerinnerung als ein freundliches Bild und diente mir als Entschuldigung für die neuerwachte Leidenschaft. An Sonntagsabenden führte mein Vater das Zwillingspaar und mich in die Kunst des Kartenspiels ein. Die liebe Mutter saß strickend oder flickend mit uns am Tische. Auch ein Maß einfaches Bier ward manchmal getrunken. Nach und nach lernten wir alle Spiele, ja spielten um niedere Geldsätze, „damit wir besser aufpaßten." Verloren wir, so strich der Vater ruhig die paar Pfennige ein. „Warum paßt ihr nicht auf? Nehmt die Gedanken zusammen!" sagte er. „Was man sich einbrockt, muß

man auch ausessen.“ Wir aber stießen ein Jammergebrüll aus, als ob der Weltuntergang nahe sei.

Noch leidenschaftlicher als ich spielte Gumperg. Da er meist kein Geld hatte, so mußte ich gewöhnlich für zwei bezahlen, denn das Verlieren verstand er so gut wie ich. Der eine Mitspieler war ein so schlauer und geriebener Fuchs, daß er uns einfältige Hühner ziemlich regelmäßig rupfte.

Gumperg nahm nicht immer an unsern Festen und Spielabenden teil, weil er als Vorleser oder Musikmacher auf dem Gute festgehalten wurde. Es verdroß ihn höchlich, daß er um manches Schlachtfest und um manchen Spielabend kam. Von der Mitte des Winters ab erschien er öfter, allerdings erst abends gegen acht oder neun Uhr. Dann konnte er kein Ende des Spiels finden. Im Dorfe lief das Gerücht um, daß er ebenso wie Frau Baron in einen magnetischen Schlaf verfiele, besser als seine Meisterin mit geschlossenen Augen umhertappe und -tolle, mit den Händen fechte, in fremden Sprachen singe und brummele und von Krämpfen geschüttelt werde. Er selbst schwieg hartnäckig darüber, aber zufällig wurde ich eines Abends Zeuge seiner Kunst.

Ich äußerte mein Erstaunen gegen Herrn Baron. „Zu verwundern ist's nicht!“ meinte der. „Er ist ein so nervöser Mensch, daß auch diese höchste Entwickelung eines gesteigerten Nervenlebens bei ihm möglich ist!“

An einem Abend verfielen die Patronin und ihr Schützling beide gleichzeitig in den wunderbaren Schlaf. Unsere Augen hatten hin und her zu wandern, um nichts zu versäumen. Bald aber vereinigte sich das gespaltene Interesse, als die beiden Traumwandler mit Wehr und Waffe singend und murmelnd auf einander los gingen. Gumperg hatte ein leeres Blumenbrett ergriffen, focht damit in der Luft und drang gegen Frau Baron vor, die in einem andern Teile des großen Zimmers summte und sich langsam tanzend drehte.

Plötzlich traf Gumpergs Brett die große Hängelampe; klirrend sprangen die Scherben umher; zuckend hüpften die entzündeten Öltropfen durch die Luft und über die Dielen; kreischend fuhren die Zuschauer auseinander. Nacht und Stille umgab uns; das Sumsen der Schlafwandler war verstummt. Als endlich Licht gebracht wurde, da war Gumperg verschwunden und Frau Baron schlafend in den Lehnsessel gesunken.

Gumperg schlief wegen Mangels an Raum nicht auf dem Gute, sondern auf einem gegenüberliegenden Bauernhofe, den Herr Baron käuflich erworben hatte. Sein magnetischer Spuk endete jedesmal mit dem Rückzuge in seine Schlafklause. Nicht selten aber schlüpfte er, wenn alles ruhig war, wieder daraus hervor wie eine Fledermaus hinter dem Laden und suchte mich in der Gesellschaft auf. Wo ein Fest gefeiert oder Karte geklatscht wurde, das wußte er immer. Erst später merkte ich, daß diese verspäteten Besuche mit seinen „Schlafabenden" zusammenfielen.

Einmal ging ich erst gegen Mitternacht von einer Geburtstagsfeier heim. Gumperg begleitete mich in meine Stube, strich unruhig auf und ab und raste dann auf dem Klavier umher. Erst auf mein Drängen ging er, und ich legte mich zur Ruhe.

Plötzlich hörte ich zwischen Wachen und Träumen ein Schlurfen und eintöniges Singen in meiner Stube. Ich fuhr auf und horchte mit angehaltenem Atem, aber das Tanzen und Singen dauerte fort. Wer war in der Stube? Thür und Fenster hatte ich doch geschlossen!

Leise stand ich auf, öffnete behutsam die Kammerthür und sah im blassen Mondenscheine eine Gestalt in langem Gewande sich tanzend und singend in der Stube drehen.

Ein Mondenstrahl streifte jetzt das Gesicht des unheimlichen Gastes. „Gumperg!" rief ich, ergriff einen Hausschuh und schleuderte ihn kräftig dem Nachtwandler auf den Leib.

Der machte ein paar Sätze und war wie davon geflogen, wahrscheinlich durch ein Fenster.

Nach einiger Zeit hörte ich den Nachtwandler auf dem Hofe seines „Patmos“ lärmen. Da stand Barons Rennschlitten. Gumperg saß darin, schwang die Peitsche, focht mit den Armen, lenkte durch Zurufe die Pferde, die gar nicht da waren, schalt und bat, hemmte und feuerte sie an, als ob er mitten in der lustigsten Schlittenfahrt sei. Aus dem Bette durchs Fenster schaute ich lange seinen Possen zu, bis mir der Schlaf die Augen schloß.

Am nächsten Tage that Gumperg, als ob er von alledem nichts wisse, also wieder geträumt haben müsse. Erst viel später gestand er, daß alles Komödie gewesen sei, und daß er dieselbe gespielt habe, um die Barons zu necken, der Vorlesermühe zu entfliehen und sich einen Spaß zu machen. An jenem Abend hatte er in meiner Stube unvermerkt einen Fensterflügel aufgedreht und war geräuschlos eingestiegen.

Gegen Ausgang des Winters entzweite sich Gumperg mit Barons. Sie bezahlten ihm nichts weiter für seine Mühe, als was er mit dem Munde davon trug, und vom Studierenlassen war schon längst keine Rede mehr. Immer lässiger hatte er seine Arbeit gethan, immer schärfer ihren Tadel zurückgewiesen und immer verächtlicher von seinen „Wohlthätern“ gesprochen.

Eines Tages erschien er mit drei Stöcken, vier Pfeifen und fünf Büchern in meiner Stube. „Hier siehst Du Israel, das mit all seiner Habe aus Ägypten zieht!“ sagte er lachend. „Ich habe mich mit dem Volk der Ägypter da drüben gezankt und werde nun bei Dir in Kanaan wohnen.“

„Wo willst Du aber schlafen?“ fragte ich.

„Auf Deinem Sofa oder in Deinem Bette!“ war die Antwort.

„Was willst Du aber essen?“

„Was Du hast! — Stelle mich doch als Koch an!“ meinte er.

Seitdem Gumperg in Barons Diensten war, hatte ich den Mittagstisch auf dem Gute aufgegeben und kochte mir selbst meine Suppen und meine Gemüse. Ein Schmarotzer auf fremder Rinde mochte ich nicht sein.

Gumperg teilte nun einige Monate mein Zimmer, mein Bett und mein ärmlich Mahl. Er spielte, rauchte, las, ging spazieren und versuchte zu studieren. Ich hatte den Plan gefaßt, ihn auf das Lehrerexamen vorzubereiten. All meine Schulmeisterrüstung vom Seminar holte ich hervor und suchte ihn zu wappnen, wie Saul that, da er David in seine Rüstung steckte und gegen Goliath schickte.

Aber nichts wollte recht glücken und nichts recht sich schicken; das beste schien zu fehlen, der innere Beruf, die Freude an der Lehrerarbeit! Viel Schuld an den Mißerfolgen im Lernen trugen Gumpergs Kriegspläne gegen Barons. Er forderte von diesen für seine Dienste funfzig Thaler. Endlich erlangte er sie durch die Drohung, Frau Baron wegen Kurpfuscherei anzuzeigen.

Da kam Hans ganz entrüstet zu mir und sagte: „Wissen Sie auch, wem Sie Herberge geben? Einem ganz schlechten Kerl, einem Diebe und Betrüger! Er hat meine Mutter bestohlen!"

„Bestohlen?" sagte ich ungläubig. „Gumperg ist ja so arm wie eine Kirchenmaus. Wohin sollte er's denn gestohlen haben? Seine Taschen sind leer!"

„Doch, doch!" nickte Hans eifrig. „Er hat mich verführt, daß wir Muttern Geld aus den Kistchen gemaust haben!"

Und nun kam eine schöne Geschichte zutage! Hans und Gumperg hatten nie Geld und lebten meist auf Borg und Bettel. Eines Tages schütteten sie gegenseitig ihre Herzen aus, beklagten ihr Elend und machten Pläne, wie sie Geld gewinnen könnten. Endlich wurden sie einig, der Frau Baron das Kurgeschäft zu erleichtern. Öfter trugen sie Briefe und Kistchen nach Dryfort auf die Post und nahmen angelangte

Sendungen in Empfang. Einmal setzten sie sich auf dem Wege hinter einen Busch, lösten die Schnüre von einem Kistlein, befreiten die Urinflasche und den Fünfthalerschein aus dem dunkeln Gefängnis, düngten mit der Flüssigkeit das angrenzende Feld und teilten sich in das Geld. Dem Kranken schrieb Gumperg eines der bekannten und geläufigen Rezepte, wie er sie von der Meisterin gelernt hatte: Sassafras, Sassaparille, Manna, Veilchenwurz, Sennesblätter und andere Scheuerblätter. Item: Das Tränklein des Herrn Sekretarius hat dem Kranken gewiß ebenso gut gethan als eins von der Meisterin!

Der Streich glückte und wurde später noch einigemal wiederholt, wenn Holland, d. h. Hans oder Gumperg, in Nöten war.

Ich war empört und machte Gumperg heftige Vorwürfe, ja wollte ihn aus dem Hause weisen. „Du hast recht!" sagte er erbleichend. „Es war ein Schelmenstreich. Aber es kam nur ein Schelm über den andern. Wie Israel den Ägyptern die Gold- und Silbergefäße als Ersatz für den vorenthaltenen Lohn abborgte und mitnahm, so habe ich als Bezahlung für meine Mühe einige Thaler aus den Kistchen genommen. Meine Arbeit und mein Ärger ist damit noch lange nicht bezahlt!"

„Den Flecken von Deinem ehrlichen Namen wäscht kein Wasser und keine Scheinbegründung weg!" sagte ich ärgerlich. —

Von dem erstrittenen Gelde kaufte sich Gumperg Pfeifchen, Zigarrenspitzen, Stöckchen, einige Kleidungsstücke und — zwei große Brote für unsere Wirtschaft. Mit dem übrigen machte er allerlei Lustfahrten in die Lande, sonderlich zu meinen Freunden, die ihn gern herbergten und fütterten.

Mit seiner Hilfe bei häuslichen Diensten und mit seinen Studien sah es windig aus. Im Garten wollte ich ihn beim Graben anstellen, aber er faßte das Grabscheit verkehrt an und zerwühlte den Boden ärger, als ob eine Herde Säue

hineingeraten wäre. Wenn ich ihn als Küchenmeister an den Herd stellte, so ließ er die Milch ins Feuer laufen, aß die besten Bissen gleich vom Feuer weg oder verstänkerte alles mit Tabakrauch.

All das trieb er in so ergötzlicher Weise und mit so liebenswürdigem Schelmgesichte, daß man ihm nicht gram werden konnte. Endlich war sein Geldbörnlein ausgelaufen. Was nun weiter?

„Schulmeister kann ich schwerlich werden!" klagte er. „Die Schule dauert mir zu lange; die Kinder sind zu dumm, die Examenforderungen zu hoch; Geld habe ich keines mehr und Lust zu der dicken Schulluft auch nicht gerade viel!"

Ich fragte meinen trefflichen Pfarrer Hahn, der inzwischen Superintendent in einer Kreisstadt geworden war, um Rat und Hilfe. Ich mußte zu ihm kommen und Gumperg mitbringen. Der hübsche, talentvolle Mensch, der übrigens einen guten Grund in sich hatte und religiöse Fragen mit Vorliebe behandelte, gefiel ihm.

„Fühlen Sie Kraft und Lust, Missionar zu werden?" fragte er plötzlich.

„Ja!" antwortete Gumperg freudig. „Das wird mein Beruf sein; zum Pfarrer war ich ja bestimmt!"

Mein väterlicher Freund leitete nun alles ein und vermittelte Gumpergs Eintritt in das Missionshaus zu Leipzig. Dahin brach er eines Tages auf. Rührend war sein Abschied von mir. Weinend fiel er mir um den Hals und schluchzte: „Du einziger Mensch, wie soll ich Dir je Deine Nachsicht und Liebe vergelten! Wie ein Bruder hast Du an mir gehandelt. Nie vergeß ich Dir's!"

Nun zog er auf langer Vetterstraße mit meinen Empfehlungsbriefen gen Leipzig, erst zu meinem Vater, dann zu meinem unvergleichlichen Superintendenten und hierauf zu meinem alten Seminardirektor. Überall wurde er liebevoll aufgenommen und mit Gaben und Wünschen weiter

befördert. Was aber weiter mit ihm geschah, — weiß ich nicht! Die heilig versprochenen Briefe blieben aus. Nur eins erfuhr ich sicher, daß er nämlich nicht ins Missionshaus, sondern in ein Seminar eingetreten und doch noch Lehrer geworden sei.

Nach Jahren kam ein Brief aus L. im Königreich Sachsen mit allerlei Randzeichnungen und Anspielungen auf den „tollen Winter", aber ohne Unterschrift.

Erst wußte ich nichts damit anzufangen; dann aber blitzte ein Erkennen durch meine Seele: „Von Gumperg!" rief ich aus. — Ob er noch lebt, wo er lebt, was er ist, wie's ihm geht: Ich weiß es nicht! Allerlei heitre Erinnerungen knüpfen sich aber an seinen Namen, und innig wallt die alte Liebe auf, wenn der begabte und liebenswürdige Vagabund genannt wird.

23. Der Schulrat und die erste Schulprüfung.

Die Pflicht soll sich selber Sporn, Ziel und Lohn sein und zu ihrer Erfüllung nur des innern kategorischen Imperativs bedürfen. Wie oft verrückt aber die Wirklichkeit diesen idealen Standpunkt! Wie oft brauchen die himmlischen Zugkräfte in der Brust irdischen Vorspann! Ohne innere Beteiligung an der Pflichtarbeit, ohne Freude über sie, ohne Segen in ihr, ohne Anerkennung für sie, ohne Brot aus ihr erstarrt leicht das Pflichtbewußtsein zu einem äußeren kalten „Muß" und sinkt die Arbeit zur leeren Pflichtgebärde herab. Warum arbeite ich mit allem Kraft- und Zeitaufwande? Weil mich's innen drängt, weil mich die Arbeit freut, weil ich Segen daraus sprießen sehe, weil sie mir des Lebens Nahrung und Notdurft geben soll, weil Eltern und Kinder mir Liebe und Vertrauen zeigen, und weil ich bei einem Rechnungsabschlusse, der hienieden nirgends ausbleibt, vor meinen Vorgesetzten nicht mit Schanden bestehen möchte!

So klingt der große Dreiton „Brot, Ehre und Liebe“ immer in den Grundton „Pflichtbewußtsein“ und verstärkt ihn.

Ich stand vor dem ersten großen Rechnungsabschlusse: Der Regierungsschulrat besuchte die Schulen unseres abgelegenen Konferenzbezirks und wollte auch auf meine einsame Höhe kommen. Wartend saß die Kinderschar vor mir, und suchend durchforschte mein Auge den Bergeinschnitt, durch den Fremde ins Thal niedersteigen mußten. Nachmittags 2 Uhr erschienen zwei Herren in der Berglücke und stiegen langsam den steilen Abhang herab; es war der Schulrat und ein Pfarrer des nächsten Städtleins. Die Kinder reckten flüsternd die Hälse in die Höhe oder stießen ein gepreßtes Ach! aus; ich ging den Gästen mit etwas lauterem Herzschlag entgegen.

Der Schulrat war ein hoher, stattlicher Mann mit gütigem Gesicht und — wohl wegen großer Kurzsichtigkeit — etwas vorwärts geneigtem Haupte. Er streckte mir die Hand weit entgegen und sagte mit herzlichem Drucke: „Gott grüße Sie, mein lieber Polack! Geht's Ihnen gut in Amt und Haus?“

„Überaus!“ sagte ich glücklich. „Ich habe ja in diesem weltverlornen Winkel das beste gefunden, was die Erde geben kann!“

„So?“ sagte er lächelnd. „Und das wäre?“

„Eine schöne Natur, eine innerlich befriedigende Arbeit und eine beglückende Freundesliebe!“ antwortete ich warm. „In diesem dreifachen Sonnenscheine wandere ich still und glücklich den Weg der Pflicht und tausche mit keinem Könige!“

„Das ist schön; das freut mich herzlich!“ sagte der Schulrat. „Glückliche Menschen zu sehen, macht selber glücklich! Gott bewahre Ihrem Herzen dies Kleinod der Zufriedenheit. Sie haben früh gefunden, was andere lebenslang rastlos und erfolglos suchen.“

„Meinen Sie nicht, daß in Herrn Polack ein Poet steckt?“ wandte sich der Pfarrer lächelnd an den Schulrat.

„Zweifellos!“ erwiderte dieser. „Das merkte ich schon vor 2 Jahren bei seinem Examen, dem ersten, das ich als Schulrat in E. mit abhielt. Da habe ich ihn bereits aufs Korn genommen. Wenn er auch keine Gedichte machte, so hat er doch die poetische Empfänglichkeit, welche die Lichtstrahlen der Schönheit aus der umgebenden Welt glücklich und dankbar in sich sammelt.“

Leiser, aber doch noch verständlich setzte er dann hinzu: „Die Pferde gehen mit solchen Naturen manchmal durch, aber es kann etwas draus werden. Aus dem Nichts kann nur ein Gott eine Welt erschaffen, kein Schulrat und kein Schulinspektor aber aus einer geistigen Null einen ordentlichen Lehrer machen.“

Vor dem Schulhaus unter der breitwipfeligen Linde sah sich der Schulrat nochmals um und sagte mit einem Blick auf die sonnbeglänzte Thallandschaft: „In der That, Ihre erste Glücksbedingung, eine schöne Natur, kann nicht vollkommener erfüllt sein. Wald, Wiese und Wasser rücken Ihnen fast bis an die Hausthür. Doch nun lassen Sie uns nach Ihrer zweiten Glücksbedingung, nach Ihrer Arbeit, sehen. Daran liegt dem Schulrat noch mehr als an der landschaftlichen Schönheit.“

Meine kleine Armee von 30 rief dem Schulrat mit freundlichem Lächeln einen Gruß entgegen. Langsam ließ derselbe den Blick über die Schar gleiten und sagte dann zu dem Pfarrer: „Mein erstes Wahrzeichen einer guten Schule trifft zu. Aus diesen freien Gesichtern und freudig blitzenden Augen spricht innere Beteiligung und geistige Beweglichkeit!“

Zunächst richtete der Schulrat an die Kinder allerlei Fragen, die mir bange machten, weil sie unerwartet kamen; und wie oft verblüfft das Unerwartete und schließt Mund und Mut für das Erwartete: So fragte er z. B.: Wie heißest Du? Wie alt bist Du? In welchem Jahre bist Du in die Schule gekommen, und wann denkst Du sie zu verlassen? Wie

heißen Deine nächsten Verwandten? Was für ein Wochen- und Monatstag ist heute? Was habt Ihr heute früh schon für Stunden gehabt? Was müßte nach dem Lektionsplane in dieser Stunde vorgenommen werden? Wo steht Ihr jetzt in dem und dem Gegenstande? Wie viele Aufsätze habt Ihr seit Ostern eingeschrieben? Wie lautete das letzte Thema? Warum hängt da ein Bild des gekreuzigten Heilandes, das Bild des Königs und an der Thür der Lektionsplan? Wer bin ich, und was will ich hier? Wie heißt der Kreislandrat, der Ortsschulze und wer sind die Schulvorstandsmitglieder? Wie schreibt Ihr diese Namen? Wie viel Kinder zählt die Ober-, Mittel- und Unterklasse? Wann bist Du zum letztenmal in der Kirche gewesen, und worüber hat der Pastor da gepredigt? u. s. w.

„Na, gut, Kinderchen!" sagte der Schulrat, und ich atmete erleichtert auf; diese Fragen lagen doch gar zu weit ab von der alltäglichen Fahrstraße des Unterrichts.

Zu uns gewandt, sagte der Schulrat: „Diese Fragen stehen zwar nicht im Prüfungsverzeichnis, sind aber nicht überflüssig. Jeder Mensch muß seine nächsten Beziehungen kennen und Rechenschaft darüber geben können. Gar zu leicht lullt das Alltägliche den Menschen in Gedankenlosigkeit. Ein Bote war jahrelang durch einen Wald gewandert und wußte auf Dinters Frage nicht zu sagen, ob es ein Laub- oder ein Nadelwald sei! Das Alltägliche muß man klar sehen und darüber klar reden lernen. In sich gesammelt und alle Sinne wie gespannte Gewehrhähne, so ist's recht!"

Für den Katechismusunterricht wurde mir die Aufgabe gestellt, den 3. Artikel aufsagen zu lassen, über die Heilsordnung eingehender zu sprechen und einschlägige Sprüche, Lieder, biblische Geschichten und Katechismusstücke anzureihen.

Mit einem freien Gebetsworte aus zitterndem, aber doch nicht mutlosem Herzen leitete ich meine Arbeit ein. Die Kinder zeigten bei meinen Fragen eine lebhaftere innere Betei-

ligung als gewöhnlich und einen gesteigerten Antworteifer, so daß mir selber Mut und Freudigkeit wuchsen. Ein halber Blick nach dem Schulrattische zeigte mir gespannte Teilnahme in dem Gesichte des Revisors und öfters ein beifälliges Neigen des Kopfes. Meinen alten Fehler der „Redefeuerwerkerei" vermied ich nicht ganz, — wer kann seiner Haut entfliehen? — aber ich schränkte ihn mit leidlichem Glück ein.

Etwa nach einer halben Stunde nahm der Schulrat das Wort. In schlichter, aber feiner und geschickter Weise bügelte er die Falten meiner Lektion aus. Er hielt sich zunächst stets schlicht und recht an das gegebene Wort und hob den Gedächtnisbesitz durch ganz schlichte, eng an das Wort gelehnte Fragen und kurze Erläuterungen in den Erkenntnis- und Herzensbesitz. Seine Fragen waren oft überraschend und unerwartet durch ihre Einfachheit und „Unbuchmäßigkeit", aber sie wischten oft mit einem leisen Striche einer unklaren Vorstellung den Staub aus dem Auge, daß sie klar und blank wurde. Die Kinder drängte er durch seine Fragweise zu selbständigen Urteilen und zu zusammenhängender Rede. Nicht übel bestanden meine kleinen Soldaten bei der neuen Fechtweise.

Einigemal wollte ich den hilfreichen Hebel einer Zwischenfrage ansetzen, um die ungewohnten Fragen besser ins gewohnte Lot zu schieben, aber da legte sich eine warme Hand auf meinen Mund, und nicht unfreundlich sagte der Revisor: „Lassen Sie nur; die Kinder müssen und können sich selbst helfen. Erziehung zur Selbständigkeit ist das Ziel der Schule. Jede Frage stellt eine künftige Verlegenheit des Lebens dar; sie müssen sich hier wie dort zurecht finden lernen und werden es am besten, wenn Urteil und Selbständigkeit geübt sind. Fragen und Antworten, wie sie so im Buche stehen, kommen mir eher wie ein Echo zwischen den Schulwänden, denn als würdige Thätigkeit einer lebendigen Menschenseele vor. Wenn die Kinder hier mit Gedanken, Wort und Willen nicht laufen lernen, so müssen sie es draußen mit Stolpern und Fallen büßen. Das Kind muß

immer so weit in das thätige Leben geführt werden, als es dasselbe übersehen und beherrschen kann. Im Thun vollendet sich der Mensch."

Zu den Kindern gewandt, sagte er: „Brav, Kinder! Ihr könnt noch mehr, als Ihr jetzt geantwortet habt. Ihr versteht das Kommando eines fremden Generals und tretet mutig auf die Schanze, das ist schon etwas!"

Zu mir sagte er etwa: „Ich bin wohlzufrieden mit dem Gelernten, mit Ihrer Weise und der geistigen Mobilmachung der Kinder. Bleiben Sie nur immer hübsch einfach beim Worte, — „das Wort sie sollen lassen stahn!" — und vermeiden sie jeden Wortstreich in die Luft, wenn er auch noch schöner saust, schwingt und klatscht. Was keine Resonanz in der kindlichen Seele weckt, ist für die Bildung verloren. Einfach beim Worte! merken Sie das; wir haben den geistigen Schatz in diesen Gefäßen und dürfen sie nicht zerbrechen, sonst verschütten wir den Inhalt. Einfachheit ist die höchste Schönheit und die höchste Kunst. Was ist nun einfacher und schöner als das Wort der Bibel, des Katechismus und des Kirchenliedes? Verwickelt sind die Systeme, einfach der Sinn. Wie oft verhüllt die Lehrkunst den schlichten Sinn und verschnörkelt die Natur! Wenn die Kinder die gelernten religiösen Stoffe einfach verstehen und warm erfassen, so haben sie einen Schatz für Leben und Sterben. In der Drillmaschine katechetischer Kunst wird er selten lebenskräftiger. Recht erfreulich haben Sie die innige Beziehung der einzelnen religiösen Lernstoffe betont. Eins muß in das andere greifen, eins durchs andere gedeihen und reifen. Wie es heißt: Es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern das Land, und teilte sich daselbst in vier Hauptwasser, — so hat sich der Strom der göttlichen Offenbarung für die Schule in biblische Geschichte, Spruch, Lied, Katechismus geteilt; aber keins darf den einheitlichen Ursprung verleugnen; jedes muß zurück zum Hauptstrome führen. Eins erläutert das andere, so ist's

recht und besser als trockene Begriffserklärungen, die selten die Schulzeit überleben."

Im Lesen wurde auf Genauigkeit und mechanische Sicherheit, sinngemäße Betonung — besonders der Gegensätze —, auf natürliche Gliederung — ohne Sinken der Stimme hinter einem Komma — und Erfassung des Leseinhalts geachtet. — Auch hier warf der Schulrat oft einfache Fragen ein, die verblüffen konnten, so nach der Bedeutung gelesener Fürwörter, nach der Gedankenbeziehung einzelner Ausdrücke, nach Vervollständigung verkürzter Sätze, nach stillschweigenden Voraussetzungen und nach dem, was oft zwischen den Zeilen zu lesen ist. Die Grammatik ließ er nur mit der Nasenspitze über die Schulschwelle gucken. Ich wollte geschwind einige Leuchtkugeln steigen lassen, aber lächelnd sagte mein Meister: „Lassen Sie man! Das ist wie der Altweibersommer im Herbste, der losgerissen durch die Luft schwimmt und sich nur lästig um die Hüte spinnt! Grammatik für sich ist in der Volksschule fast nutzlos; nur als Lese-, Rede- und Schreiblehre, also in unmittelbar praktischer Übung, leistet sie Helferdienste. In vielen reinen Grammatikstunden kommt nicht mit Unrecht das Gähnen über Lehrer und Schüler. Da könnte man mit einem Schriftworte sagen: Gott hat die Sprache natürlich gemacht, aber sie suchen viele (grammatische) Künste. Lassen Sie dafür gute Gedichte lernen und in Geist, Herz und Gedächtnis aufnehmen; das giebt Gedanken, Sprache und Willensantriebe, besonders auch patriotische."

Eine kleine schriftliche Arbeit, zu der er den Stoff, gleichsam sich nur bückend, vom Wege aufhob, fiel ganz nach Wunsch aus. Zu mir sagte er: „Wo sucht man nicht oft die Stoffe zu schriftlichen Arbeiten, und Unterricht wie Leben sind voll davon! Nehmen Sie irgend etwas aus dem Lebens- und Lernkreise des Kindes, lassen Sie die Sache anfassen und in das Schriftkleid, ab und zu in brieflicher Form, stecken, und der Aufsatz ist fertig. Nur keine Zerfaserung von Gefühlen, keine

haarscharfen Unterscheidungen und weit hergeholten Abhandlungen! Die kosten nicht selten Zeit und Interesse, ohne was Rechtes abzuwerfen. Auch hier: Einfach und praktisch!"

Die Aufsatzbücher sah der Herr Schulrat mit sichtlichem Vergnügen durch. Die Wahl der Aufgaben, die äußere und innere Ordnung und die Art der Korrektur sagten ihm zu. „Korrigieren Sie gern?" fragte er plötzlich nach mir aufsehend. Ich schüttelte mit dem Kopfe. „Glaub's!" lächelte er. „Jede Pflicht hat ihre sauern Äpfel, aber sie müssen gegessen werden."

„Wie halten Sie es mit den Diktaten?" Ich antwortete: „Wöchentlich lasse ich ein Diktat schreiben, meist zur Bewältigung bestimmter Schwierigkeiten, die ich mir zusammengestellt habe. Während der Korrektur der Aufsätze notiere ich alle vorkommenden orthographischen Lieblingssünden, bespreche sie in der Stunde und verwebe sie zu einem Diktat. Ein Kind hat es auf die umgewandte Wandtafel zu schreiben. Diese Arbeit wird besprochen, gemeinsam verbessert und von den Kindern als Richtschnur für die Selbstkorrektur benutzt. Zuweilen lasse ich auch die Tafeln zwischen Knaben und Mädchen zu gegenseitiger Korrektur umtauschen. Zuweilen wird auch ein Diktat ohne bestimmt zugespitzten Zweck gegeben, um durch die bunte Fülle der Erscheinungen die Probe aufs Exempel zu machen. Öftere Wiederkehr der Schwierigkeit, öftere Entscheidung am Scheidewege führt endlich zu einem leidlichen Ergebnisse, zu einem ganz befriedigenden nie. Wir Lehrer sind mit unserer verzwickten Orthographie nicht weniger schlimm daran als die Danaiden mit ihren durchlöcherten Schöpfgefäßen oder Sisyphus mit seinem Felsblock. Aufnehmen und wiedergeben ist das Ein- und Ausatmen der Seele beim Unterricht; was thun aber die Kinder bei den zeitraubenden orthographischen Übungen? Geist und Herz gehen leer aus! Wenn wir doch eine einfachere Rechtschreibung hätten!"

Der Herr Schulrat lächelte bei meinem Eifer still für

sich hin und sagte: „Na, wir werden's schon noch ein Weilchen beim Alten lassen müssen!"

Im Rechnen ging es auch munter und gut; nur stellte er wieder seine einfachen und doch so verfänglichen Fragen. Da sollten die Kinder selber mit den Augen Entfernungen abschätzen, Preise angeben, algebraische Denknüsse knacken u. dgl. Er wählte stets Aufgaben des wirklichen Lebens, hielt auf rasche und sichere Erfassung, auf selbständiges Auffinden der „Naht in der Nuß" und auf zusammenhängendes Vorrechnen. Ich konnte ihm das Lob eines vollendeten Rechenmeisters im Herzen nicht versagen und fühlte hier am lebhaftesten, daß meine methodische Kunst bei ihm in die Schule gehen könnte.

Von den Realien wollte der Schulrat wenig wissen — zu meinem Schmerze, denn hier sollte ihn das Erstaunen über die Schlagfertigkeit der Kinder schier in die Luft sprengen. Nur in der Geschichte fragte er viel und eingehend und wurde ganz nach Wunsch bedient.

Im Singen forderte er fast zu viele Choräle und eine Anzahl Volkslieder, eine frische Taktbewegung, eine reine Aussprache, geschulten, nicht zu grellen Ton, gemäßigte Stärke, fleißiges Einzelsingen, Selbstanfangen der Lieder durch die Kinder, Auswendigkönnen des Textes und Bescheid über den Sinn des Gesungenen. Er zeigte sich dabei als wackerer Sangesmeister, der alle Lieder auswendig konnte.

Mit einem Gruße an die Eltern und dem besten Lobe vom Herrn Schulrat zog meine Schar fröhlichen Antlitzes heim.

Inzwischen hatte der Schulrat den Tischkasten aufgezerrt, ein verborgenes Röhrlein ans Licht gezogen und fuchtelte damit in der Luft. „Das brauchen Sie doch nur zum Zeigen auf der Landkarte?" sagte er zu mir.

Ich lief rot an: „Zuweilen auch auf dem Rücken!"

„Ei," fuhr er fast unwillig fort, „diese paar Kinder werden Sie doch ohne Schläge zwingen können!"

„Zwingen wohl, aber mit wie viel Ärger und Worten!“ antwortete ich. „Ein Schlag erspart hundert Worte und ist das kürzeste und wirksamste Mittel, Ungehöriges abzuschneiden. Das meinen auch Eltern und Kinder, da das Haus fast kein anderes Zuchtmittel als Schläge kennt. Strafen sind auch eine Art geprägter Münzen; man muß die landläufigen in Zahlung nehmen und in Kurs setzen. Ich bestrafe indessen nur sittliche Vergehen mit dem Stocke, und das kommt selten vor. Die kleine Schülerzahl vermindert übrigens den Anreiz zum Strafen nicht, Herr Schulrat. Ein tanzender Brummkreisel stößt sich um so öfter und zorniger, je engere Schranken ihn einschließen. Ich bin rasch, erregbar und bei meinen paar Kindern, wo mir noch dazu nichts entgehen kann, immer rasch herum. Wissen zehn nichts, so weiß die ganze Schule nichts, und der Brummkreisel stößt sich dann den Kopf an toten Wänden ein. In einer volkreichen Schule verteilen sich Kraft und Liebe, aber auch Ärger und Anreiz zum Strafen mehr.“

Der Schulrat hörte mir zu, drohte lächelnd mit dem Finger und sagte: „Bändigen Sie den Brummkreisel! Versuchen Sie's nur mal ernstlich ohne Stock! Und gewännen Sie nichts für die Disziplin der Schule, so doch viel für Ihren Geist und die Würde Ihrer Arbeit, und hätten einen großen Sieg über sich selbst erfochten.“

„Zum Schlusse muß ich Ihnen noch sagen,“ fuhr er fort, „daß ich mit Ihrer Arbeit wohlzufrieden bin. Am meisten hat mir die geistige Rührsamkeit und Anschmiegsamkeit der Kinder gefallen, die beweist, daß Sie die Lernstoffe nicht mechanisch eingetrichtert, sondern lebendig verarbeitet haben. Nur was ein Teil unseres Wesens wird und die Kräftigkeit der Seelenvermögen fördert, ist wirklich erlernt. Gefreut hat mich auch die Schulung und Haltung Ihrer K l e i n e n; die sind schon weit vorgerückt und immer bei der Sache. Nichts von dem Hindämeln, Träumen oder Unnützmachen der Unter-

klassen in manchen ungeteilten Schulen! Wie fangen Sie das an?"

„Ich lasse sie nie müßig, wenn sie einmal da sind!" antwortete ich. „Darum habe ich ihre Schulzeit um täglich zwei Stunden gekürzt und lasse sie erst in der dritten, nach der großen Pause, antreten. In den beiden ersten Stunden bin ich so völlig mit Ober- und Mittelklasse beschäftigt, daß ich für die Kleinen, die sich noch nicht selbst beschäftigen können, nur unzureichende Zeit- und Kraftbröslein haben würde. Gerade in diesen zwei Stunden vollzieht sich in vielen Schulen das gefährliche Einlullen, das die Kinder nicht selten jahrelang in seine verhängnisvollen Schraubengänge zieht. Zudem sind 3—4 Stunden hinter einander auf der Schulbank für 6—8jährige Kinder eine Marter und nicht selten eine Schädigung der körperlichen und geistigen Entwickelung. Regung und Bewegung ist die einzig gedeihliche Lebensluft für die Kleinen."

Mich hatte die etwa zweistündige Revision eigentümlich gestimmt. Etwas wie Mißmut grollte in mir, daß ich nicht alle Schleusen des Wissens hatte aufziehen und noch mit diesem und jenem prahlen können. Wenn ich meinte, daß die Wasser der Weisheit in alle Räder schießen, dem Schulrat um den Kopf sprühen und um die Füße plätschern sollten, da gebot er: „Halt! Stellbrett nieder!" Dagegen hatte mich's gefreut, wie mutig und geschickt meine Kinder sich in die veränderte Lage gefunden hatten.

Als ich beim Herausgehen aus der Schulstube klagte, daß die Kinder doch eigentlich von dem Gelernten allzu wenig gezeigt hätten, da kehrte sich der Schulrat gegen mich um und sagte: „So? Sie wollten wohl heute Jahrmarkt halten und alles bis auf die Dreiernäpfchen in Buden zur Schau auslegen? Wenn ich meine 700 Lehrer alle 4 Jahre einmal in ihrer Werkstätte besuchen will, so kann ich mir nicht alles zeigen lassen. Aber auch Proben zeigen die Güte der Waren, und

Ihre Proben waren gut; die Kinder wußten sich zu helfen. Nur weiter so in Eifer und Treue! Ihr Weg ist der rechte!"

Die Herren gingen nun mit in meine Wohnung, die für einen ledigen Gesellen schön und stattlich war und vom Fenster aus eine prächtige Aussicht gewährte. „Wie freundlich wohnen Sie!" sagte der Schulrat. „Wo essen Sie aber zu Mittag in dem armen Dörfchen?"

„Seit fast einem Jahre bin ich mein eigener Koch und Kellner!" sagte ich mit etwas kläglicher Miene.

„I, das ist ja hübsch! — auch kochen können Sie?" rief der Schulrat. „So sind Sie ja der unabhängigste Mann im Reiche! Je mehr sich die Beziehungen zu den Menschen mehren und verwickeln, desto unbehaglicher wird meist die Existenz. Man könnte Sie um Ihr idyllisches Leben beneiden!"

„Nicht um das Kochen!" seufzte ich. „Das schlimmste ist nicht, daß ich jeden zweiten Tag Aufgewärmtes esse; die Kochpflichten fahren mir zu oft zwischen die Schularbeit wie der Habicht zwischen die Küchlein. Da habe ich vielleicht jetzt in der Schule ein Büblein „7×8" gefragt, und während die „56" noch auf der Lippen Rand liegt, höre ich draußen ein Brausen und Zischen, als ob Wasser mit Feuer sich mengt. Ich lasse die 56 zappeln und stürze nach meinem Kochtopf, der zornigen Geifer umhersprudelt. Ich beruhige ihn, — aber in der Schule ist der elektrische Leitungsdraht zerrissen! Oder gar wie neulich! Ich wollte mir nach einem Rezepte von barmherzigen Frauenseelen einmal die Leckerei von Kartoffelklößen gönnen. Um möglichst wenig in der Schularbeit gestört zu werden, setzte ich die kunstvoll bereiteten Klöße gleich mit dem kalten Wasser aufs Feuer. Als ich sie aber suchte, fand ich nur — einen dicken, schlammigen Bodensatz; in Sehnsucht und in Schmerz waren sie zerflossen, und mit dem Löffel mußte ich Brei statt Klöße zu Mittag essen!"

Der Herr Schulrat lachte, daß ihm die Thränen ab den Wangen rollten. „Ja, ja!" sagte er, „die unbedingte

Selbständigkeit hat auch ihren Haken. In Ihrem Alter erträgt sich so etwas indessen leichter als in meinem.“ Der Pfarrer aber meinte: „Da giebt's nur ein Rezept: Nehmen Sie eine Frau!“ —

Auf meine Bitte durfte ich die Herren begleiten. Auf dem Wege wurde mancherlei in den Kreis der Unterhaltung gezogen.

„Ich habe mich gewundert,“ sagte der Pfarrer zum Schulrat, „wie sicher Sie in allen Sätteln sind. Woher haben Sie dies methodische Geschick und diese Sicherheit im Stoffe?“

„Ich bin der Enkel eines Landlehrers und der Sohn eines Stadtschullehrers!“ erwiderte der Gefragte. „Mein Vater hat als Elementarlehrer die seltene Auszeichnung erfahren, zum Gymnasial-Oberlehrer ernannt zu werden; er war ein überaus praktischer Lehrer, der besonders im Rechnen Vorzügliches leistete. Etwas liegt mir also die Pädagogik im Blute, insonderheit tief und innig die Liebe zu Schule und Lehrern. Anderes habe ich mir in der pädagogischen Luft des Elternhauses angeeignet. Dann habe ich als Pfarrer Präparanden unterrichtet und einen Kantor ganz alten Schlages oft vertreten, als Superintendent Lehrerkonferenzen gehalten und Schulen revidiert, auch ab und zu für pädagogische Zeitschriften Artikel geschrieben. Es ist zudem leichter, als Revisor an beliebiger Stelle den Hebel einzusetzen und ein gewisses schimmerndes Wissen zu zeigen, als in geschlossener Form eine fruchtbare Unterrichtsstunde zu halten.“

Auch die Gehaltsfrage kam an die Reihe, und ich wurde nach meinem Einkommen gefragt. „Neben Holz, Wohnung und Garten monatlich $9\frac{1}{2}$ Thaler!“ gab ich an. „Kommen Sie damit aus?“ forschte der Schulrat. „Nein,“ sagte ich ehrlich, „das ist selbst bei meinen einfachen Bedürfnissen und den billigen Lebensmittelpreisen nicht möglich. Mein Vater giebt mir kleine Zuschüsse, und der Schulze eines Nachbar-

dorfes liefert mir für den Unterricht seines Sohnes Naturalien, die mein Kochtalent so trefflich in Kunstprodukte zu verwandeln weiß, oder die frisch von der Faust weg verzehrt werden."

„Die Anfangsgehalte sind das Unglück nicht!" sagt der Schulrat. „Denken Sie aber, daß 40—50jährige Lehrer mit Weib und Kind nicht viel mehr haben! Da möchte einem manchmal vor Weh das Herz brechen. Und wie geht's den armen Emeriten, den Lehrerwitwen und Waisen? Daß Gott erbarme! Mit Wort und That bin ich bei der Regierung und in meiner Eigenschaft als Abgeordneter besonders für die älteren Lehrer, Emeriten, Witwen und Waisen eingetreten, aber es geht nur in langsamen Schritten vorwärts. Die Schulfrage ist eine Geldfrage, und in Geldsachen hört nicht allein bei Bauern die Gemütlichkeit auf. Gewohnheit, Herkommen, Erwerbs- und Besitzverhältnisse, Rücksichten auf die Finanzlage des Staates und wer weiß was alles schieben einer befriedigenden Lösung der Schulfrage endlose Hindernisse in den Weg."

„Wenn die Hilfe nicht vom Staate und durch ein Gesetz kommt, so glaube ich kaum an eine Besserung der Lehrerverhältnisse!" sagte ich eifrig. „Die Gemeinden haben weder Einsicht noch Herz, um für ihre Schulen nur das notwendigste zu thun. Ihr Schäfer ist ihnen wichtiger als der Lehrer. Jeder Brocken, der ihnen für die Schule abgerungen ist, wird dem Lehrer mit Galle und Wermut verbittert. Man darf gar nicht daran denken, um nicht sturm im Kopfe zu werden!"

„Sachte, sachte, junger Mann!" sagte der Schulrat. „Eine gesetzliche Regelung historisch gewordener verzwickter Verhältnisse macht sich nicht so handumkehr. Kluge Köpfe und warme Herzen haben schon drüber gesessen. Sie haben aber keinen Begriff von den Schwierigkeiten, die ein durchgreifendes Schulgesetz bietet, und von den Rücksichten, die es heischt. Übrigens ist manches schon besser geworden. Ist

nicht Ihre eigene Stelle mit Ihrem Amtsantritte um 50 Thaler aufgebessert worden? Es ist nicht recht und nicht klug seitens der pädagogischen Tagespresse, daß sie thatsächliche Verbesserungen gar nicht oder sehr geringschätzig anschlägt und immer nur ein Sturmgeläut von Klagen und Vorwürfen hören läßt. Vor Erlaß eines Unterrichtsgesetzes hat die Regierung das Recht und die Pflicht, das unumgänglich Notwendige von den Gemeinden für Schule und Lehrer zu fordern, und sie thut es!"

Mein junger Feuerkopf wollte besonders die glimpfliche Behandlung der Gemeinden, die durch ewiges Zögern, Sträuben, Hin- und Herwenden die Geduld der Regierung ermüden und das Recht des Lehrers auf ein notdürftig auskömmliches Gehalt mißachten, nicht gut heißen und wünschte ihnen auf den steifen Nacken und in die dicken Ohren etwas von dem Feuer des Elias, das den Hauptmann und seine fünfzig fraß.

Der Schulrat sagte dazu nur achselzuckend: „Die Gemeinden gehen ja oft nicht fein mit den Lehrern und der Schule um, aber mit Donnerkeilen kann man die Sache auch nicht bessern. Übrigens behandeln manche Gemeinden die Sache von Schule und Lehrern mit Einsicht und Wohlwollen."

Auch nach meinen Studien wurde ich gefragt. In ein lautes Lob der deutschen Klassiker, von denen ich früher in respektvoller Ferne geblieben war, brach ich aus. Nach Weise der Jugend, die gern jede fremde Blume ins Knopfloch steckt und der Welt als Eigentum zeigt, brachte ich glücklich ein Citat von Goethe an den Mann: „In den Klassikern höre ich den Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag. Er ist niemals ganz verstummt, und wir fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten verteilten harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen. Da empfinde ich, was ich bislang nicht gefühlt,

da denke ich, was ich bislang nicht gedacht, da lerne ich thun, wozu ich mir die Kraft nicht zutraute."

Dazu nickte der Herr Schulrat mit einem herzlichen: „Schön, schön!" und warnte nur vor einem „Zu vielerlei." Weniger gefiel ihm das Geständnis, daß ich eine liberale Zeitung mit lese.

„Das ist Gift für Ihre harmlose Natur, da Sie bei mangelnder Erfahrung Wahrheit und Irrtum nicht ordentlich scheiden können! Ihr unbefangenes Urteil wird durch schimmernde Phrasen, die dem natürlichen Oppositionsgelüst eines jungen Menschen allerdings gefallen, bestochen. In Ihrem Kopfe entsteht ein einseitiges oder entstelltes Papierbild der Welt- und Regierungsverhältnisse, das mit den thatsächlichen Zuständen nicht übereinstimmt. Wir lernen die Prozesse der Menschheit und ihren schmerzensreichen Emporgang und ihr Ziel nicht durch diese papiernen Trompeten der öffentlichen Tagesmeinung, sondern nur durch eigene Erfahrung kennen. In dem Ganzen spiegelt sich nur wieder, was der Einzelne erlebt. Je mehr wir selbst in der eignen Seele erlebt, in Kampf und Leid errungen und denkend begriffen haben, desto geeigneter sind wir, die Lebensgebiete der Gesamtheit verständnis- und teilnahmvoll zu beurteilen. Jede neue Lebenserfahrung eröffnet uns einen weiteren Blick und ein tieferes Verständnis für diese Gebiete. Ein Zeitungsschreiber ohne diese tiefe eigene Erfahrung sollte sich nicht unterfangen, die Grundstimmung und Grundgedanken der menschheitlichen Entwicklung aussprechen zu wollen. Er verbreitet höchstens die herrschende Modemeinung. Wie leicht können Sie durch solche Nahrung einen fremden Tropfen in Ihr Blut bekommen und aus arglosem Vertrauen in Mißtrauen und Mißstimmung fallen! Ich hasse jedes Gift, das in den Gesellschaftskörper geträufelt wird. Wahrheit, ja, Wahrheit will ich auch, aber nicht von der Schmäh- und Verdächtigungssucht gepredigt! In der Wahrheit ist Sieg, wenn die Liebe sie predigt."

Ich wandte zu meiner Entschuldigung dies und das ein. Besonders behauptete ich, daß alle Zeitungen, auch die konservativen, die Verhältnisse und Thatsachen einseitig vom Parteistandpunkte aus beurteilen, und daß Mißstände durch öffentliche Behandlung am besten abzustellen seien. Ich vermochte indessen mit meinen Behauptungen und Gründen nicht recht durchzudringen, doch fand ich williges und freundliches Gehör, schwieg aber endlich, weil mir die Materie doch zu wenig geläufig war und ich mir vorkam wie David in Sauls Panzer. „Aber eine volle Versöhnung ist das nicht, die das Herz nicht ganz befreit.“

Auch von unserem Lehrerkränzchen und der Beschäftigung darin mußte ich berichten und that es mit Wärme. Aus meinem „Eröffnungsvortrage“ kamen mir glücklich einige Sätze in den Mund: „In der Gemeinschaft erzeugt sich die rechte Brutwärme des Gedankens und des Wirkens. Man muß wissen, wie andere den Beruf auffassen und was sie darin leisten, um sein eigenes Thun messen und berichtigen, seinen Platz und seine speziellen Aufgaben recht begreifen zu können. Berufsgenossen müssen darum ab und zu sich zusammenfinden, den Staub vom Arbeitskleide schütteln, Gruß und Handschlag tauschen, sich warm in die Augen schauen, mit den Herzen näher zusammenrücken, ja, die Geister auf einander platzen lassen, die gemeinsamen Standesinteressen beraten und neue Arbeitswege suchen. Mit frischer Nahrung und neuem Blute kehren sie dann heim in die enge gewohnte Werkstatt und treiben mit gesteigerter Elastizität ihre Berufsarbeit.“

„Was halten Sie von den großen Lehrerversammlungen, Herr Schulrat?“ warf der Pfarrer ein.

„Hier unser junger Freund hat uns ja eben eine Standrede darüber gehalten!“ erwiderte dieser. „Was er von den kleinen Versammlungen behauptet, müßte ja wohl auch ziemlich auf die großen passen. Und viel Wahres liegt darin. Die Lehrer haben zweifellos ein Recht, ja die Pflicht, ihre

eigenen Angelegenheiten zu beraten, auch über Schulorganisation und Schulgesetzgebung ihre Meinungen und Wünsche zu äußern. Gereifte und ausführbare Beschlüsse werden bei den Schulbehörden gewiß nicht ohne Beachtung bleiben. Leider giebt's aber da immer viel Staub, wo viele zusammenkommen, und die unruhigsten machen den meisten. Ich kann mich eines gewissen Mißbehagens nicht erwehren, wenn ich die Verhandlungen mancher großen Versammlungen unbefangen verfolge. Ich bin eine einfache, praktische und positive Natur und hasse leeres Phrasengeklingel, das mit Prophetenpathos vorgetragen wird, nutzlose Streiche in die Luft, die mit einer Miene geführt werden, als ob David dem Goliath den Kopf abschlüge, und alles Unterwühlen und Lockern unserer positiven Grundlagen in Kirche, Staat, Schule und Gesellschaft. Wenn die Verhandlungen von dem Geiste der Wahrheit, Liebe, Mäßigung und Pietät vor aller gottgewollten Ordnung getragen werden, wohl! und Segen über sie!"

Unter solchen Gesprächen, die in bunter Folge allerlei Gebiete streiften, waren wir über die Hochebene bis dahin gekommen, wo der Weg steil zum Werrathale abfällt und die Ruine Normannstein über der Stadt Dryfort ihren runden Turm wie einen steinernen Finger emporstreckt.

„Nun kehren Sie um, mein Lieber!" sagte der Schulrat und drückte mir nochmals warm die Hand. „Gott behüte und segne Sie! Ich werde Sie nicht vergessen!"

Wie im Traume wandelte ich heimwärts. Das war also die erste Schulvisitation! Welche Fülle von Liebe und Vertrauen, praktischen Winken und ernsten Gedanken hatte sie mir gezeigt! Die Zeit mußte nun langsam reifen, was die Stunden gesäet hatten. Am meisten bedrückte mich das Lob. Das macht mich nie stolz, sondern stets bescheiden und demütig, weil der innere Revisor strenger als der äußere zu sein pflegt. Aber der erneute Entschluß keimte aus dem Lobe auf: „Ich will die gute Meinung verdienen!" Liebe,

Lob und Vertrauen sind mir immer die bindendste Verpflichtung zur höchsten Kraftentfaltung gewesen.

Nach vier Wochen kam der Revisionsbericht von der königlichen Regierung. Wie ein Schrecken fuhr mir's in die Gebeine, als ich am Schlusse las: „Nach dem Gesagten kann die Schule in Schw. in ihrer Art als eine Musterschule bezeichnet werden. Nur wird doch darauf Bedacht zu nehmen sein, die reiche Kraft des jungen Mannes in einem größeren Kreise nutzbar zu machen."

Da tauchte ein dunkler Schatten, noch unsicher schwankend, an der Wand der Zukunft auf: meine nahe Versetzung aus dem lieben Freundes- und Arbeitskreise! Nicht lange drauf gewann der Schatten Fleisch und Bein.

24. Wie wir zu Dreien in die Ferne zogen.

Wieder kamen die großen Ferien, und wieder regte sich in mir der Wandertrieb. Seit zwei Jahren sah ich die Wartburg herüber funkeln und grüßen und die blau-grüne Felsmauer des Thüringer Waldes locken. Endlich sollte die Entdeckungsreise dahin mit meinen Freunden König und Schreiber angetreten werden.

Drei Thaler in der Tasche und viel Frohsinn im Herzen, das war meine Reiseausrüstung. In Falkhain übernachtete ich, um recht früh mit den Freunden auszurücken. Dunkle Wolken hingen schwer und tief am Himmel. Nachts zwei Uhr hörte ich den Wächter die Stunde abrufen, fuhr ans Fenster und fragte: „Was für Wetter giebt's wohl?"

Der Mann reckte den Hals, drehte den Kopf rechts, links und aufwärts, schnüffelte mit der Nase in die Luft und sagte nach langem Besinnen: „Wenn's so bleibt, kriegen wir keinen Regen; 's ist so schwül und still!"

Den Mann hätten sie auf einer Wetterstation brauchen

können, denn er verstand's! Trotz der Regenzeichen hielt sich das Wetter, und unsere Heiterkeit verscheuchte die letzten Wolken.

Unser Weg führte uns wunderschön bergauf, bergab, über Fels und Fluß, durch Wald und Feld, Dorf und Stadt endlich nach Eisenach. Die Wartburg, ihre herrliche Umgebung und ihre historischen Denkmäler entzückten uns.

Durch das schöne Marienthal mit dem in Fels gemeißelten riesigen M wanderten wir langsam zum Annathale und der engen Drachenschlucht mit den hohen Felswänden, die an einigen Stellen oben ihre Stirnen zusammenneigen und keinen Sonnenstrahl herunterlassen. Von den Wänden träufelt Wasser, und allerlei Pflanzen tapezieren sie. Von dem Forsthaus Hohe Sonne sahen wir durch einen Walddurchhau die Wartburg malerisch liegen. Unter prachtvollen Bäumen hin führte uns der Weg nach Schloß Wilhelmsthal, dessen schöne Wieseneinfassung, stolze Waldumkränzung und helle Seeaugen wir bewunderten.

Über Hirschstein und Wachstein schlugen wir den Weg nach Ruhla ein. Der Tag neigte sich, und die Sonne schoß ihre Lichtpfeile quer durch die Baumreihen. Auf saubern Pfaden unter hohen Bäumen, in denen das Abendsonnengold glitzerte, gingen wir mit heißen Sohlen, aber in froher Stimmung dahin. Links unter uns schimmerten weiße Häuser durch das Grün; aus den Wiesen stieg weißer Nebel auf; das Geräusch thätiger Maschinen, geschäftiger Menschen und brausender Wasser schlug dumpf und geheimnisvoll an unser Ohr.

Ein Mensch mit einem Wanderstabe in der Hand, einem Spitzbubenblick im Gesichte und einem Wortschwall im Munde gesellte sich zu uns und pries die „drei Schwanen“ als das billigste und beste Wirtshaus in Ruhla. Anfänglich ließen wir ihn unbeachtet neben uns hertrollen und schwatzen, dann aber verfing doch der Köder „Billigkeit“, und wir ließen uns für die „drei Schwanen“ einfangen.

Das Wirtsschild war etwas verwaschen, und statt der „drei Schwanen“ lasen wir „Zu den drei Schweinen.“ Das Wetter hatte da eine bedenkliche Korrektur vorgenommen.

Bis dahin hatten wir von heimischen Vorräten gelebt und die berühmten Wirtshauspreise des Thüringer Waldes nur an einigen Gläsern Bier versucht.

In den „drei Schwanen“ ließen wir uns Pfannkuchen backen. Während dieselben bereitet wurden, dehnten und streckten wir die müden Glieder. Freund Schreiber warf sich auf ein Sofa ohne Rückenlehne und stieß dabei den Kopf etwas hart an die Wand. Er hatte aber gerade eine Tapetenthür getroffen, sie mit dem Stoße aufgesprengt und war mit dem Kopfe in ein Nebenstüblein gefahren.

Plötzlich gellte dort ein Schrei auf. Erschreckt fuhren unsere Köpfe herum. Wir sahen im Nebenstüblein einen Tisch voll Büchsen mit Salben 2c. und ein Weibsbild in halber Bekleidung mit aufgelöstem Haar, wie es auf die Thür losstürzte und sie zuschlug. Wir hatten eine „mimische Künstlerin“, die sich abends im Kurhause „produzieren“ wollte, bei ihrer Toilette gestört. Unser Freund war bestürzt und schüttelte mutlos den Kopf zu seinem Attentate, dann aber erheiterte uns der kleine Zwischenfall derart, daß wir doppelte Portionen der guten Pfannkuchen aßen.

Beim Zubettgehen fand sich's, daß der Wirt nur noch zwei Betten für uns drei hatte. Später eingerückte Gäste mußten ihm leistungsfähiger erschienen sein. Die Betten standen nebst einem verschossenen Sofa in einem öden Saale. Freiwillig wählte ich das Sofa als Schlafplatz, konnte aber nicht einschlafen, wie verlockend auch das Schnarchen meiner Gefährten klang. Bis ein Uhr hielt mich ihr Wiegenlied wach; zwei Uhr war ich schon wieder munter, weckte meinen Zwillingsfreund und tauschte mit ihm das Lager.

Morgens war ich zuerst fertig und wurde ausgeschickt, um Lebensmittel für die Weiterreise zu kaufen. „Möglichst

billig!" war unsere Reiseparole. Ich erwarb ein Brot von sechs Pfunden und eine stattliche Wurst. Als ich diese Vorräte angeschleppt brachte, erhub sich große Heiterkeit. In Anerkennung meiner wirtschaftlichen Umsicht durfte ich das Brot selbst tragen. Ich schnallte es an einen Riemen und hing mir's wie einen Quersack an. Allerlei lustige Späße mußte sich das Brot und sein Träger gefallen lassen.

Die Rechnung in den drei Schwanen entsprach etwas dem vom Wetter ausgebesserten Wirtsschilde und riß ein merkliches Loch in meine Kasse, störte aber unsere gute Reisestimmung nicht. Durch herrlichen Hochwald wanderten wir dem Schloß Altenstein zu. Nach der Lutherbuche wurde ein Abstecher gemacht und unter dem ehrwürdigen Baume ein gutes Frühstück gehalten, das meine Last wesentlich erleichterte. Der herrliche Appetit meiner Gefährten bezahlte meine Mühe; mit klarem Wasser aus der historischen Quelle wurde Brot und Wurst angefeuchtet, mit heiteren und ernsten Gesprächen über die Bedeutung des Baumes das Mahl gewürzt.

Jeder Ort ist geweiht, wo ein Markstein der Geschichte steht, und jede Naturschönheit durchgeistigt, wo ein großer Mann hindurch geschritten ist. Beim Ruhen und beim Wandern dachte ich mir die folgenden Verse aus:

Lutherbuche und Lutherbrunnen. (Am 4. Mai 1521.)

Als der Doktor Martin Luther von dem Tag zu Worms gekommen,
Hat er unter dieser Buche eine kurze Rast genommen.

Lehnt sich auf den Ellenbogen, käut, vom Durst geplagt, ein Rütlein,
Spricht zu den Gefährten heiter: „Lieben, fühlt wie ich das Mütlein!"

Denen war es nicht zum Scherzen. Tag und Nacht im Wäglein hocken,
Glut des Maien, Frost des Märzen dulden, macht die Zunge trocken.

Drauf der Luther: „Liebe Herren, sorgt nit! Gott thät Simson tränken
Aus dem Eselszahn, dem dürren, wird auch unser heut gedenken!“

Horch, da klingt ein heimlich Rauschen! War es oben, war es unten?
Nieder bückt er sich zu lauschen, und er hat den Ort gefunden.

Räumt den Schutt hinweg, da springet silbergleich ein Brünnlein helle,
Zu dem jeder selbst nun dringet und sich labt an frischer Welle.

Spricht der Luther: „Möchte rinnen durst'gen Seelen allerorten
Solch ein Wasser!“ — Dieser Brunnen ist die deutsche Bibel worden.

Sinnend ich, plaudernd die Freunde, so kamen wir nach dem herzoglich-meiningischen Schlosse Altenstein, das wie ein Edelstein in einen Perlenkranz von Schönheiten eingefaßt ist.

Warum ich nicht mit dem Herzog tauschte.

Ich möchte wohl im Schlosse wohnen,
Doch Herzog sein, das möcht' ich nicht.
Mich freut der Glanz von goldnen Kronen,
Doch auf das Haupt wünsch' ich sie nicht.
Die Blumen, Herzog, sind zwar dein,
Die Freude dran, die ist auch mein!

Ich darf ins Weite zwanglos schweifen,
Dich plagt der Hof- und Bettlerschwarm;
Mich freut das Thun, das Säen, Reifen,
Dir macht der Überdruß schier Harm.
Und dunkelt nicht um uns die Nacht,
Wie fühlten wir des Tages Pracht?

Bald arm, bald reich! Von Thal zu Höhen!
Jetzt rüstig wandern und dann ruhn!
Erst Trennungsweh, dann Wiedersehen!
Still leiden und frisch Gutes thun:
So baut sich meines Lebens Schloß, —
O lieblich, lieblich fiel mein Los!

Die Äolsharfe (im japanischen Häuschen bei Altenstein).

Auf der Stirn des Felsen steht ein kleines Haus,
Und die Lüfte gehen klingend ein und aus.

Eine Äolsharfe leise, lieblich singt,
Wenn der rechte Luftzug durch die Saiten dringt.

Wunderbare Töne, wie ergreift ihr tief!
Weckt das Herz im Busen, wenn's auch lange schlief!

Doch nicht immer klingt sie; steil der Pfad dazu!
Wer wird da viel klettern? Unten hat man Ruh!

Ach, der Äolsharfe gleichet auch mein Herz; —
In ihm klingen wieder Freude so wie Schmerz.

Doch in stummer Trauer schweigt es mondenlang,
Und kein Sturm entlocket ihm den rechten Klang.

Streichen durch den Busen Lüfte frisch und klar,
Dann erklingen Weisen tief und wunderbar.

Doch wer nimmt sich Mühe, lauscht auf so ein Herz?
Nun, so klingt, ihr Lieder, klinget himmelwärts!

Die Felsen bei Schweina.

„Gegen Größe rettet nur die Liebe."

Seh ich diese Felsen ragen,
Fühl ich mich dazwischen klein;
Seh der Sonne Glanz ich tagen,
Denk ich: „Du bist ohne Schein!"
Überall seh ich die Größe,
Daß ich meine Kleinheit messe.

Fühl ich deines Geistes Tiefen,
Seh die Stirne hoheitsvoll,
Hat dein Wort mich tief ergriffen:
O da ist mir weh und wohl!
Aufwärts ließ ich gern mich tragen,
Doch die Kraft will mir versagen.

O ich kann dir nimmer gleichen,
Nie erklimmen deine Höhn,

Doch mein Herz kann dich erreichen,
Meine Liebe dich verstehn,
Eine Brücke ist geblieben:
O ich will dich lieben, lieben!

Weiter ging die Wanderung, und mir war's, als ob ein süßer Rausch oder Traum meine Sinne umfangen halte. In Bad Liebenstein gab es sorgsam gepflegte Anlagen, allerlei kranke und gesunde Badegäste und wunderliche Moden zu sehen. Besonders lächerlich erschien uns eine blasse, schmächtige Frau in einer mächtigen Krinoline. Zwei Herren rechts und links erschienen nur als Henkel an diesem Ungetüm.

Auf dem Wege durchs Drusenthal sahen wir den künstlichen, schönen Wasserfall von stattlicher Höhe über Felsen und durch Wald herabstürzen, und in einem Eisenhammer die Funken weit umher sprühen. Einer flog auf meine Hose und brannte eine Marke hinein als Quittung, daß wir dagewesen seien.

Von Brotterode stiegen wir den Inselsberg hinan. Ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dem Reisetäschchen an der Seite und den Merkzeichen eines Lehrers im Gesichte gesellte sich zu uns und ward fortan ein trefflicher Reisegefährte. Er war ein Schwarzburger Lehrer aus der Nähe von Greußen. Besonders lebhaft sympathisierte er mit unserem Freunde König, dessen Namen er auch trug. Er machte oft Halt, betrachtete alles genau, sprach wenig, aber stets treffend. Mir war er etwas zu bedächtig, ich ihm zu stürmisch. Er neckte mich oft mit meinem hastigen Vorwärtsdrängen und zügelte nicht ohne Erfolg meine Unruhe und Ungeduld. Während ich hierhin und dahin rannte und alles flüchtig beschaute, sah er ruhig durch sein Glas, versenkte sich in die Bilder der Schönheit, nahm sie klar und sicher in sich auf und machte dann Notizen in sein Taschenbuch.

„Das Reisen soll für den Lehrer keine bloße Laufübung sein!" sagte er. „Das beste ist das ruhige Versenken in die

neuen Bilder. Nur so werden sie unser Eigentum, und wir nehmen sie mit heim in die Alltagsarbeit wie ein fortwirkendes Seelenbad. Flüchtige Eindrücke und Halbheiten steigern den Wahn und Dünkel, nicht aber die Bildung."

Als wir beim Abwärtssteigen dem Sturzbache folgten, sagte er zu mir: „Darin finden Sie sich wieder, nicht wahr?"

Auf dem Inselsberge.

1. Ich bin zu Berg gestiegen,
Zu sehen weit ins Land,
Doch Nebelwolken fliegen —
Ein lästig Stirnenband!

2. O lüfte deinen Schleier,
Du Berg voll Eigensinn!
O kläre, Sonnenfeuer,
Den Blick zur Ferne hin!

3. Und jetzt ein Riß ins Graue! —
Ein güldner Sonnenpfad
Gebahnt dem Blick! — ich schaue
Fern eine Wunderstadt!

4. Es glänzen Schlosser, Türme,
See, Wiese, Fluß und Baum; —
Ein Nebelwall umschirmet
Den lichten Sonnenraum!

5. War dir die Gunst schon leide,
Du Berggeist, kühn und hehr?
Der Ferne licht Gebäude
Begräbt das Nebelmeer!

6. Zu kurz! Und doch wie viele
Der eine Blick umspannt'!
Ich fühl' mich reich, — am Ziele,
Als ob ich alles fand!

7. Was wär's, wenn hundert Städte
Und Dörfer ich gesehn,
Wenn ich durchforschet hätte
Die Tiefen und die Höhn?

8. Hat mich doch nie beglücket
Der Menge Wogenschwall!
Hab' mich doch nie gebücket
Vor einer großen Zahl!

9. Ein Herz gilt mir für alle —
Wohl, wem dies eine ward!
Was soll's dann mit dem Schwalle
Von ganz gemeiner Art?

10. Was frag ich nach Gemeinem?
Das Seltne sucht der Mann!
Hab alles ja in einem,
Wenn dieses ich gewann!

Der Thorstein.

1. Nach Königsart kalt und stolz —
Umglänzt vom Abendschein —
Ragt träumerisch über das Holz
Ein Felsen, — der Thoresstein!

2. Es rauscht um seine Stirne —
Es murmelt am Fuße sein, —
Es grünt auf seiner Firne, —
Es lebt das graue Gestein!

3. Sie haben an dir gehämmert, —
Warum stand'st du auch im Weg?
Du hast derweilen gedämmert —
Nun schlüpfen sie unter dir weg!

4. Am Fuße das Zwergengeschlechte —
Am Haupte der Sonnenschein, —
Hier unten der Menschen Gemächte, —
Und droben der Inselstein!

5. Du bist so hoch und so einsam —
So traurig, träumerisch, kalt!
Ich bin so tief und verlassen, —
O hebe mich über den Wald!

6. O laß mich mit deinem Blicke
Hinunter sehen ins Thal!
Ich teil' dann mit dir mein Glücke —
Verdoppelt ist's beiden zumal!

Unser Tagesziel am zweiten Reisetage war Waltershausen. Am Ausgange des herrlichen Lauchagrundes liegt Tabarz. Wir verließen hier die staubige Landstraße und schlugen einen kürzeren Wiesenpfad ein.

Plötzlich hörten wir schreien und sahen einen Mann hinter uns herjagen, dem ein Blechschildlein „als wachendes Auge des Gesetzes" auf der Brust glitzerte. Es war der Flurschütz und unser Weg ein verbotener.

„Sie müssen mit zum Schulzen und Strafe zahlen!" schrie uns der Ordnungswächter an.

„Wie können wir als Fremde wissen, daß der Weg verboten ist!" sagte ich unwirsch.

„An der Tafel dort steht's! Und lesen können Sie doch!" erwiderte der Schütz. „Kommen Sie nur mit! Ausreden gelten nichts!"

„Lieber Mann!" sagte König I., „Sie haben ganz recht, wir aber haben keine Zeit! Umkehren können wir nicht, aber auf ein Trinkgeld kommt's uns nicht an! Unser sind vier, Sie sind allein, das bedenken Sie!"

Der Mann sah auf uns und unsere Stöcke und brauchte

Verstand. „Ein gutes Wort findet einen guten Ort!“ sagte er nach kurzem Bedenken, und zögernd fügte er hinzu: „Nu, wenn Sie nicht so sein wollen, so brauch' ich's auch nicht!“

„Wie viel wollen Sie haben?“ fragte König II.

„Ich dächte einen Sechser!“ meinte der Mann bescheidentlich.

Lächelnd erlegte jeder einen Sechser, und Freund Schreiber sagte: „Den Schulzen grüßen Sie von uns und sagen ihm, wir wären gern selbst gekommen, hätten aber Eile gehabt; und nun trinken Sie heute auf unsere Gesundheit!“

Mit abgezogener Mütze versprach das der Gesetzeshüter und empfahl sich mit vielen Bücklingen. Als wir uns nach einer Weile umwandten, da stand er auch gerade still, sah uns nach und schwenkte grüßend seine Mütze. Ist's nicht eine Freude, so höfliche und bescheidene Schützen zu finden?

Endlich tauchte Reinhardsbrunn wie eine Insel der Glücklichen vor uns auf. Schöneres hatten wir noch nie gesehen.

Eine unerwartete Begegnung riß mich aber aus den Lüften zur Erde nieder. Hienieden müssen die Gegensätze immer zusammenstoßen, um uns vor Ausschreitungen und Einseitigkeiten zu bewahren.

Als wir durch die Herrlichkeit Reinhardsbrunns mit stillem Entzücken dahin schlenderten, raunte mir Freund Schreiber plötzlich zu: „Das war ja Edom, der rote Doktor!“

Zwei feine Herren waren an uns vorüber gegangen, aber ich hatte nur halb nach ihnen hingesehen. Eine Ähnlichkeit war mir nicht aufgefallen. „I was!“ antwortete ich. „Das waren zwei Aristokraten, und keiner gleicht unserem kriegerischen Schulfreunde!“

„Nun, so paß auf! Sie müssen uns dort wieder begegnen!“ sagte Schreiber. Die Herren kamen näher und wurden von fern gründlich mit den Augen gemessen, von der Fußsohle bis zum Scheitel. Ja, es war Edom! Aber was für

ein feiner Herr war aus ihm geworden! Die elegante Kleidung, die goldene Brille, der Schnurrbart, das graue Hütchen mit der Feder und die stolze Haltung hatten ihn völlig verändert.

Wir grüßten ihn mit gezogenem Hute und viel Herzlichkeit. Er sah uns erst verständnislos an, erkannte uns dann und sagte etwas vornehm und kühl: „Ach, Ihr seid's!" Dann wandte er sich zu seinem Begleiter: „Verzeihung, Herr Baron, in ein paar Augenblicken stehe ich wieder zu Diensten!"

Der Begleiter spazierte weiter, Edom aber rühmte seinen feinen Umgang, seine schöne Stellung im nahen Schnepfenthal, der berühmten Salzmannschen Erziehungsanstalt, und that uns seinen Entschluß kund, noch zu studieren. Die Sprachstudien habe er wieder energisch aufgenommen.

„Wie dumm, daß Ihr's grade so verkehrt trefft!" schloß er. „Ich darf Herrn Baron von Wangenheim doch nicht im Stiche lassen! Könnt Ihr nicht morgen nach Schnepfenthal kommen? Ich könnte Euch dann alles zeigen!"

Wir verneinten kurz und verabschiedeten uns etwas abgekühlt. „Schreib mir bald einmal!" rief er mir noch zu und ging dann raschen Schrittes seinem Baron nach. „Da kannst Du lange warten!" brummte ich. „Wenn Du nur in Briefen warmherzig sein kannst und die Eitelkeit über die Herzlichkeit stellst, nun, so lauf hin! Wir können auch ohne Dich leben!"

Heute urteile ich milder. In dem Alter will man etwas gelten und glaubt sich durch vornehme Bekanntschaften wunders wie hoch gestellt. Man prahlt gern damit und glaubt sich durch nicht ganz würdige Bekanntschaften bloßgestellt, ja fürchtet seinen Platz in der Achtung anderer zu verlieren. Was hätte der hohe Baron von seinem jungen Freunde denken müssen, wenn der ein paar verstäubten Landschulmeistern, die wie Handwerksburschen daher zogen, an den Hals geflogen

wäre, oder wenn er gar seine angenehme Gesellschaft um ihretwillen aufgegeben hätte? Man darf von einem Menschen keinen größeren Heldenmut erwarten, als die jeweilige Lage gestattet. Auch beim Mute soll man nur Durchschnittsleistungen fordern.

Im Schatten hoher Bäume, in denen der Nachtgeist schon seine Netze webte, zogen wir raschen Schrittes nach Waltershausen. Die Erziehungsanstalt Schnepfenthal ließen wir seitwärts liegen, weil uns die Wohn- und Werkstätte unseres stolzen Freundes nicht mehr besuchenswert erschien. Aber in ein paar Strophen suchte ich mir das äußere Bild der Anstalt festzuhalten.

Schnepfenthal.

1. Dort ringt sich aus dem Nebel
Ein blauer Turm hervor.
Es folgen lichte Wände,
Es kommen Thür und Thor.

2. Ein Kranz von Bäumen rauschet,
Rings blüht ein Blumenheer,
Und blanke, weiße Pfade
Durchschneiden's kreuz und quer.

3. Und grüner Wiesenteppich
Liegt um das Schnepfenthal;
Drauf buntes Herdgeläute
Mischt sich mit Glockenschall.

4. Durch Wiesengründe rieselt
Der Bach so hell und klar,
Und unter breiten Eichen
Spielt eine Kinderschar.

5. Des Waldes grüne Mauer
Umschirmt die Anstalt brav.
Möcht' sinnen da im Schatten
Und ruhn im Todesschlaf!

6. Sieh, wie die weiße Taube
Durchs offne Fenster schwebt
Und dann windschnellen Fluges
Sich in die Lüfte hebt!

7. Ich seh' es! ich verstehe
Der Anstalt stummen Wink!
Wie ist's doch um Erziehung
Ein eigen schweres Ding!

8. Wie Wiesenschmelz so frischgrün,
Wie Waldesbäche klar,
Wie Granitblöcke wuchtvoll,
Wie Eichholz fest und wahr, —

9. Von Blumenglanz umduftet,
Von Tönen süß gewiegt,
Von Stürmen scharf durchrüttelt,
Von Eichenart gefügt:

10. So licht und frisch in Wahrheit
Erwachs das jung' Geschlecht,
So stark und treu und liebend
In Wort und Thaten recht!

11. Und über allem schwebe
Der gute Geist des Herrn!
An solchem Bild erhebe
Ich meine Seele gern!

Nach einem ergötzlichen Abend und Morgen in Waltershausen und auf dem Tenneberge zogen wir der Residenz Gotha zu. Hier durchwanderten wir den schönen Park und verweilten lange im Museum.

Leider ist der größte Vorzug der Museen, die Reichhaltigkeit, zugleich das größte Hindernis eines bleibenden Gewinnes für die Besucher. Die Überzahl von Eindrücken läßt einzelne Bilder nur schwer in der Seele haften. An einem Zimmer für einen Besuch wäre es gerade genug.

Da ich zum erstenmal ein Museum sah, so erweiterte doch dieser Besuch in ganz ungewöhnlicher Weise meine Vorstellungswelt. Einige fremde Tiere und wertvolle Gemälde besah ich mir wiederholt und genau. Später habe ich's beim Besuch von Museen stets so gehalten: Ich bin langsam durch alle Räume gegangen, habe alles überblickt und mir das Anziehendste gemerkt. Dies habe ich mir dann ganz genau angesehen. So gewann ich einen Überblick über das Ganze und genauern Einblick in einiges Besondere.

Am Spätabend des dritten Reisetages langten wir wieder in Falkhain an. Es war des Schönen zu viel für die kurze Zeit. Aber das leidige Geld, das Geld! Zeit hätten wir damals wohl zum behaglichen Schlendern und Verweilen gehabt. Die herrliche Reise, die uns dreien auf lange Gesprächsstoff und mir außerdem Gedankenmaterial und Stoffe zu dichterischen Versuchen gab, schloß mit einem heitern Nachspiel. Irgendwo auf der Reise hatte ich im Walde einen Landsmann getroffen, der meinem Vater von dem Begegnis berichtet hatte. Als ich letzteren kurz darauf besuchte, da sagte er tadelnd: „Was läufst Du denn droben im Holze 'rum? — Wenn's nichts, so hat Dir's einen Thaler gekost't!"

Ich neigte schuldbewußt mein Haupt. Ja, die drei Thaler waren fort und auch noch ein vierter geborgter! Mit einem geistigen Reisegewinn hätte ich dem lieben, sparsamen Manne nicht kommen dürfen. Wer Zeit und Geld nutzlos verbrauchte, der stand tief in seiner Achtung.

25. Wie ich zweimal im Examenfeuer war.

Nach zweijähriger Amtsführung meldete ich mich zur zweiten oder, wie man damals sagte, revisorischen Prüfung. Meine Vorbereitung darauf war nicht unzweckmäßig, aber planlos gewesen. Woher sollte ich auch einen Studienplan haben? Die Sorge um die Weiterbildung der jungen Lehrer machte weder den Lokal-, noch Kreisschulinspektoren Kopfzerbrechen. Das Bedürfnis des Tages stand im Vordergrunde; man lebte aus der Hand in den Mund und ließ sorglos die Zukunft herankommen.

Die zweite Prüfung soll eine Art vorläufigen Rechnungsabschlusses sein. Indem sie noch einmal alle Lernposten in Reih und Glied zur Revue ruft, hält sie den strebsamen Lehrer im Arbeitszuge, den trägen aber in Furcht. Sie hat ihr Augenmerk zu richten 1) auf die Präsenz der Lernstoffe, 2) auf die Förderung der Schulpraxis, 3) auf die tiefere Begründung und die geistigen Beziehungen der Wissensstoffe, 4) auf die Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck.

Wie hatte ich mich nun in dieser vierfachen Beziehung gerüstet? Bewußt gar nicht! Nur instinktiv und durch manches glückliche Ungefähr!

Zunächst fordert die zweite Prüfung die Präsenz gewisser Lernstoffe! Sie schüttelt wie reife Äpfel allerlei Schul-, Merk- oder Lerndinge herunter, die man nach dem ersten Examen ziemlich rasch vergißt, wenn nicht der Unter-

richt in Oberklassen oder ein besonderer Wiederholungskursus sie auffrischt.

Ich getraute mich mit meinem Vorrate auszukommen. In der Schule hatte ich mit dem Eifer und den Hoffnungen eines Reformers geschafft und mir jedes Jahr spezielle Lehrgänge ausgearbeitet. Auf alle schwierigeren Abschnitte hatte ich mich schriftlich vorbereitet. Bei Zuschneiden der bescheidenen Portionen für meine Oberklasse hatte ich immer das ganze verwandte Gebiet überflogen und mich aufs neue in den gedächtnismäßigen Besitz gesetzt. Der Privatunterricht auf dem Gute, dem nicht selten die Eltern und die erwachsene Schwester meiner Zöglinge zuhörten, stellte auch etwas höhere Anforderungen an das Wissen und Können des Lehrers.

Außerdem hatte ich den dreizehnjährigen Sohn eines benachbarten gothaischen Schulzen als Pensionär ins Haus bekommen, „um ihn in den Wissenschaften weiter zu führen." Ich muß bei dem guten Jungen, der übrigens ein braver Mann geworden ist, einen Augenblick Halt machen. Was ich ihm mit heißem Bemühen an Körnern der Weisheit in den Kopf säen wollte, das fiel zuerst auf steiniges Land. Seine heimatliche Ortsschule war gar zu schlecht gewesen. Später ging es besser. Viel lieber als das Lernen besorgte er kleine häusliche Geschäfte, lief Wege und machte Gänge zu seinen Eltern, um Lebensmittel beizutragen, denn der Herr Schulze zahlte die Pension in natura und für den vierteljährigen Unterricht — drei Thaler! Item, der Junge war mir lieb und diente als Famulus treulich, willig und pünktlich, oft so pünktlich, daß es spaßhaft war. Als mich einst meine beiden Freunde aus dem Kirchdorfe besuchten und sich eine Zigarre anzünden wollten, da fehlten die Streichhölzchen. „Otto, lauf' aufs Gut und borge eins!" — ein Päckchen hatten sie gemeint. Außer Atem kam er zurückgerannt mit — einem Streichholz! Es versagte natürlich, und der gute Junge mußte abermals laufen.

Die zweite Prüfung soll insbesondere die Schulpraxis aufs Korn nehmen. Da war zu meiner Tüchtigung mancherlei Förderliches geschehen. Mit Eifer und Pünktlichkeit hatte ich meine Stunden gehalten, Lehrgänge ausgearbeitet, mich schriftlich vorbereitet, allerlei Arbeiten zur zweckmäßigen Beschäftigung der verschiedenen Altersstufen zusammengestellt, den Kindercharakter und sein Verhalten zu den Lernstoffen beobachtet, mit meinen Freunden im Kirchdorfe oft Rats gepflogen, in einem Tagebuche allerlei Gedankenspäne niedergelegt, die Konferenzen und auch einige Lehrproben in anderen Schulen fleißig besucht ꝛc.

Besonders anregend waren die amtlichen Konferenzen und die freien Zusammenkünfte von vier jüngeren Lehrern. Der kleine Konferenzbezirk war zwischen hessische, weimarische und gothaische Landesteile eingekeilt und zählte nur 14 Mitglieder, nämlich 10 Lehrer und 4 Geistliche. Darunter waren aber ungewöhnlich viel tüchtige Köpfe. Eins brachte wenigstens jeder mit, rege Teilnahme! Ohne Engherzigkeit und Liebäugeln mit den jeweiligen maßgebenden „höheren Absichten" sagte jeder seine Meinung, doch nie so, daß der Gurt des Anstandes gerissen wäre. Gar munter und fleißig, ja oft geist- und witzsprühend wurde geschrieben, debattiert und protokolliert. Bei aller Verschiedenheit der Ansichten gingen wir doch stets in Frieden und Freundschaft auseinander. Das rührige Konferenzleben unseres kleinen Bezirks fand die freundlichste Anerkennung seitens der Regierung und wurde sogar mehrfach in Verfügungen als musterhaft bezeichnet.

Eine Schulzeitung wurde aber, außer König's, im ganzen Bezirk nicht gelesen, ein neues Buch nur selten gekauft, „um des Geldes und um der Überflüssigkeit willen!" würde Bräsig sagen. Daß auf diese Weise oft um des Kaisers Bart gestritten, abgethane Dinge als brennende hin und her gezerrt wurden, liegt in der Natur der Sache. Zum Glück hatte ich auf dem Seminar als Bibliothekar einige Buchtitel

gemerkt, die mir nun in meiner Weltferne zustatten kamen. Die aus anderen Bezirken in Umlauf gegebenen Konferenzprotokolle und einzelne von der Regierung zur Besprechung gesandte Bücher öffneten ab und zu ein Gucklöchlein aus der Enge in die Weite.

Im ganzen galt aber für die Schulpraxis des jungen Lehrers das Motto: „Suche selbst den Weg! Erfinde die methodische Kunst selbständig aufs neue! Was andere vor Dir geleistet haben, geht Dich nichts an!" Dabei kann ein strebsamer Mensch auf allerlei Umwegen zur Wahrheit und zu einer bedeutenden Entfaltung der eigenen Kraft und Findigkeit gelangen; die große Menge aber wird im Netz des Schlendrians und der inneren Verödung hangen bleiben. Das Richtige und Natürliche ist doch, daß die jungen Arbeiter durch zuverlässige Führer — in ländlichen Bezirken durch die Kreisschulinspektoren, in städtischen durch die Rektoren — in die Erfahrungserbschaft der Vergangenheit eingesetzt werden, damit sie auf den Schultern der Vorgänger weiter steigen. Nur wenn der einzelne weiß, was andere in seinem Fache geleistet haben und leisten, kann er den eigenen Platz und seine Aufgaben verstehen. Wie wichtig ist darum die Geschichte der Pädagogik und eine gute pädagogische Tagespresse!

Die zweite Prüfung soll auch das allgemeine geistige Wachstum des jungen Lehrers ins Auge fassen. Dies zeigt sich besonders darin, daß die getrennten Lerndinge an Zusammenhang und geistiger Begründung gewinnen, der Blick für allgemeine, auch äußere Bildungsinteressen sich schärft, die Bekanntschaft mit unseren geistigen Größen und mit dem flüssigen Gedankengehalte der gebildeten Kreise wächst. In der geistigen Beherrschung der Wissensstoffe, in der wachsenden Erkenntnis ihrer Beziehungen, in dem Hineinrücken des Einzelnen aus der Isolierung in den Influenzkreis der Gesamtheit und in der bescheidenen Schätzung der eigenen

Stellung zu der Bildungsaufgabe überhaupt zeigt sich der geistige Fortschritt eines Lehrers.

Was hatte ich in dieser Richtung gewonnen? Bewußt und planmäßig wenig! Aber manches Almosen war mir vom Tische der Reichen abgefallen, und manchen glücklichen Fund hatte ich gethan. Mein Tagebuch hatte mich auf die Bahn des Nachdenkens geführt. Mit der Feder erkämpfte ich mir nicht selten Klarheit in dem Wirrwarr meiner Gedanken. Mehr und mehr wuchs die Freude an schönen Gedankenblitzen. Es regte sich das Bestreben, eine Summe von Erscheinungen unter einen Gedanken zu bringen oder eine Gedankenflut in eine kurze Sentenz zu zwängen. Mein Lesen wurde jetzt ein ganz anderes. Ich fing an, zwischen den Zeilen den Geist, der sich in die schwarzen Buchstabenmännlein verkappt, zu suchen und die schönsten Gedanken in schöner Form zu notieren oder auswendig zu lernen. Besonders warf mir Auerbachs „Neues Leben" manchen überraschenden Lichtblitz in die Seele. Auch an philosophischen Schriften fand ich mehr und mehr ein rechtes Wohlgefallen. Die Ahnung reifte in mir zur Gewißheit, daß die rechte Gedankenunterlage das Wichtigste bei unserem Thun sei.

Was ich mir absparen konnte, das wurde in Büchern angelegt. Mein Bibliotheksetat war verhältnismäßig der größte, jährlich 10 bis 12 Thaler! Ein Gutes hatte die notgedrungene Einschränkung beim Bücherankaufe: Was ich kaufte, war mir ein kostbarer Schatz, den ich gründlich nutzte! So erinnere ich mich, Vilmars Litteraturgeschichte, Jeremias Gotthelfs „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" und L. Kellners „Aphorismen" viermal gelesen und stellenweise auswendig gelernt zu haben. Neben meinen alten Stilmustern: „Bibel und Hebel" beeinflußten diese drei Bücher hinfort ganz merklich meine Auffassung, Denk- und Schreibweise.

Mit unsagbarer innerer Freude und Befriedigung las ich die Werke unserer Dichter. Noch war Schiller mein

Liebling, aber Goethe und Lessing fingen an, ihm den Rang streitig zu machen. Besondere Freude hatte ich an Eichendorff, Claudius, Freiligrath, Geibel, Hauff, Chamisso u. a. Heinrich Heine war mir früher zufällig in die Hände gefallen und hatte mich wie kein anderer Dichter zu Nachahmungen angereizt.

Recht förderlich für das geistige Wachstum waren auch die Vorträge in unseren freien Zusammenkünften, die Redekämpfe am lieben Schulmeistertische in Falkhain, die Gespräche mit dem sehr wohlunterrichteten Pfarrer und mein Verkehr mit den zahlreichen Gästen des Gutes. —

Besonderen Wert hat die Prüfungskommission auf den schriftlichen und mündlichen Gedankenausdruck der Prüflinge zu legen. Hier zeigt sich der geistige Thermometerstand am sichersten und unfehlbarsten. Meine Examenvorbereitung war auf diesem Gebiete die günstigste gewesen. Meine Konferenzarbeiten, die Führung meines Tagebuches und die Sammlung von Lesefrüchten hatte mich schon tüchtig mit der Feder geübt. Auch ein fleißiger Briefwechsel mit dem Seminardirektor, meinem lieben Pfarrer und einigen Freunden nötigte zu geistigem Zusammenraffen und stilistischem Zusammennehmen. Den verzeihlichen Ehrgeiz hatte ich doch bei jedem Briefe, daß etwas darin stehen sollte. Besonders aber hielt mich die treffliche Frau meines alten Lehrers mit schriftlichen Arbeiten immer in Atem. Auch mancher Dichter regte mich zur Nachahmung und zu kleinen, freien Schöpfungen an. In dem nahen Walde hatte ich mir auf einem alten Ahorn, dessen Äste wie Leitersprossen weit herabgingen, einen Lese- und Dichtstuhl zurecht gemacht. Da saß ich manchmal an schönen Tagen auf freier, luftiger Höhe, ließ den Blick in die duftige Weite schweifen, las meine Lieblinge, versuchte selbst das Flügelroß zu reiten oder träumte in die Tiefe des eigenen Herzens und der Zukunft. Kein Menschenauge außer meinen eigenen hat diese eigentümlichen Ahornblüten

gesehen; das Feuer hat sie meist gefressen, aber bildend und beglückend ist dieser Besuch der Musen im Baumwipfel doch gewesen.

Auch eine Schulung in der freien Rede hatte ich bei unseren freien Zusammenkünften und in den sonntäglichen Andachten, die ich bei ungünstigem Wetter in der Schule hielt.

Mit dieser geistigen Waffenrüstung, die der innere Drang, der Zufall und die Liebe der Freunde mir angelegt hatte, wagte ich mich auf das Feld der Schlacht.

Den 14stündigen Weg nach der Seminarstadt machte ich zu Fuß. Gute Freunde wurden besucht und einzelne Schulgenossen zum Examen abgeholt. Einige hatten schon Weiber genommen und gingen mit Zittern und Zagen ins Feuer. Köstlich war das Wiedersehen der Schulfreunde. Die verstopften Quellen des Schulhumors sprangen auf, und allerlei Thorheiten der vergangenen Schuljahre quollen wieder herauf. Auch die Erfahrungen der paar Amtsjahre ließ man in heiterem Lichte schillern. Opposition gegen das Ewiggestrige, widerwilliges Schmiegen in das Zwangskleid der behördlichen Anordnungen, Gesichterschneiden über die Vorgesetzten und Witze über ihre Schwächen und Eigenarten, fröhliches Ballwerfen der Jugendlust und Jugendthorheit: Das sind ja die Dinge, an denen sich die Jugend so gern vergnügt. Jeder wußte schnurrige Heldenthaten zu erzählen, die am meisten belacht wurden, wenn sie einer grämlichen Autorität oder der Philisterhaftigkeit ein Schnippchen geschlagen hatten.

Das Examen selbst stellte keine hohen Anforderungen, ja es erschien mir zu leicht und nicht vielseitig genug. Es verlief glücklich für alle und endete mit einer schönen gemeinsamen Abendfeier.

Aber für mich sollte ein zweites, schwereres kommen! In meine gehobene Stimmung platzte wie ein Stößer zwischen die Küchleinherde ein Brief von dem Rektor Otto in Mühlhausen, der mich zu einer Probelektion in der dritten Klasse seiner

Schule einlud, „da mich die Königliche Regierung dem Magistrate für eine Stelle an der Bürgerschule empfohlen habe.“

Sehr kleinlaut zeigte ich dem Seminardirektor meinen Brief und fragte ihn um seinen Rat. „Was giebt's da zu besinnen?“ rief er lebhaft. „Sie müssen hingehen! Das ist Ehre und Glück, wenn Sie an die Schule dieses trefflichen Pädagogen kommen. Oder wollen Sie lebenslang in Ihrem abgeriegelten Weltwinkel hocken bleiben? Wollen Sie noch einen weiteren Weg machen, so folgen Sie diesem Wegweiser; er zeigt die rechte Richtung!“

Ähnliches sagte der Schulrat. Er wunderte sich nicht wenig, daß ich seiner Empfehlung durch eine kühle, ablehnende Haltung dankte.

Eine ähnliche unfrohe Stimmung klang durch den Brief an den Rektor Otto, in dem ich mein Kommen zur Probelektion zusagte.

Innerlich gedrückt und unwillig schlug ich den Rückweg über Mühlhausen ein. Als ich mich dem Rektor Otto vorstellte, musterte mich der ernste Mann mit dem geistig ausgearbeiteten Gesichte und den strengen Augen ein Weilchen schweigend.

„Was haben Sie sich für die Probelektion ausgewählt?“ fragte er endlich.

„Gewählt?“ erwiderte ich. „Nichts! Ich wollte mir die Aufgaben von Ihnen erbitten!“

„Jetzt schon, eine halbe Stunde vor dem Anfange?“ sagte er sarkastisch. „Ich hatte Ihnen doch die Wahl frei gestellt!“

„Mir ist's ganz gleichgiltig, was Sie mir geben!“ sagte ich leichthin.

Da sahen mich die strengen Augen aus dem scharf markierten Gesichte eine Minute wie verwundert an. „Welchen Meister stehen wir da im Begriff zu gewinnen!“ sagte er spöttisch. „Ohne Vorbereitung! Ganz gleich, was kommt!

Ein Griff in den Weisheitstopf, wie ihn die Bäuerin in den Handkorb thut, um den Hühnern Körner zu streuen! Ja, ja, klug ist dies junge Geschlecht! Wir Alten waren dümmer; wir mußten uns vorbereiten! Nun, da Sie das nicht nötig haben, so sprechen Sie über das dritte Gebot und behandeln Sie die Division mit Brüchen!"

Ich fühlte, wie ich blutrot wurde, und hätte gern etwas gesagt und gethan, um mich in einem besseren Lichte zu zeigen; denn leichtfertig war ich nie mit der Präparation umgegangen. Eine ungewollte thörichte Eitelkeit hatte mich fortgerissen, mit einer Bravourleistung prahlen zu wollen.

„Verkennen Sie mich nicht, Herr Rektor!" fing ich schüchtern an; aber schon nahm der Herr Rektor seinen Hut und machte sich zum Gehen fertig. „'s ist Zeit!" sagte er, ohne auf meine angefangene Entschuldigung einzugehen. Mit einer schweren innern Last, einer tiefen Beschämung, trollte ich ab.

Der Probelektion wohnten viele Herren bei. Der Zustand der Klasse entsprach ganz dem guten Rufe der Otto'schen Schule. Wo mein methodisches Geschick in die Brüche gehen wollte, da legte ich mit tönenden Worten ein Drahtgeflecht drum. So kam die Sache nie ins Stocken, und ich war mit dem Ausfall ziemlich zufrieden. Einige Herren zeigten sich besonders freundlich und flüsterten mir zu, ich würde gewiß gewählt. Als ob mir daran etwas gelegen gewesen wäre!

Der Rektor nahm mich nochmals mit auf sein Zimmer. Ich spitzte mich auf einige anerkennende Worte. Es dauerte aber lange, ehe der Mann den strengen Mund öffnete. Endlich sagte er: „Vier Dinge mißfallen mir an Ihnen. Ich kann Ihre Wahl nicht eher empfehlen, bis ich darüber etwas klarer sehe.

Erstens: Sie sind durch gute Zeugnisse und durch Lob verwöhnt. Die Wahrheit wird Ihnen wehe thun und Sie vielleicht unbotmäßig machen. Und doch kann nur die Wahr-

heit uns frei machen! Ohne rechte Selbsterkenntnis kommen wir zu keiner rechten Pflicht- und Gotteserkenntnis!

Zweitens scheinen Sie sich mit 23 Jahren schon als fertiger Mann zu fühlen. Wer aber fertig ist, dem ist nichts recht zu machen; nur ein Werdender wird immer dankbar sein!

Drittens sprechen Sie viel zu viel beim Unterrichte. Wie nur der sparsame Hauswirt es zu Reichtum bringt, so nur der in Worten sparsame Lehrer zur Bereicherung der Schüler. Diese farbigen Wortraketen erfreuen Sie mehr als die Schüler; denen vergeht darüber Hören, Sehen und Lernen. Das Lehrerwort soll nicht als Flut über den Schüler wegrauschen, sondern nur als Schlüssel die inneren Quellen erschließen. Derjenige Lehrer ist der beste, der wenig redet, aber die Schüler zum Denken und Reden reizt.

Viertens gehen Sie ungern aus ihrer idyllischen Waldeinsamkeit in den Staub und Lärm, die Enge und das Gedränge der Stadt, wie Sie schrieben. Fürwahr eine schöne Aussicht für den Rektor einer Schule! Ihr Herz und Ihre Liebe wollen Sie dahinten lassen, Ihren Mißmut über ein falsch gesteuertes Geschick uns aber bringen! Da möchte ich doch danken! Wo das Herz bleibt, da sollen Hand, Fuß und Mund auch sein. Rechte Pflichterfüllung ist nur von einem ganzen, nicht von einem geteilten Menschen möglich!"

Die strenge Rede beschämte, aber sie ärgerte mich auch. Wenngleich meine Keckheit einen Tadel verdient hatte, so schossen doch die vier Voraussetzungen weit über die Wahrheit hinaus.

Ich sagte hierauf etwa folgendes: „Ich bedauere sehr, daß ich Ihnen zu einer so strengen Beurteilung Anlaß gegeben habe. Verdient habe ich sie nicht in vollem Umfange, des giebt mir mein Herz Zeugnis.

Ich bin in meinem Leben oft gelobt worden und habe

es gern gehört, das ist wahr. Aber immer hat mich das Lob beschämt, innerlich bescheiden gemacht und mich angetrieben, die gute Meinung wirklich zu verdienen. Gute Zensuren halte ich nur für Knospen, aus denen Blüten und Früchte werden können; oft genug fallen sie vor dem Blühen ab. Meine gute Zensur halte ich nur für eine Verpflichtung, die ausgesprochenen Hoffnungen meiner Lehrer zu erfüllen.

Der zweite Vorwurf trifft mich auch nicht. Nichts ist mir mehr zuwider, als wenn sich jemand fertig glaubt und mit Pharisäerstolz auf die Unfertigen blickt. Nur im Werden und Wachsen suche ich das Glück meines Lebens und Wirkens. Das von Ihnen erwähnte Goethesche Wort: „Wer fertig ist —" habe ich sogar zu meinem Wahlspruch gemacht. Ich weiß nicht, wie ich zu der kindischen Eitelkeit gekommen bin, mit einem unpräparierten Bravourstückchen Parade vor Ihnen reiten zu wollen! Seit zwei Jahren habe ich mich auf die meisten Lektionen schriftlich vorbereitet, gewiß ein Zeichen, daß ich mich nicht für fertig halte.

Der dritte Vorwurf ist gerechtfertigt, und ich danke Ihnen dafür. Sie sollen ihn nicht in den Wind geredet haben. Das viele Reden ist ein Mangel an Selbstzucht und eine Eitelkeit, die kein Stocken in den Unterricht kommen lassen will. Ich ärgere mich stets, wenn ich in den Predigtton verfallen bin.

Was den vierten Punkt anlangt, so kann ich nicht leugnen, daß ich ungern mein Dörfchen, meine Schule und meinen Freundeskreis verlasse. Wer scheidet aber gern von einem sichern Glücke, um ein unsicheres zu gewinnen! Ich glaube, daß Treue ein Grundzug meines Wesens ist. Es darf Ihnen nicht mißfallen, daß ich auf der elendesten Stelle des Regierungsbezirks bleiben möchte, weil ich die Natur, die Menschen und die Arbeit liebgewonnen habe. Komme ich indessen hierher, so bringe ich von dort nur eine schöne, liebe Erinnerung mit. Herz, Liebe, Kraft und Pflicht stelle ich

voll und ganz in den Dienst des neuen Amtes. Halbheiten kenne ich weder in der Pflichterfüllung, noch in der Freundschaft."

Während ich etwa in diesem Sinne gesprochen, hatte sich das düstere Mannesgesicht merklich aufgehellt. Noch dies und das wurde geredet, was mich mit der höchsten Achtung vor dem Geiste, dem Wissen und Wirken dieses Mannes erfüllte. Wie ein König die Goldstücke, so streute er mühelos die bedeutendsten Gedanken hin. Zum Abschiede reichte er mir die Hand und sagte: „Hoffentlich auf Wiedersehen!"

Unten auf dem Markte flüsterte mir ein Lehrer zu: „Werden Sie in den Zwinger gehen? Der Mann da oben ist ein mitleidsloser Schulmonarch, der alles seinen „hohen Zielen" opfert!"

In tiefen und schweren Gedanken zog ich heimwärts. Erst eine Unterredung mit meinen Freunden machte meinem Hangen und Bangen ein Ende. „Hier frei und glücklich, dort vielleicht geknechtet und unfrei; nein, ich gehe nicht!" so lautete der Schlußsatz. Dem Magistrat stellte ich hierauf Bedingungen, die er mit ewigem Schweigen beantwortete.

Ich fühlte mich glücklich und wie einer großen Gefahr entgangen. Später habe ich anders darüber denken gelernt. Was für ein Führer hätte mir dieser ausgezeichnete Schulmann auf der Bahn des Strebens werden können! Es hat nicht sein sollen.

26. Weib und Kind.

Die drei schönsten Gipfel des Lebens sind: das erste Amt, ein liebes Weib, das erste Kind! Wer diese drei gewonnen hat, der darf hienieden keine große Steigerung des Glückes mehr erwarten. Wer keines je besessen, der ist als Bettler durchs Leben gegangen.

Wie tief mich das erste Amt beglückte, habe ich dem geneigten Leser aus frühern Skizzen merken lassen. Von Weib und Kind soll er jetzt etwas erfahren.

Zwar fühle ich ein geheimes Sträuben in mir, von den Heiligtümern meines Herzens zu reden und sie andern preiszugeben, aber doch muß ich's, um das Bild des Werdens zu vervollständigen. Schatten hat ein Lehrerleben ohnehin genug; wie dürfte man da die paar Sonnenperlen verstecken!

Ich will indessen den ernsten Leser nicht mit der „Geschichte meiner Liebe" langweilen. Das schöne Morgenrot der Ehe, das für mich nun schon lange zum Abendrot der Erinnerung geworden ist, verblaßt, wenn man andern davon sagt.

Mit meiner Liebe und Ehe ist es zugegangen, wie es bei andern Leuten in dem gleichen Falle auch zuzugehen pflegt. Ich sah die liebe „Sie"; sie gefiel meinen Augen und gewann mein Herz. Ich warb zaghaft um sie und ward durch ihr Ja freudig überrascht.

Ich habe nie die thörichte Eitelkeit junger Männer begriffen, geschweige geteilt, sich für unwiderstehlich zu halten und jedes weibliche Wesen in sich verliebt zu glauben. Darum war ich Gott und meiner Braut dankbar für mein Glück. Jedenfalls ist das natürlicher und beglückender, als wenn man mit den „besseren Partien" prahlt, die man hätte machen können. Was für eine jämmerliche Gesinnung klingelt und klappert sich in solchen faden Prahlereien selbst aus!

Fast jeder Verliebte glaubt, daß es mit seiner Liebes- und Heiratsgeschichte besonders „romantisch" zugegangen sei. Wie schön ist diese Illusion! und wie öde muß es um ein Herz stehen, das selbst in seinen Blütentagen auf dem Marktwagen fährt, statt geflügelt in unbegrenzten Höhen zu schweifen! Was freilich den Liebenden „romantisch" scheint, das ist den andern die „alte Geschichte, die ewig neu bleibt." Was hat denn aber das Glück nach der Meinung anderer zu fragen!

Auch ich freute mich über einzelne „romantische“ Funken in meiner Liebesgeschichte. Meine liebe „Sie“ war aus „guter“ Familie, ich nur aus einem Bauernhause. Sie war schön, ich nichts weniger als das. Sie hatte einen Gutsbesitzer verschmäht und wählte einen schlichten Lehrer. Schon als 20jähriger Seminarist hatte ich sie auf einer Ferienfahrt unter „romantischen Umständen“ getroffen und tief ins Herz geschlossen. Nach der Zeit entschwand sie meinem Blick, aber durch ein glückliches Ohngefähr fand ich sie später wieder. Noch ein paar „romantische“ Kreuzungen unserer Wege, noch ein längeres Schwanken zwischen Hoffen und Fürchten, und sie ward mein Weib!

Nun war sie mein Weib.

An diesem Punkte enden meist die Romane und lassen den gutherzigen Leser hoffen, daß der Himmel hinfort für die Glücklichen voll Geigen hangen wird. Das ernste Leben der Ehe fängt aber hier erst an, und manchmal haben die Geigen der Hochzeit zum letzten Freudentanze aufgespielt.

Was soll und will die Ehe? Sie will zwei bislang getrennte Einzelwesen für gleiche Lebensziele interessieren und zu einer harmonischen Einheit erziehen! Wie viel Besonderes hat aber jeder Teil! Wie viel Eigentümliches klingt in jedem! Ehe die individuellen Stimmungen und Neigungen harmonisch zusammenklingen und sich unter dem Gesetz der Liebe und Pflicht einigen, werden nicht selten allerlei schrille Dissonanzen laut. Es ist, als ob in einem letzten Kampfe ein jeder Teil seine selbständige Existenz wahren wollte. Und selbst die allmächtige Gesetzgeberin „Liebe“ ist oft nicht stark genug, jeden Teil zum Verzicht auf seine Eigentümlichkeiten zu bewegen. Ja, mit besonderem Nachdruck pochen Gewohnheit und Selbständigkeitstrieb auf ihr Recht und leisten dem Ausgleichstreben der Liebe Widerstand.

In jedem Eheleben als in einer Schule des Ausgleichs, als einer Erziehung zu innerer Einheit wird es an Differenzen,

an Sträuben und Wehren und an Opfern auf beiden Seiten nicht fehlen. Das sieht oft von fern schlimmer aus, als es in Wahrheit ist. Man soll eine Ehe auch nicht gleich für unglücklich halten, wenn die jungen Leute mal verschiedener Meinung sind. Vor allem soll man sich nicht hineinmischen, sondern sie ruhig miteinander fertig werden lassen. Das Herz, wenn anders eins da ist, wird den Kopf schon zurecht setzen. Je reiner und stärker die Liebe, desto größer wird die Opferwilligkeit der einzelnen Ehegatten sein, desto williger der Verzicht auf berechtigte und unberechtigte Eigentümlichkeiten erfolgen und desto rascher das Einigungswerk fortschreiten.

Die Ehe ist das göttliche Band der Familie, die Familie aber der Brennpunkt des Daseins und die Bürgschaft für die Existenz der Staaten. Wo die Ehe nicht heilig gehalten wird, da verfällt das Familienleben und das Glück. Der Verfall des Familienlebens aber führt endlich zum Verfall der Staaten. Selbst eine Ehe von mittlerer Glückstemperatur ist dem Hagestolzentum weit vorzuziehen. Erstere ist die beste Schule der Selbsterkenntnis und der Selbstlosigkeit, letzteres dagegen die Hochschule des Egoismus. In der Ehe lernt man sich nach andern richten, diesem und jenem entsagen und Opfer bringen. Der Hagestolz aber denkt in der Regel nur an sich und sorgt für sich. Wie viele scheuen die Ehe, weil sie fürchten, nicht auszukommen und zu Entbehrungen und Opfern genötigt zu werden! Selbstverständlich giebt es auch Fälle, wo die Ehelosigkeit ein Opfer und das Gebot höherer Rücksichten ist.

Wie sich zwei ungleichartige Pole anziehen, so finden sich auch mit Vorliebe die Gegensätze in der Ehe zusammen. Je eigenartiger und selbständiger die Naturen der Ehegatten sind, desto schwerer wird der Ausgleich und die gegenseitige Erziehungsarbeit sein, desto höher wertet aber auch das erreichte Glück der inneren Einigung. Es mögen sich selten zwei größere Gegensätze in der Ehe zusammenfinden als

mein Weib und ich. Bis auf Essen und Trinken und die schlichtesten Lebensgewohnheiten erstreckte sich dieser Gegensatz.

Ich war rasch und fröhlich, sie bedächtig und ernst, ich innig und lebhaft in Freundschaft und Liebe, sie kühl und abwehrend. Ich brauste leicht heftig auf, war aber auch bald wieder versöhnt; sie zog sich empfindlich und schweigend in sich zurück und konnte über eine Kränkung nur schwer wieder hinwegkommen. Ich war durch Gründe zu überzeugen und zu Korrekturen willig, sie blieb meist zähe bei ihrer Meinung und Gewohnheit. Ich gab mich offen und natürlich, sagte, wie mir ums Herz war, und scheute auch zuweilen eine drastische Redewendung nicht; sie liebte eine höfliche und rücksichtsvolle Weise des Verkehrs. Sie ließ sich gern lange bitten und zu einer Sache drängen; ich war rasch entschlossen und kurz angebunden. Sie konnte sich nur schwer und ungern in eine fremde Weise hineindenken und hineinleben, ich fand mich leicht in andere Menschen und neue Lagen. Sie war empfindlich, ich leicht durch Widerspruch gereizt. Ich war im Schoß der Liebe und eines bescheidenen Glückes aufgewachsen, vertraute aller Welt und glaubte von allen nur das Beste. Sie hatte schon im dritten Lebensjahre den Vater verloren, dann einen egoistischen Stiefvater verachten und später reichen aber liebelosen Verwandten mißtrauen gelernt. Ich maß Menschen und Dinge mit dem Maßstabe des Vertrauens, sie mit dem der Vorsicht, ja des Mißtrauens.

Freundliche Jugenderinnerungen vergoldeten mir Gegenwart und Zukunft; ihre herben Jugendschicksale legten sich wie ein dämpfender Schleier auch auf Gegenwart und Zukunft. Meine Phantasie schweifte gern in einer idealen Welt umher und baute sich sonnige Luftschlösser; ihr praktischer Sinn hielt sich streng und gewissenhaft an das Reale. Ich hatte Lust zu fabulieren und sie mit in meine luftigen Mückenspiele zu ziehen; sie begriff kaum, wie man daran Freude haben und die Zeit damit verschwenden könne. Ich

wollte sie zu geistiger Weiterarbeit gewinnen; sie aber fand bei ihrer gewissenhaften Pflichterfüllung dazu nur selten Zeit. Ich liebte ernste Gedankenarbeit, sie mehr ein fleißiges Regen der Hände und Füße. Sie war peinlich ordentlich, ich nahm's damit nicht allzu genau. Sie liebte in einer soliden Häuslichkeit auch den Schmuck, „zum Guten den Glanz und den Schimmer", ich entbehrte das Überflüssige ohne Schmerz.

Ihr erschienen die schulmeisterlichen Verhältnisse allzu knapp und enge; ich dankte meinem Gott für mein engumfriedetes Glück. Sie war es von Jugend auf besser gewohnt, beklagte und entbehrte vieles; ich war in einfachen Verhältnissen groß geworden, hatte mir keine Bedürfnisse anerzogen und fand meine Lage ganz beneidenswert. Wozu ich kein Geld hatte, das ließ ich ohne Weh ungekauft; ihr machte fortwährendes Entbehren Pein. Ich hielt es gern mit dem Goethe'schen Motto: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste"; sie scheute die Unruhe häufiger Besuche, erfüllte aber stets musterhaft ihre Martharolle, wie sie denn überhaupt der verkörperte Pflichtbegriff war. Mich reizte ein Manko in der Pflichterfüllung zu erhöhter Kraftanstrengung, sie zu schmerzlichen Klagen.

„Solche zwei Rosse an einem Wagen, das muß eine lustige Fahrt geben!" wird der Leser meinen. „Solches Leben und Wirken muß ja ein fortwährender Angriffs- und Verteidigungskrieg, ein immerwährendes Übelnehmen und Mißverstehen sein!"

Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht! Bei rechtem Ernst auf beiden Seiten, bei dem rechten Pflichtgefühl und der rechten Liebe, bei Wahrheit und Vertrauen findet sich immer wieder zusammen, was sich in Zorn oder Eigensinn trennen wollte. Die Liebe schlägt Brücken über Abgründe; wie sollte sie nicht endlich zwei Herzen zu gleichartigerem Schlage und zwei Füße zu gleichartigerem Gange gewöhnen können!

Und die Liebe hat in Gott ihren Urquell! Soll sie rechter Art sein, muß sie in Gott wurzeln und zu Gott führen. Wie oft hat unsere häusliche Abendandacht den Friedenstau auf die erregten Gemüter gesenkt! Wie oft ist das göttliche Wort der Stiller unseres Haders geworden! Nie ließen wir die Sonne über unserem Zorne untergehen, nie eine innere Verstimmung oder Entzweiung alt werden. Alte Schäden sind gefährlich! Mehr und mehr gewöhnte sich eins an das andere, lernte seine Weise würdigen und ließ es ruhig seinen Weg gehen. Wie vermessen ist's, wie eigensinnig und rechthaberisch, seine Weise zu denken, zu reden und zu thun für die einzig berechtigte halten und sie allen andern aufzwängen zu wollen! Gott hat nicht allen Bäumen gleiche Rinde wachsen lassen, und wir wollen nach dem Modell unserer eigenen Vortrefflichkeit alle Menschenseelen ummodeln? Wie vernünftig und bescheiden!

Die Ehe ist für mich eine sehr wirksame Erziehungsschule geworden. Zunächst hat sie mich von dem Dünkel kuriert, daß ich ein Musterexemplar sei. Sie hat mich Selbsterkenntnis und Achtsamkeit auf die Weise anderer gelehrt. Durch sie habe ich die leidenschaftlichen Wogen des Herzens eindämmen, an mir selbst ernstlich arbeiten und mich selbst überwinden gelernt.

Für mich hob mit meiner Verheiratung ein neues Leben an. Die wirtschaftlichen Sorgen legte ich in die Hände meiner geschickten Frau. Die oft lächerlichen Verlegenheiten in Küche und Stube, in Kleidung und Wäsche hörten auf. Das Draußen mit seinen Zerstreuungen, seinen Karten und Biergläsern, seiner zweifelhaften Geselligkeit und seinen ziellosen Gängen versank hinter mir, und das Haus wurde mein sicherer, friedlicher Hafen. Geordnet und sonnbeglänzt floß das Leben dahin. Die Pflichtarbeit gewann an Regelmäßigkeit und Nachhaltigkeit; immer lieber wurde mir der Beruf; immer ernstlicher und ungestörter betrieb ich meine Fort-

bildungsstudien. Wie Dornröschen mit der Dornhecke, so war ich von meiner Eheliebsten mit einem schirmenden Wall gegen Störungen umzogen.

Wenn auch Schmalhans manchmal Säckelmeister bei uns war, so blieb uns doch die gemeine Not, welche so oft das Behagen aus Lehrerhäusern verscheucht, drei Schritte vom Leibe, weil wir das dürftige Schulgehalt durch einige Privateinkünfte verstärken konnten.

Mehr und mehr fand ich Freude an der Ordnung und an einem bescheidenen Schmuck des Lebens. Wie oft hat mich's wonnig durchschauert, wenn ich abends von einem Gange heimkehrte und in unser warmes Stübchen trat. Da war alles an seinem Ort, alles zweckmäßig, alles sauber, alles harmonisch, und wie ein unsichtbarer guter Geist schwebte und webte das Behagen um Tisch, Stuhl und Sofa. Lichtumflossen waltete in dem schönen Daheim die liebe Gattin. Wie oft habe ich da gesagt: „Nirgends in der Welt kann es schöner sein als bei uns!"

Diejenige Frau erfüllt ihren Beruf, die ihrem Manne ein behagliches Heim bereitet und seine Arbeit sicher und schön umfriedigen hilft. Dauernd werden eheliche Zerwürfnisse, wenn den Mann die zerfahrene, reizlose Häuslichkeit anwidert, so daß er sich anderweit einen Ersatz sucht.

Niemand hat mehr als der Lehrer den Zauber einer schönen Häuslichkeit nötig. Hier und nicht hinter dem Schoppen soll er Sammlung und Geschick zu rechter Unterrichts- und Erziehungsarbeit suchen. Wenn ihn der Schulstaub verdüstert und der Verdruß verstimmt, da soll er in seinem Hause sich Frische und Frieden holen. Wenn andere sich mit reicheren Geldmitteln draußen Freuden und Genüsse erkaufen, da soll er sich neidlos mit den besseren und billigeren Freuden im häuslichen Kreise begnügen. Wenn Verdächtigung seinen Schritten folgt, da soll er sich in den Bannkreis seines Hauses flüchten.

Was für eine hohe Aufgabe hat eine Lehrersfrau! Wie unangenehm berührt mich's, und wie bedaure ich den Lehrer, wenn ich's in dem Lehrerhause kahl, unsauber und ungemütlich finde! Wenn die Frau eine Schlampe ist und die Kinder gelungene Abklatsche von ihr sind! Wenn Frau und Kinder in breiter, gemeiner Bauernsprache mit dem gebildeten Vater verkehren! Wenn die Frau sich mit dem Ungeschick und der Unbeholfenheit der letzten Bäuerin bewegt, und die Kinder die schlimmsten Rangen des Dorfes in ihrem Betragen übertreffen!

Wie sollte sich doch jeder Lehrer vor einer unpassenden Heirat hüten, die ihn und sein inneres Glück allmählich immer tiefer in den Schlamm zieht! Auf eine gewisse äußere und innere Ebenbürtigkeit muß jeder Lehrer sehen und nicht bloß auf die Äcker, Häuser und Markstücke, welche der Frau als Erbteil zufallen!

So eng der Zirkel unseres häuslichen Lebens war, so reich war er doch an Momenten des Glückes. Vorab war die Pflichterfüllung in ihrer Stätigkeit ein Glück für uns beide. Wenn alles wohlgeriet, dann schien die Sonne in alle Winkel. Mit Eifer und Lust bauten wir zusammen den Garten. Unter der glücklichen Hand meiner Frau gediehen insonderheit die Blumen. Auch der Pflege unseres Hühnerhofes wurde viel Sorgfalt zugewandt. Unsagbar schön waren unsere Spaziergänge in den nahen Wald. Durch dunkle Gründe und über lichte Höhen schweiften, an herrlichen Aussichtspunkten ruhten wir; mit Blumen, Vögeln und Rehen hielten wir vertraute Zwiesprache. Abends ergötzte uns häufig Musik oder gemeinsames Lesen. Dabei ruhten die fleißigen Hände meiner Frau niemals, wie es denn zu den undenklichen Dingen gehörte, sie unthätig zu sehen. Eine besondere Freude waren die sonntäglichen Kirchgänge ins Pfarrdorf. Dort fanden wir bei dem „Dorfschulmeister von Gottes Gnaden“ und meinem „Zwillingsfreunde“ die herzlichste Aufnahme und den anregendsten Verkehr.

Es ist aber wie ein Verhängnis, daß der Mensch das Liebste und Schönste sich immer mal stören, wenn nicht gar zerstören muß. So denke ich mit Bedauern daran, wie ich uns einigemal diese schönen Gänge verbittert habe. Als warnendes Beispiel für junge Eheleute will ich's erzählen!

Mein Weibchen rüstete sich etwas umständlich zum Kirchgange. Ich war in meiner raschen Weise bald fertig und stand nun gestiefelt, mit dem Reisestock bewehrt, wartend da. Da fiel ihr noch dies und das ein, was zu holen, anders hinzustellen, abzuschließen, vor Dieben zu sichern war. Hin und her trippelte sie in ihrer Geschäftigkeit und merkte nicht, wie ich mit schlecht verhehlter Ungeduld hin und her stapfte wie ein Leu im Käfig. Längst standen mir die Gewitterwolken im Gesichte, und die Stiefel rollten und grollten wie ferner Donner auf den Dielen; sie sah und hörte es nicht! Da schossen ein paar kurze, ungeduldige Blitzworte heraus! Das ängstigte und verwirrte sie und machte das Übel nur ärger. Mein Geduldsfaden, kurz und dünn, wie er immer war, riß. „Nun, wenn denn kein Fertigwerden ist, so geh' ich allein! Ich mag nicht zu spät kommen!"

Damit ging ich protzig ab. Mit blassem Gesichte hastete sie mir nach; stumm gingen wir neben einander; die Sonne flutete ihre Lichtwellen über uns hin, und die Vögel sangen aus allen Kräften, aber wir fanden lange nicht das lösende und versöhnende Wort. Der herrliche Kirchweg war für diesmal zum Dornenpfade geworden. Man grollt sich darob selber und hat im ähnlichen Falle doch nicht immer die Weisheit und Kraft, den Pfeil des Unwillens im Köcher oder auf dem Bogen zu behalten. Wie schwer ist's, sich immer recht zusammen zu nehmen und seiner Regungen Meister zu bleiben!

Zu dem vielen Guten brachte uns das erste Jahr unserer Ehe noch das beste, ein liebes Töchterlein! Größere Freude habe ich seitdem nicht wieder erlebt.

Schon wochenlang hatte die liebe Gattin heimlich geschafft und zugerüstet. Todesahnung hatte oft ihr Gemüt umdüstert und heimliche Angst mein Herz zusammengeschnürt. Nun hatte sich nach Stunden großer Angst alles glücklich gelöst.

Da stand die Wiege vor dem Bette der jungen Mutter. Zwischen den weißen, weichen Kissen lag ein süßes Geschöpfchen, unser Kind! Die Fäustchen hatte es gegen das rote Gesichtchen gepreßt; die Äuglein waren geschlossen, und der Atem ging unhörbar. Bleich und matt lag die junge Mutter im Bette, aber selig wanderten ihre glänzenden Augen hin und her zwischen dem Kinde und mir. Vater, Mutter und Kind — o glückselige Dreieinheit!

Und ich konnte nun die Lieben ungestört hüten und pflegen, denn am Sonntag war das Kind geboren, und den Montag gingen die Sommerferien an!

Nicht müde konnte ich werden, das Kind anzusehen und sein liebes samtweiches Fleisch zu streicheln. Immer hatte ich Kinder geliebt, aber so doch keins wie dies. Jetzt öffnet es die Äuglein und blickt ins Leere. Doch mehr und mehr heftet sich der Blick auf ein Licht, das auf einem Tische brennt. Ich bewege das Licht von der Stelle, und des Kindes Blick wandert hinter dem Lichte her: es sieht! Ob es wohl auch hört? Die Versuche wollen nicht recht glücken. Da wird die Thür etwas hart zugeschlagen, und es erschrickt. Es hört auch! Wie niedlich knetet es mit den Fäustchen! Wie strampelt es mit den runden Beinchen! Wie guckt, ruckt und zuckt es im warmen Bade! Wie liegt es hold im Arm der Mutter und trinkt aus dem lebendigen Quell ihrer Brust! Und mit welchem Geschick wendet es beim Saugen die physikalischen Gesetze vom Luftdruck und luftleeren Raume an! Wie verzieht es jetzt das Mündchen zu einem kläglichen Weinen! Alles, alles ist niedlich und unvergleichlich! — So wird das Alte und Ewiggestrige immer wieder neu, reizvoll

und schön, wenn es neu durch ein Menschenherz geht. So wird das Allgemeine und Gesetzmäßige zu einem eigentümlichen Besitz und Glück für den einzelnen. Und darum kann der Strom der Menschenfreude nie versiegen, weil die ewigen und doch alltäglichen Probleme der Menschenentwicklung mit jedem neuen Menschenkinde neuen Reiz und magische Anziehungskraft gewinnen.

Doch auch die Komik darf dem jungen Glück nicht fehlen! Das kleine Ding webert mit Ärmchen und Beinchen und schreit gar kläglich Nacht und Tag. Kein Beruhigungsmittel will verfangen, kein Wiegen, Tragen, Klopfen und Singen! Da weiß die erfahrene Wehemutter Rat. Geheimnisvoll flüstert sie in der Ecke mit einer hilfreichen Nachbarin. Auf das Kind und die Mutter schauen sie mit bedenklichen, nach mir an meinem Schreibtisch mit etwas unsicheren Blicken. Ich erfahre nicht, welcher Kriegsrat gehalten worden ist. Nächsten Tages finde ich in dem Bettchen des Kindes viele Dillkörner und schüttele sie verwundert heraus. Abends liegen wieder andere drin! Ich säubere nochmals, da lächelt mein Weib und sagt: „Zerstöre doch den Zauber nicht! Die Hebamme und die Nachbarin glauben das Kind berufen oder behext. Dagegen soll der Dill ein unfehlbares Mittel sein. Ich wollte mich mit den Frauen nicht herumstreiten!" Wie mich diese mittelalterliche Weisheit des 19. Jahrhunderts erheiterte! Wenn das Kind gähnte, schlug die weise Hebamme geschwind ein Kreuz über dem geöffneten Mündchen. Wenn jemand sein gutes Aussehen lobte, da fügte sie schnell hinzu: „Ja, unberufen!"

Und endlich hat die Mutter das Bett verlassen und pflegt selbst ihr Kind. Da wird es täglich zweimal auf weichem Kissen gewaschen und in dem Wännlein gebadet, in Binden gewickelt und täglich mehrmals umgekleidet, denn: Reinlichkeit zieht die Kinder groß! Es wird mit Mutterlust an der Brust gestillt, und ich schaue mit Vaterlust dem unvergleich-

lichen Schauspiel zu. Es wird getragen und gewiegt, gestreichelt und geküßt, mit ihm geredet wie mit einem „alten Verstand" und täglich neues Kosewort und Kosewerk erfunden. O Liebe, Liebe, wie bist du erfindungsreich und schön!

Der Tauftag unseres Mägdleins vereinigte die liebsten Freunde in unserem Hause. Nur des Kindes Großvater, mein vier Stunden entfernt wohnender Vater, fehlte zu unserem Schmerze. Er hatte vor der Abreise einen hohen Birnbaum bestiegen, um uns mit frühen, schönen Früchten zu erfreuen, war aber beim Pflücken ausgeglitten und wohl zehn Meter hoch herabgestürzt. Zum Glück war er nicht gefährlich verletzt, konnte aber doch der Taufe seines ersten Enkel- und Patenkindes nicht beiwohnen.

Auch ich bekam einen Denkzettel an dem Tage. Während ich am Morgen des Tages hastig und gebückt etwas aus den unteren Kasten des Schreibsekretärs suchte, schmetterte plötzlich die nichtgeschlossene Klappe mit furchtbarer Wucht auf mein Haupt nieder, so daß ich betäubt zusammensank. Mein Schädel war aber so fest, daß er sich wenig aus solchem Salutschusse machte.

Die ernste Feierstimmung bei dem Taufakte wurde dann von dem Frohsinn der Gäste abgelöst. Liebe und Freude flochten einen bunten, schönen Kranz. Kleine Verlegenheiten in dem jungen Haushalte, wenn es z. B. galt, so und so viel Geschirre auf den Tisch zu stellen und so und so viel Gäste über Nacht unterzubringen, konnten nicht verstimmen, sondern nur erheitern. Wenn die rechte Stimmung da ist, fügt sich alles leicht und freudig. Fehlt sie, so zerrt sich alles unerquicklich in die Quere.

Dem festlich gesteigerten Lebensdrange des Tauftages folgte dann wieder der regelmäßige Pendelschlag des Alltagslebens. Aber eine Festblume, ein festtäglicher Impuls blieb auch für den Alltag zurück: unsere herzige Marianne! So war das Kind in dankbarer und liebevoller Erinnerung

an eine liebe Schülerin, die Tochter des Seminardirektors, genannt worden. Das liebe Ding wurde nun der Mittelpunkt unserer Sorge und Freude. Zwischen die farblosen Glieder der Pflichtenkette schob sie die bunten Perlen der Freude. Von der Arbeit führte mich immer der erste Gang zu ihrem Bettchen. Mein erster Weg früh und mein letzter abends ging zu ihr. Die Freude an dem Kinde wurde zu einer neuen Hebelkraft des Lebens und Wirkens. Jubelchöre klangen in mir, wenn ich dem Kinde in seine schönen Augen sehen, wenn ich es küssen und streicheln, tragen und schwenken, ihm etwas vorschwatzen und vorsingen konnte.

Das Mägdlein gedieh leiblich und geistig in recht erwünschter Weise. Eine sorgsamere Mutter als meine Frau war nicht zu denken. Wie sauber und appetitlich wurde das Kind gehalten! Man mochte immer in die roten, runden Wänglein wie in einen süßen Apfel beißen. Bald lernte sie Vater und Mutter kennen! Das lebhaftere Leuchten des Auges und das freudige Regen der Ärmchen verriet die Wiedererkennung. Allerlei Liebesworte wurden ihr gesagt, Mündchen, Näschen und Wänglein angetippt und gestreichelt. Da huschte ein Lächeln über das Gesichtchen. Immer mehr belebte sich das Auge, immer heller wurde das Antlitz und immer sonniger und häufiger ihr Lachen, bis sich dasselbe endlich mit silberhellen Freudenlauten paarte.

Auch greifen lernte sie nach vorgehaltenen Dingen. Das ging anfänglich gar ungeschickt. Die Augen starrten auf die vorgehaltenen Dinge, aber die Händchen wußten noch nichts von Richtung; sie fuhren unsicher und täppisch daneben hinaus, bis sie endlich zufällig die Richtung trafen. Doch immer sicherer wurde der Griff der Händchen, immer größer die Kraft des kleinen Rückgrats. Schau, sie will sich schon in die Höhe richten und sehen, was sonst in der Welt passiert! Die beengenden Bänder und Schnüre werden ihr zur Last; man merkt ihr die Freude an, wenn sie von diesem Zwange

los ist. Sie versucht mit den Beinchen aufzutreten, mit den Händchen sich in die Höhe zu ziehen! Und o Freude! vor Ablauf des „dummen" Vierteljahres, das aber für unser Kind gar nicht dumm war, entdeckte ich das erste Zähnchen. Das wurde nun gar fleißig an den Fingern des Vaters geübt.

Besondere Mühe verwandte ich auf die Kletter-, Steh-, Geh- und Sprechversuche des Kindes. Kein Tag verging, ohne daß etwas Neues und Freudenvolles entdeckt worden wäre. Reizend war des Kindchens sichtliches Vergnügen, wenn es etwas Neues gelernt hatte, und unermüdlich sein Eifer, dasselbe zu wiederholen.

Als vielversprechender Sprachanfang wurde das gewohnheitsmäßige „Papeln" bewundert. Das klang ja wie „Papa" und „Mama"! In Wahrheit war es nur der natürliche Ausdruck einer vergnügten Stimmung. Weil aber mit dem gelallten „Papa" durch Zeichen und durch Blicke immer die Vorstellung von dem Vater in Verbindung gebracht wurde, so gewöhnte sich das Kind, bei dem Laut „Papa" nach der bekannten Person zu sehen und zu zeigen. Auf ähnliche Weise identifizierte sich das gepapelte „Mama" mit der Vorstellung von der Person der Mutter.

Und so ging die Entwicklung weiter! Alles war uns neu und interessant! Alles wunderte und freute uns! Nichts ermüdete uns in dem Werdeprozesse des Kindes, obwohl es der alte Gang der Natur war, der sich täglich an Millionen von Menschenkindern vollzieht. Die Liebe warf ein neues Licht auf alltägliche Vorgänge und verlieh ihnen den Reiz des völlig Neuen. Das Kind war *unser* Kind, sein Leben eine Wiederholung und Weiterbildung des *eigenen* Lebens! Das *Eigene* nur interessiert völlig; nur der *Anteil*, den wir an Personen und Sachen nehmen, belebt das Interesse. Ohne persönliche Anteilnahme erscheinen die Vorgänge im

Menschenleben wie mechanische Drehungen des Räderwerks im Weltgetriebe.

Erziehung ist zunächst Gewöhnung. Das konnten wir recht bei unserem Töchterchen bemerken. Weil ich sie rasch bei jedem Laute des Unbehagens aus ihrem Bettchen holte, so wandte sie diese Ruferglocke fleißig an, um sich aus dem Bettchen zu befreien. Später zeigte sie besonderes Vergnügen, wenn ich sie in den Garten trug. In der drolligsten Weise suchte sie mir nun verständlich zu machen, daß sie in den Garten wolle. Schlug ich den Weg dahin ein, da blitzte ihr die Freude aus Augen, Händen und Füßen.

Meine Frau war viel konsequenter als ich und beachtete ihre Alarmsignale weniger. Auch das merkte der kleine Schelm. Besonders erfreuliche Früchte trug die strenge Ordnungsgewöhnung. Sie konnte nichts Unsauberes an sich leiden. Waren die Händchen beschmutzt, so streckte sie dieselben so lange weit von sich, bis sie gesäubert waren. Auch beschmutzte Kleidchen und Schürzchen wollte sie nicht länger tragen. Dieselbe Korrektheit zeigte sich später bei ihrer Sprechgewöhnung. Weil wir sie sorgsam von dem Verkehr mit den Dorfkindern abhielten, so hat sie nie falsch gesprochen, nie einen Verstoß gegen „mir“ und „mich“ gemacht. Wie ein belebtes Echo ahmte sie unsere Sprechweise, besonders die Redensarten ihrer Mutter nach.

Dem Ende ihres ersten Lebensjahres lief unser Töchterlein entgegen. Dabei ereignete sich aber ein Unfall, der leicht schlimme Folgen hätte haben können. Zum erstenmal hatten wir das Kind seiner Pflegerin, einer dreizehnjährigen Waise, unter der Obhut einer Nachbarin allein überlassen, um den Bruder meiner Frau in der nächsten Stadt zu besuchen. Gegen Abend kehrten wir heim und fanden alles wohl. Wir setzten uns an dem milden Sommerabend vor die Hausthür und freuten uns an den unermüdlichen Laufversuchen des Kindes.

Etwa vier Schritte von der Hausthür stand eine mächtige Linde, unter der ein runder Steinblock als eine Art niedriger Tisch lag. Die Kleine lief nun zwischen dem Steinblock und uns hin und her. Es war das erste Mal, daß sie eine so weite Strecke frei durchlaufen hatte. Ihre und unsere Freude war groß. Wenn sie vom Steintische zurückkam und sich mit schwankenden Schrittchen der Mutter näherte, so breitete sie jubelnd die Ärmchen aus, stürzte sich in der Mutter Schoß und vergrub da ihr Köpfchen.

Die gelungenen Laufversuche und die wachsende Kraft und Geschicklichkeit machten das Kind immer kecker, den Gang immer rascher und zuversichtlicher. Plötzlich aber strauchelte sie in der Nähe des Steintisches, fiel und schlug mit dem Näschen auf die scharfe Steinkante. Wie mit einem Messer war das Fleisch quer durchschnitten, und ein Blutstrom schoß heraus. Welcher Schreck und welche Angst für uns! Endlich wurde das Blut und der Jammer des Kindes gestillt, und der Schlaf senkte sich auf die thränenmüden Augen und das gepflasterte Näschen. Ernste Folgen hatte der Unfall nicht. Wir aber dankten Gott, daß er unser Kind in Gefahr behütet hatte, und waren froh, daß sich der Unfall unter unsern Augen und nicht in unserer Abwesenheit zugetragen hatte. Wie würden wir der Wärterin gegrollt und sie ausgescholten haben — mit Unrecht!

Das Kind war uns eine Quelle der Freude, ein täglich neues Wunder, das wir beobachteten und zu erforschen suchten, der Mittelpunkt und ein neues Ziel unserer Sorge, ein neues Band zwischen unsern Herzen, ein neuer Sonnenstrahl im Leben des Hauses, eine neue Verpflichtung zu rechtem Thun und Lieben und eine neue Hoffnung für die Zukunft!

Was wäre mein Leben ohne meine Kinder gewesen! Das Bibelwort muß Wahrheit sein: „Kinder sind eine Gabe Gottes! Sie sind wie die Ölzweige um den Tisch her!“

27. War's endlich der Rechte?

Wer seine Welt im Hause gefunden hat, der fragt wenig nach dem, was sich draußen ereignet. Über sich selbst vergißt er andere; besonders macht junges Eheglück selbstsüchtig und selbstzufrieden.

Während meinem Glück die Welt still zu stehen schien, rollten draußen die Ereignisse lustig weiter, — auch im Dörflein Schwenda.

Die Geschäfte der Frau Baron hatten einige Jahre guten Fortgang gehabt. Zu ihrem Rittergute hatte sie noch drei Bauerngüter gekauft. Auch dem „Leutnant vom Berge" kaufte sie sein Besitztum ab. Der arme Mann hatte vergeblich eine wohlhabende Frau gesucht und war zuletzt an seiner hübschen, aber armen und ungebildeten Wirtschafterin hängen geblieben. Die Mißheirat trieb ihn endlich nach Amerika. Das Dorf verlor an ihm weiter nichts als eine stattliche Gestalt, ein ritterliches Benehmen und eine große Gutmütigkeit.

Die Gutswirtschaft wurde durch Verwalter besorgt, aber die Zügel des Ganzen hielt Herr Baron in seinen geschickten Händen. Viel Ertrag schien aber nicht heraus zu springen, denn die Wechselklagen mehrten sich in bedenklicher Weise. Hier wurde ein Loch zugestopft und dort zwei aufgerissen. Mit dieser Flickarbeit hatte Herr Baron vollauf zu thun. Er kam und verschwand wie ein Geist, gab bald hier eine Depesche und dort einen eiligen Brief auf, verheimlichte seiner Frau dies und vertuschte das, und wollte man ihn fassen, so tauchte er ins Reisedunkel nieder.

Ihrem Hans kaufte Frau Baron eine Mühle und suchte ihm eine wohlhabende, kinderlose Witib als Ehgemahl aus. Hans nahm die Mühle und die verständige Witib, ließ sich

willig von ihr ins Ehejoch spannen, biß und schlug zwar zuweilen noch mal um sich, zog aber im ganzen geduldig den Ehekarren. Besitz giebt Halt; Arbeit erzieht, und Liebe bessert! Als ihm sein Weib gar ein Zwillingspärlein schenkte, da war er auf dem Gipfel des Glückes, betrank sich in der Freude seines Herzens wieder einmal und führte allerlei lustige und stolze Reden.

Ella hatte ihren Baron von Reinbach verabschiedet und war als lustiger Schmetterling weiter durch das Bad und das Leben geflattert. Wenn ich sie ab und zu einmal traf, so redeten wir herzlich mit einander wie in vergangenen Tagen. Sie spottete über die Ritter ihrer „Tafelrunde", erzählte von ihren „Amüsements", seufzte aber auch verstohlen über die Leere ihres Herzens und Lebens.

Plötzlich überraschte Frau Baron die Welt mit einer neuen That: Sie hatte Bad Schl., wo der Boden immer unfruchtbarer geworden war, verkauft und in Dryfort ein großes Haus nebst einem Gasthause käuflich erworben. Hier richtete sie ein Bad ein und zog den Schwarm der Kranken sich nach ins schöne Werrathal. Sie hoffte die Badegäste durch die schöne Umgebung zu fesseln, die Erzeugnisse ihres Gutes aber rasch und vorteilhaft zu verwerten. Das stille Städtlein wurde zu einem Taubenschlage für Ungarn, Polen und Deutsche, die friedliche Bürgerschaft aber ganz sturm über die plötzliche Berühmtheit.

Ihren Wohnsitz nahm Frau Baron dauernd in Dryfort, kam aber zuweilen zum Besuch nach Schwenda und versäumte dann selten, auch mich in meinem Hause zu begrüßen und meiner Frau allerlei vorzuplaudern. Ida besuchte die Schule in Dryfort, bewahrte mir aber die alte Liebe. Sie gewann die Herzen der Badegäste durch ihr sanftes, aufmerksames Wesen und wurde mehr und mehr eine verständnisvolle Stütze ihrer Mutter. Alex drückte sich jedesmal um die Ecke, wenn er meiner ansichtig ward, oder lachte mich frech an,

wenn er mir nicht ausweichen konnte. Dem Leichtsinn ist nichts verhaßter als der Anblick von Schranken und dem Müßiggange die Erinnerung an Arbeitsmahner. Herr Baron kam oft nach Schwenda, — des Herrn Auge macht ja die Pferde fett! — besuchte mich aber selten. Es schienen vermehrte Sorgen auf ihm zu lasten, und er war noch stiller und geheimnisvoller als früher. Auf dem Gute überraschte er Gesinde und Verwalter zu allen Stunden des Tages und der Nacht, ja stieg einmal nachts durch das Fenster ein, um den Leuten seine Allgegenwart zu beweisen.

Unter den Badegästen fiel ein kranker Pole, ein Herr von Waronski, durch seine vornehme Erscheinung und seine Freigebigkeit auf und reizte das schwatzlustige Philistervolk zu allerlei Vermutungen. Er trat in nähere Beziehungen zu dem Baron'schen Hause und verkehrte viel mit Ella, die ihn durch ihre Liebenswürdigkeit völlig zu bezaubern schien. Da der Fremdling verheiratet war, so konnte niemand den innigen Beziehungen eine besondere Absicht unterlegen. Ebenso wenig konnte es auffallen, daß Frau Baron nach ihrer Weise häufig ihren Reichtum und die reiche Mitgift ihrer Tochter rühmte.

Eines Tages war ich in Dryfort und besuchte auch meine alte Patronin, an deren mütterliches Wohlwollen ich nicht ohne Dankbarkeit dachte. Ich fand sie und Ella in rosiger Laune. Am Himmel mußte ein neuer Stern aufgegangen sein. Wir waren in munteres Geplauder geraten, als die Thür aufging und — der Herr von Wilkowski eintrat!

So glaubte ich wenigstens! Es war aber ein anderer, ein jüngerer Bruder des kranken Herrn von Waronski! Eine wunderbare Ähnlichkeit, wie sie kaum bei Brüdern größer sein kann! Nur noch schöner und liebenswürdiger fand ich den neuen Gast und — Bewerber um Ella. Ja, ein Bewerber war es, das sah man ohne Mühe!

Während das junge Paar auf allerlei Redeblumen spazieren fuhr, flüsterte mir Frau Baron zu: „Das wird nun endlich der Rechte für Ella sein! Ist's nicht ein entzückend schöner Mann? Ein zweiter Wilkowski, nur schöner, klüger und liebenswürdiger! Wie die Morgenröte den Glanz der Sonne, so hat Wilkowski den Waronski angemeldet und vorgebildet! Ein prächtiger Ersatz!"

Ich konnte nicht leugnen, daß mir der Mann in seiner äußern Erscheinung und in seinem gewandten Wesen sehr wohl gefiel. Von Herzen wünschte ich, daß Ella in ihm endlich den Rechten möchte gefunden haben. Die Ähnlichkeit mit seinem Landsmann Wilkowski war für Ella eine schöne Brücke zwischen ihren Erinnerungen und Hoffnungen.

Acht Tage später lief die Verlobungsanzeige durch die Blätter und die Mäuler. Wieder acht Tage darauf reiste der Pole ab, um daheim seine Verhältnisse zu ordnen und die nötigen Papiere zu holen. In sechs Wochen sollte die Hochzeit sein.

Die Gesellschaft in Dryfort geriet über diese Ereignisse schier aus den Angeln, ja sie spaltete sich in zwei Lager und wettete um Champagner. Die einen behaupteten, der Waronski sei ein Ehrenmann, meine es ehrlich und werde zur rechten Zeit wiederkommen. Die andern hielten ihn für einen Schwindler oder Wüstling, der sich eine Verlobung als Badevergnügen zugelegt habe. Der Roman sei zu Ende und der Held auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Als ich der Baronschen Familie meine Glückwünsche persönlich abstatten wollte, fand ich Ella allein zuhause. Aus ihren Augen strahlte das Glück, und wie in alten Zeiten ging ihr das Herz auf. Das Schöne und Gute läßt einen Nachhall in der Seele und einen Nachglanz im Antlitz zurück.

„Ich bin meinen Iwan nicht wert, aber ich will ihn verdienen!" sagte sie mit rührender Demut. „Was ich in den vergangenen Jahren leichtfertig gefehlt, das reut mich nun

doppelt, denn es erscheint mir wie ein Raub an seiner Liebe. Wie konnte ich nur meine Neigung an jemand wegwerfen, der tiefer steht als er! Ich begreife mich heute selbst nicht mehr und fühle nur, wie wenig wert ich war. Daß ich ohne ihn lustig gelebt und andere zu lieben gemeint habe, das demütigt mich heute wie eine unsühnbare Schuld. Ohne ihn zu kennen, hätte ich für ihn leben, auf ihn warten müssen, dann wäre ich eine würdige Frau für ihn. Ich schäme mich, daran zu denken, wem ich geglaubt und von wem ich Glück gehofft habe!" Damit schlug sie beide Hände vor das Gesicht.

„Die bessere Erkenntnis ist zugleich Sühne für den Irrtum, und der überwundene Irrtum läßt uns das Glück des Findens desto dankbarer empfinden!" tröstete ich sie. „Und wer gelangt wohl zur Wahrheit, ohne durch das dunkle Thor des Irrtums oder der Schuld zu gehen?"

Und sie ließ sich trösten, gern und leicht trösten, denn leicht war ihr Sinn, glücksbegierig ihr Herz und leichtgeflügelt das Völklein ihrer Gedanken. Gern und rasch ließ sie sich auf der luftigsten Strickleiter der Tröstung aus dem düstern Zwinger der Gewissensvorwürfe in den heitern Blumengarten der Hoffnungen tragen. Der Ernst netzte nur ihren Fuß, dann hüpfte sie flink darüber weg.

„Wie glücklich werde ich mit ihm sein!" sagte sie strahlend. „Wie stolz und schön ist er, wie vornehm und wie reich! Wie sicher sein Gang, wie klug sein Wort, wie tief sein Auge und sein Herz! Ich fühle es, wie sein edles Wesen mich läutert, wie seine Festigkeit mir Halt giebt, wie seine Liebe die meine weiht! Ich fühle mich stark genug, ihm zu leben, ihm zu dienen, ja seinem Glück mich zu opfern!"

„Die Liebe will ein freies Opfer sein!" sagte ich mit Schiller und fügte dann das Goethe'sche Wort hinzu: „Das ist die wahre Liebe, die immer sich gleich bleibt, wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt!" — Vor allem gilt's, zur Liebe die Treue zu gesellen. Die Treue ist der

Liebe wahres Leben, sie ist die Arbeit der Liebe. In guten und bösen Tagen, in Hoffnungen und Enttäuschungen Treue üben, das ist's, was man lernen, oft mühsam lernen muß. Die Liebe fliegt in Gedanken über alle Hemmnisse, aber die Treue kriecht langsam und zäh über die Berge und durch die Klüfte auf unserem Lebenswege. Nur in der Treue, in der zähen Ausdauer ist Glück. Solche Treue wünsche ich Ihnen und damit das wahre Glück zu Ihrem Bunde!"

„So wie Sie wünscht mir doch niemand Glück!" sagte Ella mit feuchtem Blick. „Der Lehrer verleugnet sich auch im Freunde nicht. Wäre doch unser Verkehr wie im ersten Jahre geblieben, und hätte ich mich doch lernbegieriger Ihnen angeschlossen, dann würde ich froher in die Vergangenheit sehen können!"

„Die Zukunft ist die Sühnerin der Vergangenheit!" tröstete ich. „Geben Sie der Zukunft einen reichen Inhalt, dann vergessen Sie die Leere der Vergangenheit!"

Beglückt von dem Glück derer, die ich vor einigen Jahren selbst still geliebt hatte, nun aber durch eheliche Liebe und Treue gefeit gegen jeden Neid, gegen jede Untreue in Gedanken, verließ ich Ella und wünschte ihr von Herzen ein fröhliches Reifen ihrer Hoffnungen. Aber ein stilles Bangen um ihr Geschick tauchte zwischen den Wünschen und Hoffnungen auf. Die Verlobung mit dem fremden Manne war doch gar zu schnell gekommen! Und war nicht diese überschwengliche Liebe, Reue und Hoffnung im Grunde ein neuer Beweis für ihre Unbeständigkeit und Flüchtigkeit? Und waren's nicht wieder Äußerlichkeiten, auf welche sie den größten Nachdruck legte? —

Nachdem die Zungen in Dryfort sich sechs Wochen müde getanzt hatten, und nachdem auf die Wetten schon manches Glas im voraus getrunken war, erschien der Herr von Waronski richtig wieder, als die Zeit verstrichen war. Viele Einladungen zur Hochzeit ergingen, und auch ich wurde nicht vergessen. Am Hochzeittage machte ich mich in Frack

und Hut auf den Weg nach Dryfort; mein Weib ließ mich allein ziehen, denn sie mochte den Barons nicht näher treten. Leichter Sinn, abenteuerliches Treiben und unordentliches Hauswesen stießen sie ab, wo sie es fand.

Bei meinem Schwager in Dryfort kehrte ich ein und wartete auf den Ruf der Glocke zur Hochzeitskirche. Aber vergeblich wartete ich, spazierte hier hin und da hin, sah durch dieses und jenes Fenster, lauschte mit dem einen und dem andern Ohre nach der Kirche hin, fragte diesen und jenen, ob es geläutet habe: stumm wie das Grab blieben die Glocken.

Endlich lief ein dumpfes Gerücht durch die Stadt und wurde erst heimlich und dann laut von Mund zu Mund getragen: „Es werde nichts aus der Hochzeit!"

Der kranke Pole und die Eltern hätten sich über die Mitgift entzweit, und es sei zu häßlichen Auftritten gekommen. Die Worte „Lügner" und „Betrüger" seien hinüber und herüber geflogen. Jeder Teil habe geglaubt, einen reichen Fang zu machen, und fühle nun, daß er betrogen sei. Der kranke Pole habe die Verlobung für aufgelöst erklärt und sei mit seinem Bruder Knall und Fall abgereist.

„Braut und Bräutigam jedes in einer Person Betrüger und Betrogener, dann hebt sich's ja wie Null von Null, und der Ausgleich ist hergestellt!" spottete einer, der gewettet hatte, der Pole sei ein windiger Abenteurer; er rieb sich vergnügt die Hände bei dem Gedanken an den Champagner, den er trinken, aber nicht bezahlen wollte.

Ich war entsetzt und wurde von Unruhe schier verzehrt. Die arme, arme Ella! Zu rasch hatte ich auf ein reines Glück für sie, auf eine Sühne ihres Leichtsinns gehofft. Ach, jede Schuld rächt sich auf Erden, und im Dunkel schleicht das Verhängnis den Spuren unserer Verfehlungen nach!

Es litt mich nicht länger im Hause. Mein hochzeitlich Kleid legte ich ab und vertauschte es gegen einen Rock meines

Schwagers, um mich nicht als gefoppten Hochzeitsgast zu verraten. So ging ich in geborgtem Rock und Hut auf Kundschaft aus. Der Hauswirt des kranken Polen, mit dem ich wohlbekannt war, bestätigte die Abreise seines Mieters, sagte auch, daß er heftig erregt gewesen sei und das „gemeine Pack" verwünscht habe. Der jüngere Bruder sei zwar noch da, habe aber auch ausgesehen wie ein Hahn in der Mauser.

Ich verließ die Straßen, in denen überall Gruppen neugieriger und verwunderter Menschen standen, und spazierte dem Werraufer zu, als plötzlich die Hochzeitglocke ihren Ruf erschallen ließ. Rasch kehrte ich um, warf mich in meinen Festfrack und wanderte zur Kirche. Sie war zum Erdrücken voll. Die Braut in ihrem weißen Atlaskleide glich einer weißen Lilie; alles Rot der Wangen war verblüht. Aus dem Gesichte des Bräutigams sprach eine entsagungsbereite Entschlossenheit. Mein Pfarrer aus Falkhain vollzog die Trauung. Auch ihn schien eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit zu beherrschen. Er las den schönen Text Ruth 1, 16—17: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Tod muß mich und dich scheiden." Braut und Bräutigam sahen sich bei diesen Worten lange und innig an.

Die Feier war vorüber; der Zug setzte sich in Bewegung; die Glückwünschenden umdrängten das Brautpaar und die Eltern. Aber die Wünsche glichen Blumen, die man auf ein Grab streut; die „Glücklichen" sahen aus, als ob man ihnen sein Beileid über den Tod eines Lieben abstatte. Als ich der jungen Frau innig die Hand drückte und ihr ein paar herzliche Worte sagte, da brach sie in Thränen aus.

Allmählich hoben sich die Wolken, die tief und schwer herabhingen und die Gesichter beschatteten. Der Wein brach

den Bann und goß einen lichteren Schein in die Stimmung der Gäste.

Mir fiel an dem Tage eine wunderliche und schwierige Rolle zu, nämlich die des Vertrauten von allen, die einen Verdruß oder Kummer auf dem Herzen hatten! Herr und Frau Baron, Ella und der Pole beklagten und verklagten, beschuldigten und entschuldigten sich unter einander. Was sollte ich zu den widersprechenden Berichten und Anklagen sagen? Nichts als leere Phrasen, wie: „Ach! O! Ja! Nein! Nicht möglich! Gar! Da irren Sie sich doch wohl! Das kann nur ein Mißverständnis sein! So ernst darf man ein rasches Wort nicht nehmen! So böse war das nicht gemeint!" rc.

Was mochte in dem Wirrsal von Anklagen und Klagen Wahrheit sein? Nach den verschiedenen Quellen etwa folgendes. Frau Baron hatte nach ihrer Gewohnheit mit Ellas reicher Mitgift geprahlt und der kranke Pole auf den Köder angebissen. Er suchte für einen jüngeren, mittellosen Bruder eine gute Heirat als standesgemäße Versorgung. Die Gelegenheit schien gefunden. Er verständigte seinen Bruder und ließ ihn ins Bad kommen. Alles glückte nach Wunsch. Nur eins verlief nicht rechnungsmäßig: Das Rechenexempel der Alten wurde zum Herzensexempel der Jungen! Sie fragten beide nicht mehr nach Mitgift und nach Gütern, sondern folgten ihrem Herzen und hofften mit leichtbeweglichem Sinne auf glückliche Zufälle.

Nicht so rosig und sorglos dachte der ältere Bruder. Am Morgen des Hochzeittages forderte er von Ella's Eltern die Sicherstellung der verheißenen Mitgift von 12000 Thalern. Da kam er aber schön an!

„Also ums Geld ist's Ihnen bloß zu thun!" rief Frau Baron.

„Nicht ums Geld allein!" war die Antwort; „aber man lebt nicht von der Liebe und der Luft!"

„Wer eine Frau nimmt, muß für sie sorgen können!" bemerkte Herr Baron. „Es ist ehrenrührig für einen Mann, sich von seiner Frau ernähren zu lassen."

„Die Melodie klingt ja auf einmal ganz anders als bei der Verlobung!" höhnte der Pole. „Da hieß es: Unsere Tochter folgt ihrem Herzen und braucht nicht nach Vermögen zu fragen; sie hat ausreichend zu leben! War das keine Lüge, warum verweigern Sie heute die geforderten Garantien?"

„Wo sind denn Ihre Garantien?" fragte Herr Baron. „Was sichern Sie Ihrem Bruder zu, dessen Geschick Sie als Vorsehung leiten?"

„Ich habe Ihnen nichts versprochen und bin als Bruder nicht verpflichtet, Ihnen Garantien für das zu geben, was ich zu thun gedenke!" sagte der Pole stolz. „Sie aber haben die Pflicht, Ihr feierliches Versprechen zu halten! Oder war das Versprechen nur ein Netz, in dem man Leichtgläubige fängt?"

„Sie fangen sich in Ihrem eigenen Netze!" schrie Frau Baron in vollem Zorn. „Goldfische suchten Sie zu fangen und zappeln nun selbst im Netz! Nicht meine Tochter, sondern ein Unterkommen für Ihren Bruder suchen Sie! Wer will mir's übel nehmen, wenn ich solchen Glücksjägern mißtraue! Um Ihre eigene Kasse zu schonen, wollen Sie die meine besteuern! Ein schönes Edelmannsstückchen!"

„Das nennt man wohl in Polen adelige Gesinnung?" höhnte Herr Baron.

Da umkrampfte der Pole wütend die Lehne eines Stuhles, stieß ihn so heftig auf, daß er aus einander barst, und holte mit einem Stück der Rückenlehne zum Schlage aus. Aber auch Herr Baron hatte in dem einen Stuhlbein eine Waffe gefunden und schwang sie gegen den Angreifer.

Dem Zornesblitz folgte zwar kein Schlag, aber ein Bruch.

„Mit Leuten Ihres Schlages mag ich fortan keine Gemeinschaft haben!" erklärte der Pole. „Besteht mein Bruder

auf der Trauung mit Ella, so ziehe ich meine Hand von ihm ab!“

„Glauben Sie, daß ich nach solcher Verwandtschaft lüstern bin?“ rief Frau Baron. „Ich zerreiße hiermit das Verlöbnis!“

Damit trennte man sich. Frau Baron ließ Ella rufen und kündigte ihr die Aufhebung ihrer Verlobung an. Das unglückliche Mädchen starrte ihre Mutter verständnislos an, dann stieß sie einen Schrei aus und fiel schluchzend auf den Boden. Frau Baron hob sie auf und suchte sie zu trösten. Aber Ella sank vor ihrer Mutter nieder, umklammerte ihre Füße und rief in herzzerreißenden Tönen: „Mama, töte mich oder laß mir meinen Iwan! Ich kann nicht ohne ihn leben! Er hat meine Ehre, mein Glück und mein Leben in seiner Hand! Ich will mit ihm arbeiten und entbehren, aber ich will ihn haben, will bei ihm sein! Ohne ihn bin ich verloren, ewig verloren! O Mama, Mama, erbarme Dich und rette Dein Kind vor Verzweiflung!“

Da öffnete sich die Thür, und Iwan von Waronski trat mit totenblassem Antlitz ein. Ella wandte ihm das thränennasse Gesicht zu, flog ihm entgegen, umschlang ihn krampfhaft und rief: „Iwan, man will uns trennen! Rette mich, rette mich! Du weißt, daß ich ohne Dich nicht mehr leben kann. Gehst Du von mir, so bin ich ein verlorenes Geschöpf ohne Ehre und Glück, ohne Hoffnung und Halt! Mama, Iwan, erbarmt Euch, erbarmt Euch, um der Barmherzigkeit Gottes willen erbarmt Euch über mich!“

Frau Baron war erschüttert, der Pole außer sich. Beide beruhigten Ella und fanden dabei selbst ihre Fassung wieder.

„Ich will nur Ella und frage nichts nach der Mitgift!“ erklärte der Pole. „Mein Wort halte ich unverbrüchlich; lieber will ich den Bruder als Dich verlieren! Sei gut, Mama, und trenne nicht, was das Geschick und die Liebe vereinigt

hat! Besitze ich auch keine Güter, so habe ich doch die besten Aussichten auf ein ehrenvolles Amt und Kraft zur Arbeit!"

„Nun, so nehmt Euch und seht, wie Ihr zurecht kommt!" sagte Frau Baron halb versöhnt. „Daß Ihr nicht zu hungern braucht, dafür werde ich wohl noch Rat und Mittel haben!"

So wurde die Hochzeit gehalten und auch der ältere Pole durch seinen Bruder und Ella bewogen, vor seiner Abreise dem Geistlichen seine Zustimmung zur Trauung zu erklären.

Das junge Paar redete mir viel von seinen Zukunftsplänen. „Ich hoffe täglich auf meine Ernennung zum Kapitän eines Weichselschiffes!" sagte Herr von Waronski. „Das ist nichts Großes, aber doch eine Existenz!"

Die junge Frau wandte sich lebhaft an mich und sagte: „Wissen Sie noch, Herr Polack, wie Sie vor zwei Jahren beim Bleigießen am Sylvesterabend meine Figuren deuteten? Sie erklärten sie für Fische, Anker und Ruder und meinten, ich würde einen Fischer oder Schiffskapitän heiraten. Wenn Sie recht hätten!"

„Dann wäre ich ein Prophet wider Wissen und Willen!" lächelte ich. —

Nach Mitternacht stahl ich mich aus dem Hochzeitjubel fort und ging heim. Wie unsicher erschien die Glücksperspektive des jungen Paares und wie sicher dagegen mein bescheidenes Glück! Unser Herz ist unser Glück, und seines Glückes ist nur der sicher, der seines Herzens sicher ist! Wenn aber das Glück mit einer falschen Berechnung und mit einer Täuschung anfängt, wo soll es da wurzeln?

28. Kein Daheim.

Das große Sonnenbild spiegelt sich in jedem kleinen Wassertropfen und das große Menschenleid in jedem einzelnen Menschenherzen. Das sollten wir an unserer Aufwärterin,

der schon erwähnten Kathrine, mit erleben. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, denk ich dem Schicksal dieser einen nach.“

Kathrine diente als frisches, behendes Mädchen mehrere Jahre in der zweiten Schule zu Falkhain und war wohlgelitten bei ihrer Herrschaft.

Das hätte so bleiben können, wenn Kasper Volk auf dem Gute Schöneck zwischen Schwenda und Falkhain nicht gewesen wäre. Das Gut gehörte damals meinem Schwager, und bei ihm diente Kasper als Knecht. Er war ein hübscher, stiller Bursche, gehorsam und fleißig, sparsam und häuslich, immer sauber und keiner von den Mistfinken, die in der Woche durch die Jauche gezogen scheinen und am Sonntag wie die Pfauen einherstolzieren. „Klein und rein, das ist fein!“ hatte er von seiner Mutter gelernt.

Kasper ging alle vierzehn Tage in die Kirche nach Falkhain und war meist schon beim zweiten Geläut da. Er lehnte sich mit den Armen auf das Staket des Schulgartens und sah hinauf nach den Läutern, die wie Buben vor den Schallfenstern umherkrabbelten, oder nach den Glocken, die erst baumten, wenn der Klöpfel schon ein Weilchen angeschlagen hatte.

Später sah er wenig hinauf, desto fleißiger aber durch die Ritzen des Schulthores nach der hübschen Schulmagd, die drin umherhantierte. Sie merkte seine Blicke und ließ lieber die Thür gleich offen stehen, damit die Blicke ohne Hindernis hin- und hergehen konnten. Später hatte sie vor der Kirche immer etwas im Schulgarten zu thun, und ihre Morgengrüße wurden freundlicher wie das zunehmende Gesicht des Mondes. Noch später plauderten die Leutchen gar vertraut mit einander, und Kasper verriet, wo er in der Woche pflügte. Gewiß hatte dann Kathi in der Nähe Gras zu holen oder sonst etwas zu thun. Sie setzte sich neben Kasper auf den Pflug und verplauderte mit ihm die Ruhepausen, die er doch dem armen Vieh gönnen mußte.

Die Schulfrau erfuhr von der beginnenden Liebschaft und warnte das Mädchen: „Nimm Dich in Acht! Die Welt steht voll Sprenkel und Schlingen; manches brave Mädchen ist hineingefallen und nimmer herausgekommen. Verlorne Unschuld, verlornes Glück, keines kommt mein Tag' zurück! Die Jugend hat flinke Beine, aber blöde Augen. Hört sie nicht der Alten Lehren, büßt sie's später hart mit Thränen. Bleib ledig, so lang's geht! Einem armen Dirnlein wie Dir kommt das Ehekreuz noch im dreißigsten Jahre früh genug!"

Aber Kathi horchte nur mit einem Ohre hin, das andre hörte Kaspers „hott, hü" und sein Peitschenknallen, das sie unter hunderten heraushörte.

Auch Kaspers Abendsuppen bekamen jetzt manchmal etwas Pfeffer zugesetzt: „Wo er nur stecke, und wie lange er auf einem Acker hocke? 's wäre kein Fertigwerden mehr! Wenn's nicht bald anders würde, so sei Martini sein Jahr um!"

Das Liebespaar kam nun zwar seltener zusammen und faßte sich kürzer in seinem Geplauder, desto stäter und dringlicher gingen aber jetzt Wunsch und Wort nach einem Ziele: Heiraten und ein eigenes Heim! Die kleinen Ersparnisse und vier rüstige Arme schienen ein Schatz, so unversieglich wie der Ölkrug des Propheten. Wie ganz anders die Rechnungen nach der Hochzeit als vor der Hochzeit stimmen, das wußten sie nicht. Der Wunsch rechnet nicht mit Schwierigkeiten, sondern mit glücklichen Möglichkeiten.

Wo aber sollte das eigene Nest gebaut werden? Man entschied sich für Kaspers weimarisches Heimatsdorf. Dorthin ging Kasper an einem Sonntage und besuchte seine Eltern. Sein Vater war ein armer Zimmermann, so einer, der ein ledern Schurzfell trägt, einen Zollstock im Seitentäschlein stecken hat, mit andern Bäume behaut und Häuser richtet, allein aber kaum ein Hühnerhaus fertig bringt.

Kasper traf ihn vor der Thür und begrüßte ihn herzlich. „Kommst denn auch mal? Hab Dich lang nit 'sehn!"

sagte der Vater, reichte dem Sohn die harsche Hand und sah ihm freundlich in die blauen Augen.

„Ich kann nit gut abkommen!" entschuldigte sich Kasper. „Der weite Weg und die strenge Arbeit! Soll ich auf dem Gute einen Ersatzmann stellen, das reißt zu sehr ins Geld!"

Der Alte nickte, und Kasper fuhr fort: „Seid Ihr noch alle munter?"

„Was sollt' uns fehlen!" meinte der Alte. „An Essen und an Arbeit hat's, Gott sei Dank, nit 'mangelt, was will man mehr! Nur Dein' Mutter drin ist nit viel wert. Sie kriecht zusammen wie ein krank Huhn!"

Kasper ging hinein ins arme Häuslein und begrüßte Mutter und Geschwister. Über das grämliche Antlitz der gebrechlichen Mutter ging es wie Sonnenschein. Die Liebe verschönt allwegs.

„Bringst was Besonderes heut?" hob der Alte bei Tische an.

„Das eben nit! aber fragen — sagen — ja, sagen wollt ich, daß —" die Worte blieben im Halse stecken, und wunderlich zuckte es in Kaspers Gesicht.

„Na, was denn?" drängte der Alte! „Hast doch nit schlechte Streiche 'macht? Selbiges thät mich kränken!"

„Das nit! Nein, nein! was denkt Ihr! aber ich wollt' — ich möcht', — ich möcht' heiraten!" Heraus war's, und fast erschrocken sah Kasper vor sich nieder.

„So!" dehnte der Alte. „Heiraten? Kasper, das ist nit der pfiffigste Streich! Bist kaum 25 Jahre alt, gut im Brot, brauchst nur für Dich zu sorgen, — doch, das ist Dein' Sach'! Von mir hast kein' Hilf zu hoffen, ich hab mit mir zu thun; 's geht bergein, ich fühl's!"

„Ach Vater, ich verlang und begehr nix von Euch als Euer Gutmeinen!" rief Kasper. „Wir sind beide gesund und stark und wollen uns schon durchschlagen!"

Die Mutter hielt die Nadel an und sah von ihrer Flickerei auf: „Wer ist denn Dein Schatz, und warum ist sie nit mit'kommen?“

Kasper antwortete: „Sie heißt Kathrine Münch und ist von Schwenda drüben auf der Höh. Seit vier Jahren dient sie in der Schule zu Falkhain; sie ist eine gar hübsche und brave! Ihre Frau liegt in Wochen und konnte sie nit entbehren, sonst wär' sie mitgekommen. Sie läßt unbekannterweis schön grüßen.“

„Wie ist's denn mit dem?“ meinte ein Bruder, indem er Daumen und Zeigefinger wie beim Geldzählen schürfte. „Was hilft mir die hübsche Schüssel, wenn sie leer ist!“

Kasper schüttelte den Kopf: „Viel hat sie nit! Zwanzig Thaler ersparten Lohn und brav Zeug. Ich hab mir funfzig Thaler zurückgelegt!“

Es folgte eine Pause, worin alle Augen in den wurmstichigen Tisch mit den gekreuzten Beinen bohrten.

„Wenn Ihr gesund seid und Euch vertragt, geht's auch ohne Reichtum!“ sagte endlich der Vater. „Wir haben auch unsere Not gehabt, aber der liebe Gott hat immer von einem Tage zum andern geholfen. Gelt, Annebarb?“

„Ach ja!“ keuchte die Frau mit blaurotem Gesichte und suchte den erstickenden Husten zu bewältigen. „Wenn nur der Husten nit wär! der macht mich noch tot!“

„Ich muß doch dem Burgemeister die Ehr' und Gönn' anthun!“ sagte Kasper. „Wollt Ihr nit mitgehn, Vater? Ihr geltet was bei ihm und könnt der Sach' ein' bessern Stiel geben!“

Der Vater zog den hellblauen Sonntagskittel mit dem weißgestickten Kragen und Namen an und erzählte dabei, wie sie dem Burgemeister eine stolze Scheuer gebaut hätten: „Die sollst Du sehen, 's ist ein Staat!“

Auf dem Hofe bewunderte Kasper den Bau so laut, daß es drin der Dorfregent hören konnte. Er saß in einem Leder-

stuhl, nickte zu dem Gruß der beiden, hieß sie niedersitzen und fragte nach ihrem Begehr. Der alte Volk sagte an. Derweil entzündete der Gewaltige seine Pfeife und trieb dicke Dampfwolken von sich.

Endlich murrte er aus der Wolke: „Heiraten? Hier wohnen? Kasper, Du bist nit gescheit! Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis. Mußt Du denn etwa?" fügte er mit spitzem Blick hinzu.

Kasper lief rot an und sagte: „Das nit! Aber man möcht' doch nit immer in fremde Schüsseln tunken und endlich seine Beine unter den eigenen Tisch stecken. Eigener Herd ist Goldes wert!"

„Kasper!" fing der Burgemeister fast gütig an. „Sei kein Narr! Thu's nit! Was ist für einen armen Teufel hier zu holen? Fast lauter Bettelvolk! Wehren kann ich Dir's nit; Du bist Landeskind, heimatberechtigt — doch halt! Woher ist denn Deine Liebste?"

„Von Schwenda drüben auf dem Berge!"

„Von Schwenda?" rief der Dorfmonarch rasch und erleichtert. „Das ist ja preußisch! Gute Nacht, Kasper! Da geht's nit! Ausländer werden nit aufgenommen! Oder hat sie zwei hundert Thaler, he?"

„Zwei hundert Thaler? Nein, nur zwanzig!" sagte Kasper verwundert. Daß sie zweierlei Landeskinder, ja zweierlei Glaubens waren, hatte sie bislang nicht gekümmert. Was fragt die Liebe nach den Schlagbäumen an den Landesgrenzen und zwischen den Kirchen!

„Hat sie keine zwei hundert Thaler, dürfen wir sie nit aufnehmen!" rief der Dorfherr. „Das ist Landesgesetz! Übertret' ich's, bin ich selber flügge!"

„Aber Herr Burgemeister, ich bin doch —" klagte Kasper.

„Hilft kein aber und kein doch!" sagte der fest. „Das Gesetz ist ein Schlagbaum, da kann kein König und kein

Kaiser vorbei! — Probier's doch in Preußen! Die haben andre Gesetze; vielleicht nehmen sie Dich auf."

Kleinlaut schlichen die beiden fort, bewunderten auch der Scheune stolzen Bau nicht mehr. Ein paar Bissen würgte Kasper hinab, dann bot er rundum die Hand zum „Gutenacht" und trollte ab.

Der Herbstwind blies ihm in den Rücken, blähete den Kittel wie ein Segel auf und führte den kleinen Mann rasch bergab. Was war aber dieser Wind gegen den Sturm in seinem Herzen! Die Sonne sank herab, und die Sterne zogen glänzend am Himmel auf; in ihm aber blieb es Nacht. „Kein Daheim sollte er in seiner Heimat haben? War das nit sündlich und schändlich? Sollte es wirklich solche Gesetze geben? War's nit ein Gedrehtse vom Burgemeister? Immer war der hart gegen die Armen! Aber so sind die Reichen alle! Tritt man ihren Mist und knetet ihren Schlamm, da ist's „Händchen und Füßchen", will man wie ein Mensch mit Menschen leben, da stoßen sie einen zum Vieh. Aber wartet nur!" Der gutherzige Mensch ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Er war im Thal angekommen. Zwischen hoher und dichter Weideneinfassung schimmerte der Werraspiegel, und die silbernen Sterne hüpften und badeten drin. Der Fußsteig führte an Felsen unter Bäumen dahin. Das bunte Herbstlaub rieselte auf den nächtlichen Wanderer. Eine Eule schoß aus einer Felskluft und kreischte ihm ins Ohr. „Ob mich das Käuzchen ruft?" seufzte Kasper bebend, hub an zu singen, um sich Mut zu machen, und schritt rascher dahin. Dort vor ihm stieg eine weiße Riesengestalt aus dem Flusse und sperrte seinen Weg! Sie streckte die Arme aus, sie winkte ihm! Und jetzt rief gar eine klagende Stimme seinen Namen! „Jesus Maria Joseph!" rief er entsetzt, wie er von seiner Kathi gelernt hatte, und stand wie festgewurzelt.

„Kasper, komm!" erscholl's deutlicher. Das klang menschlich, ja ein leises Kichern schien hinten dran zu hängen.

Kasper horchte gespannt und durchforschte mit den Augen das Weidengebüsch. Plötzlich stürzte er hinein und rief: „Solche Geister kann ich bannen! Komm heraus, Gespenstlein, ich bin der Kapuziner!"

„Da hast Du mich!" jubelte Kathi und fiel ihrem Kasper um den Hals.

„Was für dummes Gespaß treibst Du aber!" tadelte Kasper. „Den Tod hätt' ich von Deinen Possen haben können! Da fühl' meine Hände, wie sie allfort zittern!"

„O mein arm' Päppi!" neckte Kathi. „Du bist ein klein Kerli, aber Dein' Kurasch' ist noch kleiner! Trag mir's nit nach! Ich muß immer mal ein' Ausbundstreich machen! Drin im Dorf konnt' ich's vor Unruh nit aushalten. Mir war's, als ob ich ein' Todsünd begangen und noch nit gebeichtet hätt'! Da lief ich Dir entgegen, hörte Dich sprechen und singen und mußte Dich ein wenig necken. Nun hab ich Dich, und nun erzähl', wie's 'gangen ist!"

Kasper erzählte, und Kathi weinte. Bald seufzten und klagten, bald plauderten und wetterten sie über die Reichen und die grausamen Gesetze. Zuletzt gingen sie innig verschränkt, stumm und mit heißem Atem auf dem engen Pfade durch die Nacht dahin. —

Ein Jahr darauf war Kathrine daheim bei ihrem Vater, dem Nachtwächter und Ortsdiener, und säugte in Thränen ein Töchterlein. Vergeblich hatte Kasper um Aufnahme als Einwohner in Schwenda gebeten, vergeblich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um ehrlich getraut zu werden. Er war ja nur ein Knecht! Was lag an seinem Geschick?

War er auch nicht getraut, so sorgte er doch treulich für Kathrine und das Kind und sparte sich jeden Bissen ab, um sie nicht Not leiden zu lassen. Aber schwer, schwer war das Leben geworden und selten die Freude wie Blumen im Winter. Sein Weg war — Arbeit und Entbehrung, sein Himmel — die graue Hoffnungslosigkeit, seine Luft — Schande und

Vorwürfe, seine täglichen Begleiter — Gewissensbisse und Sorgen.

Da hörte er, daß auf den Zuckerfabriken „hinter Halle" Arbeiter sehr gesucht und gut bezahlt würden. Auch Familien fänden ein gutes Unterkommen. Wer wolle, könne sich dort trauen lassen, und kein Pfarrer frage nach einem Heimatschein ꝛc.

Nach diesem gelobten Lande machte sich Kasper mit seiner Kathrine und dem Kinde auf und fand zwar Arbeit, aber keinen Pfarrer, der ihn trauen wollte. Über zwei Jahre hielten die Armen in dem fremden Lande „ohne Berge und ohne Sonntag" aus. Aber die schwere Arbeit in der Fabrik, die ungewohnte Lebensweise, das Heimweh, die Vorwürfe des Gewissens und Kathrinens Klagen untergruben Kaspers Gesundheit. Der Arzt erklärte, daß ihn nur ein Wechsel der Luft und der Arbeit retten könne.

So zogen die Ärmsten wieder nach der Heimat — um vierzig Thaler ärmer und um ein zweites Mägdlein reicher. Kasper genas und fand seinen alten Dienst auf dem Schöneck wieder, aber die Trübsal spann sich wie grauer Herbstnebel weiter durch sein Leben. Ja, zu dem alten Elend kam ein neues. Kathrine war eine strenggläubige Katholikin. Sie beichtete dem neuen, sehr strengen Pfarrer reuig ihre Sünde. Er verbot ihr aufs strengste den sündlichen Umgang. Sie konnte nicht von Kasper lassen. Nach einem Vierteljahr beichtete sie reuiger, zerknirschter die alte Sünde. Der Pfarrer legte ihr schwere Bußen auf und verbot schärfer jeden Umgang mit Kasper.

Kathrine weinte, büßte und — konnte nicht von Kasper lassen.

Zum drittenmal beichtete sie dieselbe Sünde. Schärfere Bußen wurden ihr aufgelegt. Sie wagte sich nicht mehr an den Beichtstuhl. Da that der Pfarrer einen weiteren Schritt, um das verirrte Schaf zur Herde zurück zu bringen! Gut

Schöneck war durch Verkauf in den Besitz einer katholischen Familie gekommen. Es waren liebe, treffliche Menschen — besonders die Gutsherrin — und uns innig befreundet, aber der Rat und das Gebot des Pfarrers war ihnen wie ein göttlicher Befehl. Sie wurden veranlaßt, Kasper zu entlassen, um das Ärgernis zu beseitigen. Als Müllerknecht fand er in Dryfort einen neuen Dienst und kam nun seltener mit seiner Kathi zusammen.

Diese war in einem traurigen Seelenzustande. Sie mochte sich in die Erde verkriechen, legte sich allerlei harte Bußen freiwillig auf, schleppte sich mit dem Gewissensdruck ohne den Segen der Sakramente hin und verbitterte dem armen Kasper durch Klagen und Vorwürfe, Jammern und Weinen die paar Minuten, die er zuweilen in Schwenda zubrachte.

Als ich Lehrer in Schwenda wurde, empfahl man mir die Kathrine als Aufwärterin. Kasper kam zuweilen, um Mahlgut zu holen, und gab dabei alles her, was er sich abgedarbt hatte. Wenn seine Peitsche vor der Lehmhütte klatschte, da sprang seine kleine Marie heraus, jubelte: Vater, Vater! und stürzte über Hals und Kopf in seine Arme. Das Kind war hübsch und klug und Kaspers ganzer Stolz. Er hob sie auf die Säcke des Müllerkarrens und gab ihr Lenkseil und Peitsche in die Hand. So fuhr sie mit seliger Lust durchs Dorf, rief hott! und hü! zuckte am Lenkseil, schwang die Peitsche und lachte alle Menschen an.

Oft blaugefroren brachte sie Kasper ins Gemeindehaus zurück und gönnte sich nun selbst etwas Ruhe, wenn Kathrine und ihre erzböse Mutter ihn dazu kommen ließen. Kaspers letzte Frage an seine Marie war immer: „Ei, du dumm's Dingelchen weißt ja nicht, wie du heißest?"

„Doch, doch!" rief das Kind. „Marie Volk heiß' ich!" und dabei klatschte sie fröhlich in die Hände.

„So recht! Das bist und bleibst Du!" sagte Kasper, gab ihr einen Dreier, herzte sie nochmals und fuhr dann ab.

Mir ging das Schicksal der schlichten, guten Menschen tief zu Herzen. Wenn ich sah, wie Kathrine meine Dielen mit Wasser und ihren Thränen wusch, wenn ich ihre schlichte, ergreifende Erzählung hörte, wenn ich Kaspers hageres Gesicht und bekümmertes Auge sah, da erzitterte mein Herz vor Mitgefühl und Verlangen, ihnen zu helfen. Aber der Anfang meiner Macht war auch schon das Ende. Doch galt's einen Versuch!

Der Schulze war ein braver, aber strenger Mann, der nichts mehr fürchtete als „neue Lasten für die Gemeinde". Er war mir sehr freundlich gesinnt, und darum durfte ich schon etwas bei ihm wagen. Eines Tages sagte ich zu ihm: „Das Elend mit dem Kasper und der Kathrine schreit zu Gott. Die armen Menschen möchten gern ehrlich zusammen, aber der preußische und weimarische Grenzpfahl hält sie auseinander; sie gehen noch an Leib und Seele verloren und die Kinder auch!"

Der Schulze sah mich kurios an: „Die Thoren haben's nicht anders gewollt! Jeder ist seines Glückes Schmied. Wie man sich bettet, so liegt man. Sie empfangen, was ihre Thaten wert sind."

„Wen Gott geschlagen hat, den brauchen wir nicht mehr zu zausen!" sagte ich ernst. „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" beten wir alle Tage. Handeln wir aber auch danach? Sünde, Buße und Gnade sind der Zirkel des Heils. Die Ärmsten kennen bloß Sünde und Strafe, auf die Gnade aber hoffen sie vergeblich, weil die Herzen hart sind und Gottes Gnadenwillen nicht verstehen. Wollen Sie nicht Erbarmen haben und üben, Herr Schulze?"

„Ich?" fragte der Schulze. „Jeder muß sein Fell selbst zu Markte tragen. Wie kann ich andern ihren verfahrenen Karren aus dem Drecke ziehen?"

„Das können Sie wohl!“ antwortete ich. „Nehmen Sie Kasper als Einwohner auf, und das ganze Klagelied hat ein Ende!“

„Wir haben genug Bettelvolk!“ murrte er. „Man darf der Gemeinde keine neue Last aufladen!“

„Kasper ist ein braver Mensch, der keiner Gemeinde zur Last fallen wird!“ rief ich warm. „Wäre er schlecht, so hätte er die Kathrine längst mit ihren Kindern sitzen und von der Gemeinde ernähren lassen. Aber er hat Ehrgefühl und liebt die Seinen. Nimmt ihn die Gemeinde auf, so sorgt er für Weib und Kind. Thut sie's nicht, so wird sie bald Mutter und Kinder auf dem Halse haben, denn lange treibt's Kasper so nicht mehr. Der arme Mensch vergeht wie ein Schatten. Der Kummer frißt an seinem Herzen; der Mehlstaub setzt ihm die Lungen voll; die schweren Säcke und die Entbehrungen erschöpfen seine Kräfte. Er muß bald heraus aus seiner jetzigen Lage, oder sein Tod ist gewiß. Und es wäre doch jammerschade um den braven Menschen. Meine Frau, die zwei Jahre bei ihrem Bruder auf Schöneck gelebt hat, nennt ihn den bravsten Knecht, den ihr Bruder je gehabt hätte, und jeder im Dorfe hat ihn gern!“

Der Schulze schwankte. „Und wenn ich ihn aufnehmen wollte, wohin soll er ziehen? In ein Mäuseloch? Es giebt keine Mietwohnungen im Dorfe!“

„Er baut sich ein Hüttchen!“ rief ich aus.

„Wovon denn?“ lachte der Schulze. „Ja, wenn kleine Steine Geld wären!“

„Er hat noch vierzig Thaler!“ sagte ich. „Sein Vater ist ein Zimmermann, und mancher in der Gemeinde wird ihm Hand- und Spanndienst nicht versagen!“

„Wohin soll und kann er aber bauen?“ warf der Schulze ein. „Die Gemeinde hat keinen Bauplatz in der Dorflage, und der Gutsherr giebt nichts her: da sind wir am Ende!“

„Die Gemeinde will mir die ziemlich große Baumschule auf dem Berge überweisen!" sagte ich. „Dagegen könnte sie einige Quadratruten vom Schulgarten abschneiden. Ich bin's zufrieden, und die Regierung wird bei der reichlichen Entschädigung nicht dagegen sein. Reißt auch dieser Strick, so hoffe ich Frau Baron sicher zur Abtretung eines Zipfelchens zu bestimmen. Ich weiß, was die Saiten ihres Herzens zum Klingen bringt!"

„Nu, das ginge vielleicht!" sage der Schulze nachdenklich. „Schade ist's freilich um den schönen Schulgarten, wenn so'ne Hundehütte hineingesetzt würde! Doch Sie wollen es nicht anders, da will ich auch nicht dagegen sein! Ich will's der Gemeinde vorstellen. Kommen Sie aber mit zur Versammlung!"

Und so geschah's. Mit warmen Worten klopfte ich an die Herzen, und einstimmig wurde beschlossen, Kasper aufzunehmen, ihm das übliche Einzugsgeld zu erlassen und ihm beim Hausbau zu helfen. Ist das Eis gebrochen, da quillt's überall hell und kräftig hervor. Das Kapital der Nächstenliebe ist nicht gering in der Menschheit, aber es muß von warmherzigen Zahlmeistern erst flüssig gemacht werden.

Ich traf Kathrine in meiner Wohnung und teilte ihr den Gemeindebeschluß mit. Da faltete sie die Hände über der Brust, sah mich erst starr und ungläubig an, dann aber brach sie in die Worte aus: „Ach, du lieber Heiland, endlich, endlich!"

Noch an demselben Nachmittage ging sie nach Dryfort, um ihrem Kasper die Freudenpost zu bringen. Sie fand ihn krank in einer zugigen Dachkammer. Unter Fässern und Gerümpel stand sein Bett.

„Ach, du barmherziger Heiland, wie siehst Du aus, Kasper!" klagte Kathrine und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie den blassen, abgezehrten Menschen sah.

Kasper versuchte zu lächeln und mit dem Kopfe zu schütteln, aber es wollte nicht recht geraten. Kathi sank vor seinem Bette weinend in die Kniee.

„Ach, Kasper!" weinte sie. „So 'ne recht große Freude wollt' ich Dir heute machen! Aber nun hab' ich die liebe Zeit davon, da Du so auf den Tod niederliegst! Die Gemeinde will uns aufnehmen, und wir sollen ein Häuschen in den Schulgarten bauen!"

Da erglänzten Kaspers Augen, und er richtete sich rasch auf: „Ist's wahr? Das wäre zu viel Glück!"

„Wahr und wahrhaftig!" beteuerte Kathrine. „Alles ist gerichtet und geschlichtet! Der Herr Lehrer hat's betrieben!"

„Ach, nun möcht' ich gern noch ein Weilchen leben!" seufzte Kasper. „Lieber Gott, hilf mir wieder auf!"

Er lag einige Minuten still, während Kathrine etwas aufräumte. Dann sagte er: „Kathi, ich bin so froh und glücklich wie lange nicht! Hol' doch Mariechen! Ich sehne mich nach ihr. Willst Du?"

„Gern, gern, Herzenskasper!" rief sie und eilte im Fluge den Berg hinan.

Kasper nahm das Kind aufs Bett und wurde nicht müde, es zu betrachten, zu streicheln und zu küssen.

Mutter und Kind blieben da. Das Kind schlang seine Ärmchen um den Vater und rief: „Ich bleib bei Dir und schlaf in Deinem Bette, mein guter, guter Vater! Gelt, ich heiße Marie Volk?"

„So heißt Du, meine Tochter!" lächelte der Kranke.

Die Nacht kam. Ein schmieriges Öllämpchen flackerte wie ein gespenstiges Auge auf einem Essigfasse. Das Kind schlief auf des Vaters Füßen; das that ihm gut, weil er immer Frost darin hatte.

Es wurde stiller in der Stadt. Das einförmige Klappern der Mühle unten leierte ein Schlaflied. Die Pferde wieherten im Stalle und scharrten das Pflaster.

„Der Jakob sieht gar nit aufs Vieh, horch nur!“ sagte der kranke Knecht leise. Kathrine fuhr zusammen und nickte; sie war auf dem Stuhle eingedämmert.

„Komm doch,“ — sagte Kasper — „und leg Deinen Kopf hier so neben mich, daß Du etwas Ruhe hast. Du armes Tier bist heut' schlimmer als ein Kutschpferd dran gewesen. Zu wachen brauchst nit. Ich bin so müd' und hingenommen, daß ich gewiß wie ein Wiegenkind schlafe.“

Kathrine willfahrte. „Ach, liebster Kasper,“ — sagte sie innig, — „wenn wir nun zusammen kommen als Mann und Frau, da wollen wir leben wie im Himmel!“

„Wie im Himmel!“ wiederholte er.

„Ich hab' Dir mit meinem Weinen und Klagen oft das Leben recht schwer gemacht!“ fing sie wieder an. „Das reut mich, so viel Haare ich auf dem Kopfe habe. Sei mir nit bös deswegen! Gelt nein, Du bist nit bös, mein Kasper?“

„Nein, nein!“ sagte Kasper. „Ich hätt' Dir viel abzubitten. Ich hab' oft genug mich und die ganze Welt verwünscht und die Beine, die mich zu Dir getragen haben. Nun wird noch alles gut. Der gute Gott heilt wieder, was wir verbrochen. In der Schule hab' ich ein Lied gelernt, davon dacht' ich immer: Das steht nit für Dich im Gesangbuche! Und nun steht's doch für mich drin, und immer muß ich dran gedenken. Höre nur, wie schön es geht!

Nun lob, mein Seel, den Herren,
Was in mir ist den Namen sein.
Sein Wohlthat thut er mehren,
Vergiß es nicht, o Herze mein!
Hat dir dein Sünd vergeben
Und heilt dein Schwachheit groß,

Errett' dein armes Leben,
Nimmt dich in seinen Schoß,
Mit reichem Trost beschüttet,
Verjüngt dem Adler gleich:
Der König schafft Recht, behütet,
Die leiden in seinem Reich!“

„Alles, alles macht nun der liebe Vater gut!“ lispelte Kathrine, und bald klang das ruhige Atmen der Schlafenden durch die Stille der Nacht.

Es war nach Mitternacht. In einer fernen Straße verkündete der Wächter mit Stimme und Hornruf zwei Uhr. Das Lichtflämmchen war zu einem wankenden, glimmenden Funken eingeschrumpft; ein Dunstschleier spann sich darum. Jetzt zuckte es hin und her, leuchtete plötzlich hell auf und verlosch wie von Geisterhauch.

Kathrine fuhr aus dem Schlafe auf und starrte in die Finsternis; sie hatte bang geträumt und den Krampf in die kalten Füße bekommen.

„Kasper!" rief sie leise und horchte mit angehaltenem Atem.

Alles still! Nichts als die ruhigen Atemzüge des Kindes!

„Kasper, schläfst Du?" rief sie ängstlicher.

Keine Antwort, kein Laut!

Sie fuhr mit der Hand über sein Gesicht.

„Allbarmherziger Heiland! — Kasper, Herzenskasper!" schrie sie und schnellte in die Höhe. Sie umfaßte den Körper des lieben Mannes: er war kalt, steif und tot. Ungehört und ungesehen hatte der Todesengel die Fackel gelöscht und die befreite Seele im Glanze der Hoffnung heimgeführt in die rechte Heimat.

Jammere, o jammere nur, armes Weib! Fahrt nur aus dem Schlafe, ihr Hausgenossen! Rennt nur unwirsch treppauf! Stiert nur mit verstörtem Gesicht beim Scheine der flackernden Lichter in die ungastliche Kammer! Ruft nur: Was ist's denn, was giebt's denn?! Ihr seht nichts als eine kalte Leiche mit starren engelmilden Zügen, ein schlafendes Kind mit blühenden Wänglein auf den Füßen des toten Vaters und ein jammerndes, händeringendes Weib über ihn gebeugt und ihn mit ihren Thränen netzend. —

Kasper Volk ist mit Ehren begraben worden, und viele sind teilnehmend seinem Sarge gefolgt. Schöne Worte hat der Pfarrer an seiner Gruft gesprochen von dem redlichen Knechte, der über weniges gesetzt und treu erfunden war.

Kathrine ist früh gealtert; ihre Kinder hat sie brav erzogen und kümmerlich aber redlich ernährt. Kaspers Grabhügel ist nun vom Unkraut überwuchert, aber jahrelang hat eine liebende Hand demselben gewehrt. Sonst ist der arme Knecht vergessen in Fremde und Heimat. —

Noch eine zweite ergreifende Geschichte erlebte ich in Schwenda als Illustration zu der Frage: Freizügigkeit oder nicht? Sie ergriff mich derart, daß ich sie in Verse brachte.

Der ausgewiesene Schäfer.

So hab' ich nun seit dreißig Jahren
Die Schaf' gehütet, und um was?
Daß sie den Mann in weißen Haaren
Fortschicken mit dem Wanderpaß,
Daß man das letzte Gut ihm nimmt,
Des sich der Arme etwa rühmt:
Die Heimat, ja die Heimat!

Wer hätt' geglaubt, daß siebzig Jahre
Man ohne Heimat leben kann?
Als lebensmüder Greis erfahre
Ich nun: Die Heimat war ein Wahn!
Wo ich sechs Kinder groß gewiegt,
Wo eins mir schon begraben liegt,
Ist nicht, ist nicht die Heimat?

Da stehst du, altersgraue Hütte,
Die Leid und Freude in sich schloß,
Da stehst du in der Bäume Mitte,
Die meine Liebe pflanzt und goß.
Wo meine Armut sich verbarg,
Da, hofft ich, sollte auch mein Sarg
Einst stehen, in der Heimat!

Bin tausendmal durchs Dorf geschritten,
Ich kenn' im Wege jeden Stein,
Und in der Flur bei meinem Hüten
Ward wir bekannt ein jeder Rain.

Es stand die Bucht im Thal, am Berg,
Auf jedem Acker lag der Pferch,
Und doch ist's nicht die Heimat?

Die Linde, die dort stolz sich zeiget,
War mir bekannt als kleiner Baum,
Und der, vor dem das Dorf sich neiget,
War, glaub ich, aus den Windeln kaum.
Er ist's, der mit Gesetzeskraft
Mich jetzt aus diesem Dorfe schafft:
„Es sei nicht meine Heimat!"

„Er müsse jede Last ersparen
Dem Dorfe, die erwachsen möcht',
Wenn hilflos ich in alten Jahren
Nun würde und die Kinder schlecht."
So muß ich gehn, o gehn allein!
Ich war hier nur auf Heimatschein
Und nicht, nicht in der Heimat!

O ihr, die ihr der Erde Güter
In Fülle habt, ihr wißt es nicht,
Wie so ein Armer, Lebensmüder
Auf seine Scholle ist erpicht!
Wo euer Geld, da heimelt's euch,
Der Arme, ja der ist schon reich,
Hat er nur eine Heimat.

Und du, Gefährtin meines Leidens,
Du Weib, in Not und Glück bewährt,
Es schlägt die Stunde bittern Scheidens,
Da jedes andre Straßen fährt.
Wir sterben jetzt und leben noch,
Wir gehn zu Grab und atmen doch:
Wo ist denn unsre Heimat?

Weit oben liegt's, wo ich geboren,
Weit unten, was ihr Heimat nennt,
Denn weil der Trauschein uns verloren,
Ist die ungilt'ge Eh' getrennt.

O Gott, o Gott, laß sterben mich,
Das arme, arme Herz zerbrich,
Dann hat es eine Heimat.*)

Wie wird man in dem Heimatorte
Scheel sehn die aufgebürd'te Last!
Wie wird mit manchem bittern Worte
Der Fremdling werden angefaßt!
Die mich gekannt, die schlafen schon;
Nach Vaters Freunden fragt kein Sohn.
O wehe, welche Heimat!

Und fragend schaust du mit den Augen,
Mein Phylax, deinen Herren an.
Ja, ja! Der Alte wird nichts taugen,
Drum hat man ihn hinweg gethan!
Geh hin! Der neue Herr hat Brot,
Beim alten fändest du nur Not;
Bleib du in deiner Heimat!

Da grast so ruhig meine Herde —
Ein andrer Hirte neben ihr!
Wenn ich kein Blöken hören werde,
Kein Läuten, nichts — o wie wird mir
Den letzten Gruß, o teurer Wald,
Giebt dir der Schäfer, grau und alt;
Er fährt in — keine Heimat!

---

*) Der arme Dorfschäfer stammte aus Kurhessen, hatte lange auf einem eisenach'schen Gute gedient, dortselbst ein gothaisches Mädchen geheiratet und lebte nun seit dreißig Jahren in dem preußischen Schwenda auf seinen hessischen Heimatsschein. Da geschah's, daß die Gemeinde für einen auswärts erkrankten Sohn des Schäfers bedeutende Kosten bezahlen sollte. Sie sträubte sich und brachte nach langem Hin- und Herschreiben die Sache zum Austrage. Der Schäfer wurde in seine hessische Heimat verwiesen. Da er den Nachweis über seine Trauung nicht beibringen konnte, wurde die Ehe als eine wilde betrachtet und die Frau mit ihren Kindern in die gothaische Heimat verwiesen.

O preßt nicht so! O laßt mich gehen,
Mein Weib, ihr Kinder, laßt mich fort!
Wohl kann ich euern Schmerz verstehen,
Er reißt in mir wie Brand und Mord.
So geht nun, geht! — das Zögern heilt
Die Wunde nicht, die's Herz zerteilt.
Leb wohl, leb wohl, o Heimat!

29. Wie ich meinen Wanderstab fürbaß setzte.

Unser Herz ist unser Schicksal und unser Wille unser Steuermann, ja! Aber die Richtung des Kahnes hängt nicht von uns allein ab, denn hier giebt ihm ein Freund einen Stoß, dort ein Feind einen Fußtritt, da ein Ungefähr eine neue Fahrstraße. Und alle dienen dem obersten Schiffslenker, der auf der Kommandobrücke steht, Wind, Wellen und andere Umstände kennt und nutzt und den Hafen nie verfehlt. Das sollte ich auch erfahren!

Seit fünf Jahren lebte und wirkte ich still und glücklich in meinem weltfernen Dörflein. Zwar wollten die 114 Thaler Jahrgehalt nicht langen, aber verbittern konnten sie mir Leben und Wirken auch nicht. Noch war ich innerlich stark und glücklich genug, um mir Äußeres in der Peripherie zu halten und nicht ins Centrum bringen zu lassen. Ich war so zufrieden mit meinem Lose, daß ich mich wohl zu lebenslangem Bleiben verpflichtet hätte, wenn eine Aussicht dagewesen wäre, je mein Gehalt auf 200 Thaler zu bringen. Das Gehalt eines Lehrers, mit dem man zufrieden ist, freiwillig zu erhöhen, fällt aber einer Landgemeinde selten ein, selbst wenn sie's könnte. Meinem armen Dörflein fiel's wohl ein, aber es konnte nicht.

Doch nichts hat Dauer, und alles endet hienieden. An meinem klaren Lebenshimmel stieg ein Wölklein auf „wie

eines Weibes Hand groß.“ Der Stille folgte Sturm, dem Frieden der Streit, der Freude am Wirken ein Fortsehnen!

Das kam so!

Mein biderber, gutmütiger Nachbar zur Rechten hatte ein schönes, schlangenkluges Weib, dem viele nachsagten, daß ihre glatte Zunge schon mancher Ehre das Genick gebrochen habe. Gewiß war, daß sie immer mit dem einen oder dem andern in offener oder geheimer Fehde lebte und dann keinen guten Faden an ihm ließ. Ich galt als lediger Gesell ziemlich viel bei ihr und wurde sehr freundlich behandelt. Das kam wohl daher, daß ich ihr schönes und kluges Büblein in mein Herz geschlossen hatte. Da es viel musikalische Anlage verriet, so gab ich ihm unentgeltlich Klavierunterricht. Das war nun just der Unterricht, bei dem mein dünner Geduldsfaden immer zuerst riß. Eines Tages spielte der Knabe, und ich stand hinter ihm. Weil er aber mehr nach den grünen Baumwipfeln draußen als nach den schwarzen Notenköpfen vor sich sah, so gab ich ihm von hinten eine Kopfnuß, die vorn zum Notenzeiger werden sollte. Sie that's aber nicht. Der Knabe fuhr so rasch und heftig gegen die scharfe Ecke des Pianodeckels, daß sein hübsches Näschen einen Querschnitt wie von einem scharfen Messer bekam. Das hatte ich nicht gedacht, daß sich ein trockener Kopfstüber hinten in einen blutigen Nasenstüber vorn verwandeln würde. Es war aber geschehen. Ich ärgerte mich zwar über mich selbst, aber davon trockneten des Bübleins Thränen und Blutstropfen nicht.

Da faßte ich's an der Hand, führte es zu seinen Eltern und erzählte den Unfall. Sie freuten sich zwar so wenig wie ich, nahmen's aber verständig auf. Die Klavierlektionen mit dem siebenjährigen Kinde wurden zwar eingestellt, aber eine Kriegserklärung unterblieb, und das freundnachbarliche Verhältnis wurde nicht gestört.

Manche werden in meinem Schritt eine Schädigung der Autorität, eine Art Abbitte sehen. Und doch halte ich ihn

für den einzig richtigen! Durch persönliches Nahetreten wird der Zorn der Eltern entwaffnet, eine getrübte Darstellung und Hetzerei von andern verhindert. Wenn ich durch einen Mißgriff meine Autorität selbst geschädigt habe, so wird sie durch meine Rechthaberei nicht heil, sondern nur durch Selbsterkenntnis und eine Art Sühne. Es ist gewiß die mildeste Form der Sühne, wenn ich zu den Eltern sage: „Das und das ist mir mit eurem Kinde widerfahren. So und so hat sich's zugetragen. Es thut mir leid, ist aber nicht mehr zu ändern. Irrtum begleitet ja jeden Menschen wie sein Schatten u. s. w." Selten wird solch ehrliches Wort ohne Wiederhall bleiben, nie dadurch die Autorität brüchig werden. Die Autorität liegt ja nicht in dieser oder jener Handlung, sondern in der ganzen Persönlichkeit des Lehrers. Eine stille Majestät leuchtet aus jedem Menschen, der sich selbst überwindet.

Will der Lehrer dagegen in jedem Falle recht behalten, durch seinen Machtspruch das Unrecht in Recht umstempeln, den Gekränkten „keinen Triumph gönnen", schleudert er wohl gar große Worte und Drohungen als Schreckschüsse in die Kinderschar, dann ist's den Eltern kaum zu verdenken, wenn sie erbittert die Lärmtrommel rühren und „ihr Recht" suchen. Hat aber eine Klage irgend eine Instanz beschritten, dann geht's ohne Bitterkeit und ohne Schädigung der Autorität nicht ab. Selbst die Freisprechung hinterläßt eine Narbe. Auch diese Erfahrung sollte mir nicht erspart bleiben.

Als ich mich verheiratete, änderte sich zunächst das gute Verhältnis zu den Nachbarn nicht. Ja, die schöne Nachbarin fühlte sich verpflichtet, meiner Frau oft Gesellschaft zu leisten. Aber daran war meiner fleißigen Frau wenig gelegen, weil sie sich häufig in ihren Arbeiten aufgehalten sah. Die Nachbarin mußte das endlich merken und merkte es auch. Sie kam seltener, um mit der Frau Lehrer zu reden, desto mehr wußte sie andern von der Frau Lehrer zu erzählen, Gutes

gewiß nicht viel. Dienstfertige Weiblein berichteten meiner Frau das Geträtsche treulich wieder, und ihre Erwiderung mag auch nicht gelindiglich mit der schönen Nachbarin umgesprungen sein. So ging das gar schön durch Zwischenträger her und hin, bis eine große Kluft zwischen den Nachbarhäusern befestigt war. Ich hatte zu vermitteln und den Zorn zu stillen gesucht, so weit es ging, und mir dabei auch manch verirrten Pfeilschuß der schönen Feindin gefallen lassen müssen.

Jeder Lehrer sollte sich's zum Gesetz machen, die Kinder von Gegnern mit sonderlicher Liebe und Schonung zu behandeln, um dem Haß und der Verdächtigung keinen neuen Haken einzuschlagen.

Ich glaubte nun mein Karlchen nicht besser und nicht schlechter als andere Kinder zu behandeln, vergaß aber, daß Karlchen jetzt ein anderer war, dieweil mütterliche Liebe ihm täglich allerlei geringschätzige und gehässige Reden über den Lehrer und seine Frau in Ohr und Herz träufelte. So kam's, daß der sonst wackere Knabe eines Tages ein kleines Laugenbad von ungebrannter Asche in der Schule erhalten mußte, — auch wohl noch einige Begleitworte, „wie wenig jetzt mit ihm anzufangen sei, und wer ihm nur den Kopf so verrücke!"

Besser hätte ich dem Haß nicht das Messer wetzen können! Auf offener Straße wurde mein Lob verkündigt, wie ich ein Unmensch sei, mich von meiner Frau aufhetzen lasse, unschuldige Kinder halb tot schlüge u. s. w. Damit mein Ruhm allen kund würde, ging die gekränkte Mutter von Haus zu Haus und wiederholte und erweiterte die Predigt. Den Knaben schickte sie nicht in die Schule, sondern ließ ihn vor meinen und der Schulkinder Augen im Sonnenschein spazieren gehen. Ich zeigte ihn hierauf wegen Schulversäumnis an, und der Vater bekam ein Ermahnungsschreiben vom Pfarrer. Nun wurde der gutmütige Mann so lange von seiner Eva ge-

spornt, bis er ganz sturm zum Pfarrer trabte und mich härtiglich verklagte, besonders auch wegen des längst vernarbten Nasenstübers.

Der Pfarrer war mir zwar sehr freundlich gesinnt, mutete mir aber doch zu, die gekränkten Eltern um Verzeihung zu bitten. Dazu konnte ich mich nicht verstehen, da ich pflichtmäßig, wenn auch nicht weise, gehandelt hatte. Unklug ist es nämlich stets, auf eine wunde Stelle zu klopfen, durch Wort oder That die Kinder merken zu lassen, daß man gering von den Eltern denkt, und bei einem gespannten Verhältnis zum Hause etwas in der Schule zu thun, was vom Herkömmlichen abweicht. Einer stätigen, festen Ordnung unterwirft sich jeder, aber das Ungewohnte regt auf. Daher kommt's, daß Lehrer, die den Stock als täglichen Gast auf die Schülerrücken steigen lassen, weniger Anfechtung haben als solche, die ihn nur selten einmal als Vollstrecker zu einem oder dem andern schicken. Das Ausnahmsweise, Ungewöhnliche, Unerhörte ist's dann, was erbittert und empört. Daß ich den Knaben zum erstenmal mit dem Stocke gestraft und zwar in der Zeit eines Zwistes mit den Eltern, das mußte ein Akt der Rachsucht sein!

Nach längeren Verhandlungen nahmen die Eltern den Knaben aus meiner Schule und schickten ihn in die benachbarte katholische Schule. Das ist ja ein bekanntes Manöver, um den Lehrer zu ärgern. Aber hier gerade sollte Gemeinsinn zwischen den Lehrern herrschen, um gegenseitig ihr Ansehen zu wahren und sich nicht zu Dienern der Rache zu machen. Aber meist fühlt sich die Eitelkeit geschmeichelt, wenn Kinder von auswärts in die Schule gebracht werden. „Der Lehrer muß doch allbereits ein Berühmter sein!" Nur nach vorheriger Rückfrage bei dem bisherigen Lehrer und unter Zustimmung des Schulvorstandes sollte die gastweise Aufnahme auswärtiger Schüler gestattet werden, niemals aber, wenn sich herausstellt, daß es den Eltern nicht um einen bessern Unterricht,

sondern nur um Befriedigung ihrer Rache gegen einen Lehrer zu thun ist.

Mein sonst braver Nachbarkollege nahm meinen unbotmäßigen Schulflüchter auf, obwohl seine Schule — von mehr als 150 Kindern — bereits überlief; er kam aber zu mir und entschuldigte sich darob. Gezürnt habe ich ihm keinen Augenblick, obwohl ich eine Abweisung lieber gesehen hätte. Und nun marschierte das Bürschlein, einst mein Liebling, täglich, wenn meine Kinder zur Schule kamen, mit seinem Ränzchen thalab dem Nachbardorfe zu. Mich kränkte das mehr, als ich merken ließ; aber wir werden gestraft, worin wir sündigen. Ich hatte den Knaben früher verhätschelt, nun wurde er meine Zuchtrute.

Die Pfeile der schönen Nachbarin gegen die Insassen der Schule wurden immer spitzer, die Berichte über unsere Schlechtigkeit immer gehässiger. Mein Weib und ich fühlten uns recht unglücklich in der Nesselhecke, welche die Nachbarin um uns zog, und sehnten uns hinaus. Wie ein Haar im Essen uns den Appetit verdirbt, so zerstörte der kleine Vorfall unsere Freude am Leben und Wirken.

Schlimm ist's in solcher Lage, daß die gereizte und mißtrauische Seele gegen alles viel empfindlicher wird, daß sie Nichtse zu Ballen aufbauscht, daß sie in verstreuten Äußerungen Anzeichen eines allgemeinen Urteils sieht, daß man das Bündnis der Gegner viel stärker glaubt, daß die Gutgesinnten eine gewisse Zurückhaltung, ja Gleichgiltigkeit zeigen, und daß man sich grollend in sich selbst zurückzieht. Dadurch erst bekommen die Gespenster Fleisch und Bein.

Hätte man den Mut, eine Verkennung einen Monat, ein Vierteljahr ruhig zu tragen, so würde sich alles von selbst wieder einrenken. Unfehlbarer Sieg über das heftige Stürmen des Hasses liegt im ruhigen Ertragen und stillen Weiterwirken. Der Haß erschöpft sich in der Regel rascher als zähe Geduld und Ausdauer. Alle Wunden heilen, und die

Heilkraft der Zeit ist stärker als die Lust am Wundenschlagen. „Dulde, geduldе dich fein! Über ein Stündlein wird deine Kammer voll Sonne sein!"

Aber so klug und geduldig waren wir noch nicht. „Fort, fort!" war unsere Losung, und unerträglich schien das Leben an dem sonst so lieben Orte, unmöglich ein ferneres gesegnetes Wirken. Hat aber der innere Schiffsschnabel einmal eine Richtung gewonnen, dann müssen alle Winde dahin blasen und alle Wellen dahin fluten. Ungeduldig suchen wir dem kleinen Übel zu entfliehen, um in ein größeres zu rennen. Eine Last tragen wir überall. Drückt sie uns auf der einen, so legen wir sie auf die andre Schulter. Stellenwechsel ist Lastverschiebung, weiter nichts.

Ich machte nun Jagd auf erledigte Stellen und bewarb mich endlich um die erledigte zweite Lehrerstelle in dem Geburtsorte meiner Mutter bei dem jungen adligen Gutsherrn und — um kein Register ungezogen zu lassen — auch bei seinem Schwager, dem Landrat. Letzterer schnitt mir jede Hoffnung ab; „es sei bereits über die Stelle verfügt, auch über die demnächst zur Erledigung kommende erste Stelle. Hätte er mich früher gesehen und gesprochen, so möchte er wohl ein gutes Wort für mich verlegt haben."

Nachdem er dies schmale Pflästerchen auf meine zerrissene Hoffnung geklebt hatte, ließ er mich laufen. Sehr kleinmütig kam ich daheim an. Ein großer Brief wartete auf mich. Ich erbrach ihn rasch und las, — man denke, mit welchem Erstaunen: „Auf Ihr Bewerbungsgesuch um die zweite Lehrerstelle in K. eröffnen wir Ihnen, daß dieselbe bereits anderweit vergeben ist, daß wir Ihnen aber mit Rücksicht auf Ihre Zeugnisse und infolge gewichtiger Empfehlung die erste Stelle in K., welche durch Emeritierung ihres bisherigen Inhabers mit dem 1. Okt. cr. vakant wird, verliehen haben" 2c.

Welch ein Umschlag des Geschicks und der Stimmung! Die Stelle galt für eine der besten des ganzen Bezirks und

brachte selbst nach Abzug des Ruhgehaltsdrittels mehr als das Doppelte meines bisherigen Gehaltes ein. Ich hätte als junger Mann von 26 Jahren noch nicht einmal den Mut gehabt, mich um sie zu bewerben. Und nun fiel sie mir in den Schoß! Da hatten wir wieder, wie so oft im Leben, Stoß und Gegenstoß von Feind und Freund.

Nun galt's zunächst, die neue Heimat mal aufzusuchen und die Menschen kennen zu lernen, mit welchen ich künftig leben und wirken sollte. Der dreistündige Weg durch Wald und Feld, über Höhen und durch Thäler konnte nicht schöner sein. Wenn man eine schöne Hoffnung in sich trägt, da braucht der Weg nicht eben und die Sonne nicht strahlend zu sein, und doch ist die Welt wunderschön. Wohl dem, der immer eine Hoffnung als Arbeitsfeder in sich trägt!

Nach stundenlanger Wanderung im schönsten Buchenwalde gelangte ich an den Waldrand. Ein schönes Forsthaus lag da, und die herrlichste Fernsicht über den weiten und fruchtbaren Unstrutkessel bot sich. Fast bis an den Wald schickte ein langgestrecktes Dorf seine Vorposten. Es war die Geburtsstätte meiner seligen Mutter, meine künftige Heimat! An der Schule, die meine Mutter als Kind besucht, sollte ich als Lehrer wirken. Wenn sie das erlebt hätte! Der Gedanke trieb mir heiße Tropfen in die Augen.

An eine Buche gelehnt, schaute ich ins Weite. Da hörte ich lachen und reden. In einer Laube beim Forsthause saß eine schöne, stattliche Frau, und um sie spielten vier schöne, kräftige Kinder. Eine Magd brachte ein Schüsselchen voll Himbeeren und setzte sie auf den Tisch. Die drei Buben fielen darüber her und wollten sie mit den Händen auslöffeln. Da streckte ihnen die Mutter abwehrend die Hand entgegen und fragte: „Sind das Eure Löffel?" „Ach, Mama, das dauert so lange!" klagten die Kleinen. „Einerlei!" antwortete die Mutter. „Holt sie! Was Ihr gewohnt seid, müßt Ihr üben — und immer! Nicht heute so und morgen so!

Wer warten lernt, dem schmeckt's um so besser. Wer's gierig hineinschlingt wie ein Wolf, der hat gar nichts davon!"

„Nicht übel!" dachte ich hinter meiner Buche. „So eine Mutter kann mir gefallen! Wenn ihr da unten viele gleichen, so will ich mit Petrus sprechen: „Herr, hier ist gut sein! Hier will ich meine Hütte bauen!"

Weiter pilgerte ich vom Waldrande niederwärts in das Dorf. Ein Fußpfad, der einem verbotenen wie ein Ei dem andern glich, schlängelte sich durchs Getreide. Ich folgte ihm. Nahe beim Dorfe trat plötzlich ein Mann an mich heran und sagte: „Sie gehen einen verbotenen Weg über mein Land. Ich muß Sie verhaften!"

„So?" dehnte ich. „Wo steht denn geschrieben, daß der Weg verboten ist?"

„Haben Sie die Dornen kreuzweise über dem Wege nicht gesehen?" fragte der Mann. „Die Schrift ist doch deutlich genug."

„Ich habe keine Dornen gesehen!" sagte ich.

„Ganz einerlei!" antwortete er. „Entweder finden Sie sich mit mir ab oder gehen mit mir zum Schulzen!"

Zum Schulzen? Als Arrestant? Der Gedanke erheiterte mich. „Warum nicht?" sagte ich. „Kommen Sie denn mit zum Schulzen!"

Als mich der Schulze erblickte, lachte er und sagte: „Ja, wie kommt denn der Herr Pate daher!" Der Schulze, der meiner Mutter älteste Schwester zur Frau hatte, war in der That mein Pate.

„Wie Sie sehen, als Arrestant; was Sie aber nicht sehen, als künftiger Kantor!" sagte ich lächelnd. Und alles löste sich nun in Wohlgefallen. Mein Wächter stotterte eine Entschuldigung und wollte sich still fortmachen, ich beruhigte ihn und gab ihm für seine Mühe zwei Groschen, die er auch nach einigem Sträuben nahm.

Nun ging ich in die Pfarre. Es war ein altes, winkeliges Haus, aber auf allem lag der Glanz der Ordnung. Der Pfarrer war ein junger Mann, groß, blond, hager und kurzsichtig, sein Benehmen verbindlich, jedes Wort sorgsam abgemessen, sein Urteil vorsichtig, seine ganze Weise ernst und würdig. Er deutete mir vorsichtig die Schwierigkeiten meiner neuen Stellung an, redete aber mit großer Schonung über meinen Vorgänger. „Er hat seine Glanzzeit gehabt und ist nun alt und gebrochen, wie wir es einst auch sein werden," sagte er. „Wie wir für unsere alten Tage Nachsicht von unseren Nachfolgern erwarten, so wollen wir sie an unseren Vorgängern üben."

Von dem Pfarrer ging ich mit dem Gefühl: „Der meint's ernst und recht. Hier gilt's, sich zusammenzunehmen. Arbeit ist bei dem kein Spiel und Spaß und das Leben kein Kirmsentanz!"

Aber der Mann in seiner stillen, ernsten Würde, die doch zuweilen der Blitz eines gesunden Humors vergoldete, hatte mir sehr gefallen. Nie habe ich Menschen leiden mögen, die leichtfertig über Pflicht und Pflichten reden und Lebensaufgaben wie Spielbälle behandeln. Der Dienst wird würdig und beglückend, wenn die Pflicht ein Heiligtum ist.

Die alte Schule, welche durch sechs Anbauten nach und nach ihre gegenwärtige Gestalt genommen hatte, lag ruhig und schön zwischen dem Anger, der mit uralten hohen Linden bestanden war, dem Gottesacker, auf dem sich die stattliche Kirche mit einem schönen Turme erhob, und zwei Gärten, in denen Nesseln die häufigsten Zierpflanzen waren. Alles zeigte den traurigsten Verfall. Aber mit raschem Blicke erkannte ich, wie eine ordnende Hand hier ohne große Schwierigkeiten den schönsten Wandel schaffen könne. Es war Raum, Wasser, Luft, Licht und viel Grün da; was will man mehr!

In dem schäbigen Hause und einer ziemlich kahlen Wohnstube hauste der alte Lehrer mit seiner Tochter. Er war seinerzeit der berühmteste Lehrer der Gegend gewesen, auf den seine Kollegen gehört, die Leute mit Fingern gewiesen und die Kinder — ich selbst darunter — sich mit Ellenbogenstößen aufmerksam gemacht hatten. Jetzt war er eine Ruine aus guter alter Zeit.

Ohne Groll und Empfindlichkeit, wie es sonst wohl vorkommt, empfing er den Nachfolger. Jeder möchte ja gern unersetzlich sein. Rückt ihm nun plötzlich der Ersatz ins Gesichtsfeld, so ist das ein harter Stoß für die Eigenliebe. Über diese Schwäche war der Alte erhaben. Er witzelte und schnitzelte bitter an seinem Geschick herum, und es war, als ob Mondstrahlen gespensterhaft eine Ruine beleuchten. Einzelnes davon ist mir unvergeßlich geblieben.

„Zu verdanken haben mir die K.'er manches; zu danken haben sie für nichts! Der Mensch ist nie erfinderischer, als wenn er sich um die Dankespflicht drücken will. — Hoffentlich bringen Sie, mein junger Kollege, einen bessern Hobel mit, als ich gehabt habe, um die Klötze zu glätten. König Augias bin ich nicht gewesen, aber von seinem Stalle werden Sie hier einige Spuren finden. — Der Schulmeister ist meist sein eigener Totengräber, wenigstens seinen guten Ruf muß er im Alter begraben, weil man ihm keinen ruhigen Feierabend gönnt, wenn die Kräfte alle sind. Aus dem Schulstaube muß er ins Grab — oder ins Elend stolpern. Lebenslang hungern und dann als Emeritus verhungern, das ist Lehrerlos!" — „Sind Sie ein guter Rechner?" fragte er plötzlich und sah mich mit seinen scharfen Augen starr an. „Leider nein!" sagte ich. „Schade!" war seine Antwort. „Sonst hätten Sie mir wohl einen Ansatz machen können für das Exempel, das mir meine hohe Behörde für meine alten Tage aufgegeben hat. Es lautet: Bis zum 69. Lebensjahre knapp ausgekommen mit 360 Thalern; wie kommt man vom

70. ab mit 120 Thalern aus? Ich glaube, an dem Exempel zerbeiße ich mir die Zähne. Doch halt, die habe ich ja zum Glück nicht mehr! Aber den Kopf werde ich mir darüber zerbrechen, und das wäre gut."

Ich sagte dem alten, verbitterten Manne manches gute Wort über die Anerkennung, die er früher gefunden, und über das Interesse, das man noch heute an seinem Ergehen nähme. Er hörte es mit Achselzucken, drückte mir aber beim Abschiede recht warm die Hand.

(Sechs Wochen später war sein schweres Exempel gelöst, — er selbst erlöst von Sorge und Pein. Der Tod war als Rechenhelfer zu ihm gekommen.)

Ich verließ den alten Mann mit einem tiefen Weh im Herzen. „Das also ist das Ende eines tüchtigen und berühmten Lehrers! Und wie wenigen fällt das Los lieblicher! Wann wird der Lebensabend eines Lehrers versöhnlich ausklingen?" So mußte ich immer und immer wieder denken.

Erst als ich wieder daheim war, mein Weib mich innig begrüßte, mein Töchterlein mich herzlich anlachte und umhalste, die Zukunftspläne immer rosiger sich färbten, da versanken die fremden Schatten.

Nach einiger Zeit wurde ich zur Probe nach K. berufen. Ich mußte Orgel spielen, den Kirchengesang leiten, eine Predigt vorlesen und eine Unterredung mit meinen künftigen Schulkindern über das Sonntagsevangelium, die Speisung der vier Tausend mit sieben Gerstenbroten, halten. Meine Schüler erschienen geistig so verhungert wie jene Wüstenpilger. Bei meinen Fragen kramten sie in allen Taschen, fanden aber nirgends ein Bröcklein. Ratlos starrten sie mich oder den Kirchenhimmel an.

Um sie und meinen Vorgänger nicht zu beschämen, stellte ich nach und nach den katechetischen Bohrer in Ruhe und hielt mehr eine Ansprache an die Kinder und ihre zahlreich versammelten Eltern. Ich verglich unser Leben mit jener

Wüstenfahrt, den Lerndrang mit dem Verlangen jener nach Christi Wort, den Herrn mit einem reichen Gastgeber, der geistige und leibliche Gaben die Fülle habe, mich mit einem seiner Jünger, der heute den Auftrag erhalte: „Nimm von meinem Brot und lege es diesen Kindern vor, daß sie essen und satt werden, damit sie nicht auf dem Wege durch's Leben verschmachten!" Ich gelobte, nach Kräften ein treuer Haushalter des Herrn zu sein und sein Brot allen freudig auszuteilen.

Meine tiefe Bewegung teilte sich der Gemeinde mit, und wie das Rauschen eines Windes ging die Rührung durch die Menschenschar. Ja, wenn unsere Rührungen Thaten und unsere Weihemomente Jahre wären! Wie gut und schön möchte es sich da leben und wirken! Aber der Alltag mit seinem Nebelgrau, die Arbeit mit ihrem Einerlei, der Kampf um's Dasein mit seinen Widerwärtigkeiten sehen oft wie Hohn und Lüge neben solchen Weihestunden aus.

Und doch wollen wir die stoßweisen Erhebungen des Gemütes nicht schelten. Auch das Herz hat Berg und Thal; auch hier geht's von der Höhe zur Tiefe hinab und von der Tiefe zur Höhe hinauf.

Wie das Abendrot noch freundlich am Himmel schimmert, wenn die Sonne längst hinter den Wald gesunken ist; wie das Echo noch lange in den Bergen schallt und murmelt, wenn der Ruf längst verhallt ist; wie Mosis Antlitz noch lange glänzte, als der Herr in seiner Herrlichkeit längst vorübergegangen war; wie Elias in Kraft der himmlischen Speise vierzig Tage durch die Wüste wanderte; wie die Verklärung auf Tabor den Herrn mit heiliger Zuversicht für den Kampf in Gethsemane und auf Golgatha ausrüstete: so erfüllen uns solche geweihete Augenblicke, in denen wir ahnen, wie wir sein müßten, mit froher Zuversicht und geben dem Gemüte die rechte Arbeitsstimmung. Wenn unser Herz ohne solche Erhebungen bliebe, wir würden noch tiefer in Plattheit

und Armseligkeit versinken. Wohl uns, wenn öfter der himmlische Tau von oben unsere matte Seele erquickt; wenn häufig die verborgenen Quellen des Gemütes sich öffnen und die dürre Arbeitsaue befruchten! Da schwinden Überdruß und Mutlosigkeit, Arbeitsscheu und Menschenhaß.

Vier Wochen nach meiner Probe — Predigt hätte ich bald gesagt! — ging ich wieder nach K. zum Begräbnis meines Vorgängers. Der Tod hatte mehr Mitleid mit ihm als das Leben; er gab ihm Bett, Tisch und Pflege, als ihn das Leben auf schmale Atzung setzen wollte. Das Begräbnis war ein trauriger Gang. Nur ein kleiner Teil der Gemeinde folgte dem Sarge des Lehrers, der den meisten im Dorfe ein geschickter Führer gewesen war. Warum sahen sie ihn jetzt kalt zur Grube fahren?

Er hatte zu lange auf dem Posten gestanden, und zuletzt als Invalide! Gerade weil die ältere Generation etwas gelernt hatte, verurteilte sie die geringen Leistungen der Schule um so schärfer. Der Heimgegangene hatte sich selbst seine Richter erzogen und ihnen die Messer gewetzt. Wie traurig, wenn der jüngere Verdruß über den älteren Dank siegt; wenn die Greisenschwäche den Bau verfallen läßt, den die Manneskraft gebaut hat!

Aber noch ein zweiter Verdruß grollte in vielen. Der Verstorbene war ein Freund des adeligen Gutsherrn gewesen, ja hatte sich mit ihm geduzt. Mit ihm hatte er den Schaum vom Lebensbecher geschlürft, von ihm vornehme Leichtigkeit, aber auch kostspielige Bedürfnisse gelernt. Um die Taschen des Gutsherrn, und seine eigenen, zu füllen, sollte er die Bauernsäckel haben leeren helfen. Und zwar so: Bei jeder Besitzveränderung hatten die Gemeindeinsassen an den Gutsherrn zehn Prozent des Wertes als Lehngeld zu bezahlen. Jeder suchte diese harte Abgabe zu umgehen oder durch Scheinangaben zu vermindern. Als Freund und Geheimschreiber des Gutsherrn sollte nun der kluge und gewandte

Kantor in den meisten Fällen diese Scheingeschäfte aufgedeckt und die Einforderung des „Erb- und Kauflehns" veranlaßt haben.

Wie weit Wahrheit und Lüge bei diesen Gerüchten eine Ehe geschlossen, weiß ich nicht. Wahr ist nur, daß viele dem sonst so tüchtigen Lehrer darob noch im Tode grollten. Nebengeschäfte tragen ja dem Lehrer fast immer solche Früchte. Er wolle darum in den Gemeinden nicht den Alleswisser und Alleslenker spielen. Er stecke seine Hände nicht in Gemeindeangelegenheiten, mache nicht den Advokaten in Hadersachen und den Unterhändler bei Kauf, Tausch und Erbschaft. Meist wird er zum Sündenbock gemacht für alles, was schief läuft, und seine Schule bezahlt gar teuer die Kosten der Nebenämter. Lehrer wolle er sein und nichts anderes und nicht mehr!

Zu dem Begräbnis meines Amtsvorgängers waren die Amtsbrüder der Umgegend gekommen und sangen dem Entschlafenen ein schönes Schlummerlied. Der Pfarrer sprach recht gut, aber zurückhaltend, sodaß manche aus dem Schweigen einen Tadel hören wollten. Das Leichengefolge verlief sich ohne Sang und Klang. Es war keine Stimmung da, denn es fehlte der Gleichklang und ein alle beherrschender Grundton. Ja, verdeckte Dissonanzen schienen durch die Luft und die Herzen zu schwirren.

Ein Kollege sagte zu mir: „Sie sind also der glückliche Nachfolger? Ich beneide Sie nicht! Wo ich nicht begraben sein möchte, da mag ich auch nicht leben und wirken."

Und doch wurde mein Glück gepriesen, das als Totenblume auf dem frühen Grabe meines Emeritus wuchs! Mit 26 Jahren hatte ich nun eine der besten Stellen des Kreises, unerhört!

Wie traurig ist's doch, daß der Tod des einen das Glück des andern bedeutet! Daß immer ein leerer Eimer

in die dunkle Tiefe hinabtauchen muß, wenn ein voller zur Höhe fahren soll! Daß der pensionierte Vorgänger und der „verkürzte" Nachfolger um des lieben Brotes willen als Gegner aufeinander gehetzt werden! Es sollte nicht also sein! Und gottlob! auch hier fängt man an, den Lehrer aus dieser unnatürlichen Ausnahmestellung zu befreien.

Der Tag des Abschieds von meinem lieben Dörflein war gekommen. Droben zog die Sonne glänzend ihre Lichtbahn über das blaue Himmelszelt. Zwischen den Stoppeln und an den Zäunen flatterten und durch die Luft schwammen die weißen Fäden des Altweibersommers. Durch die bräunlich angehauchten Wipfel meiner Linde säuselte ein milder Hauch. Auf der Wiese weidete die Rinderherde des Gutes. Der nahe Wald glänzte golden und rötlich. Um das Schulhaus standen die gepackten und bespannten Wagen mit unsern Sachen. Stroh und Heu, Moos und Blumen, Papier und Späne lagen wirr umher. Thür und Fenster der Schule standen offen und zeigten die kahlen Wände.

Vor der Thür hielt die Kutsche, die mich und die Meinen in die neue Heimat führen sollte. Roß und Wagen waren mit Laub und Blumen geschmückt. Der Kutscher hatte ein Sträußchen am Hut und ließ lustig seine Peitsche knallen. Unser Töchterchen saß schon im Wagen, klatschte fröhlich in die Hände über das bunte neue Schauspiel und lud uns dringlich zum Kommen ein.

Jung und alt, groß und klein aus dem Dorfe war gekommen, hatte beim Packen und Laden geholfen und umstand nun den Wagen. Wenige Augen waren trocken. Zum letztenmal reichte ich jedem die Hand und rief ihnen mit thränenmatter Stimme den letzten Gruß und Dank zu. Wie reich war ich im Besitz der Liebe dieser schlichten Menschen gewesen und hatte es kaum gewußt! Nun ich mich losriß, fühlte ich, mit wie viel verborgenen Fasern ich an dieser Scholle und an diesen Menschen haftete. Ja, auch die Erkenntnis

hat ihren Marterweg! Man muß verlieren, um zu finden, scheiden und verlassen, um zu erkennen.

Die Lastwagen setzten sich in Bewegung und gelangten mit Hilfe des Vorspanns die steile Anhöhe hinauf, die aus dem Dorfe führt. Wir stiegen in die Kutsche. All die lieben Menschen umdrängten noch einmal den Wagen und reichten uns zum allerletztenmal die Hand. Den letzten Blick warf ich auf sie und die Heimstätte meines Glückes, fünf Jahre hindurch, — aber Thränen verdunkelten das Auge und erstickten die Stimme. Noch einen allerletzten Gruß und Segenswunsch winkte die Hand, und der Wagen rollte dahin. Aus dem Glücke — in das Glück? Wer weiß! Der Wagen rollt; die Zukunft schweigt!

Warum ging ich denn fort, wenn mir's gut ging? Warum zog ich die Hand vom Pfluge, den ich mit Lust führte? Warum verließ ich den Acker, wo ich spürte, daß mich der Herr segnete? Gerade geistige Arbeit bedarf der Zeit und der Stätigkeit, wenn die Aussaat zur Ernte reifen soll. Wer flieht, der verleugnet! Traf mich dieser Tadel nicht auch?

Nicht die Arbeit war mir leid geworden; nicht zu klein und eng war mir der Wirkungskreis; nicht Unruhe und Wanderlust hatten mich in ihre Wirbel gezogen; nicht auf die Hetz- und Haschjagd nach größerem Glücke wollte ich gehen; nein, nein! Bei meinem tiefen, fast sehnsüchtigen Verlangen nach „Bodenstätigkeit" und Heimatsrecht hätte ich nie den Wanderstab ergriffen, wenn auch nur die bescheidensten Bedingungen eines glücklichen Lebens und Wirkens vorhanden waren. Aber der Schatten von einem Nichts hatte mir die Freudigkeit getrübt, ein irriges Wähnen meine Arbeitszuversicht erschüttert und — das Bedürfnis des Lebens immer lauter an die Familienstube geklopft.

So gingen wir. Ob wir gut dran thaten, das mußte die Zukunft lehren. Wem's gefällt, der wandre nicht!

Mehr als glücklich sein kann man nirgends. Und das erstgefundene Glück erschwert das Anwurzeln in einer neuen Heimat. Wie das sehnsüchtige Zurückschauen nach einem verlorenen Glücke Lots Weib in eine Salzsäule verwandelte, so legt es sich häufig auch wie eine Salzkruste über das neue Leben und Wirken und läßt es nicht gedeihen. Ja, wenn wir das Vergleichen und Wünschen lassen könnten, dann möchte überall unser Glücksbaum Wurzeln schlagen können.

Mit schweren Herzen und Gedanken verließen wir die alte und suchten die neue Heimat. Heutzutage freilich scheint die ganze Pädagogik wanderlustig geworden und jedem jungen Lehrer der Marschbefehl schon in die Berufungsurkunde geschrieben zu sein. Viele geben nur noch Gastrollen auf 1—2 Jahre; jede Widerwärtigkeit vertreibt, jeder höhere Gehaltssatz lockt sie von ihrem Posten.

So soll es nicht sein! Das Heimatsgefühl, das den Menschen gut und glücklich macht, geht dabei verloren. Es soll aber auch nicht behauptet werden, daß der Lehrer unter allen Umständen bodenständig sein müsse.

Mancher hat sich den Ast, auf dem er saß, durch Mißgriffe halb durchgesägt und schämt sich, unter den Augen der alten Zeugen umzulenken. Das ist zwar feige, aber der Schwäche ist erlaubt, sich Deckung zu suchen. Er suche ein neues Arbeitsfeld und fange da mutig ein neues Leben an!

Ein zweiter findet für seinen lebhaften Arbeits- und Entwicklungsdrang zu wenig Nahrung; er suche sich eine anregendere, fruchtbarere Atmosphäre!

Ein dritter ist durch Kränkungen in eine innere Verstimmung geraten und nicht stark genug, den Bann abzuschütteln; er suche Frieden und Freudigkeit an andrer Stätte!

Ein vierter bleibt fremd unter Fremden, weil er die Eigenart des Volkes nicht versteht; er gehe dahin, wo er versteht und verstanden wird!

Ein fünfter erliegt unter der Sorgenlast, weil die Stelle ihn und die Seinen nicht nährt; er suche sich in Gottes Namen eine größere und vollere Schüssel!

Wenn auch jeder Ortswechsel viele Saugfasern zerreißt, so kann er doch auch zu einer Steigerung der Lebensthätigkeit führen. Frische Nahrung, neues Blut! Neues Wirken, neues Leben! Neuer Kampf, neue Truppenaufstellung! Jede neue Stelle ist eine Art Häutung, bei der so und so viel von der alten Haut, von dem alten Krankheitsstoff und den alten Irrtümern zurückbleibt.

Durch die bunten Wälder und die gelben Stoppelfelder fuhren wir der neuen Heimat zu. Meine Frau und ich spannen unsere Gedankenfäden zurück in das verlassene Glück. Unser Kind aber kannte nur das Heute und jubelte immer laut auf bei den neuen Bildern.

Nach dreistündiger Fahrt näherten wir uns der neuen Heimat. Und nun machten die Gedanken Kehrt. Die Zukunft siegte über die Vergangenheit, die Hoffnung über die Erinnerung.

An einer Mühle, eine Viertelstunde vom Dorfe, empfing uns ein Musikchor, die geputzte Kinderschar und eine Menge Volks. So zogen wir unter Musik und Jubelschall ein in K. Das ganze Dorf schien freudig erregt und im Festkleide zu feiern. Langsam fuhr die Kutsche durch die Straßen. Aus allen Fenstern flogen uns freundliche Grüße zu.

Wie ein Berg sank es auf mein Herz. Was erwartet man von mir? Ich bin nicht besser und geschickter als die anderen! Sind nicht diese hochgespannten Erwartungen lauter unerfüllbare Verpflichtungen? Ja, der Dank meines verlassenen Dörfleins hatte meine Seele erhoben, denn er wanderte anspruchlos hinter meiner Arbeit her. Aber hier, wo ich nichts geleistet hatte, umflocht man mich mit Ehrenkränzen, — hieß das nicht, mir einen Wechsel aufdrängen, den ich schwerlich jemals würde einlösen können, mit Posaunenschall Thaten verkündigen, die ich dann schuldig bleiben mußte?

Endlich hielt die Kutsche unter den uralten Linden vor der alten Schule; man hatte ihr allerlei grünen und bunten Schmuck in die grauen Haare geflochten und in die Runzeln gedrückt. Auf dem weiten Anger unter den riesigen Linden standen die Menschen dicht gedrängt, Kopf an Kopf, und begrüßten uns mit lautem Zuruf. Tief ergriffen und innerlich eingeschüchtert, sagte ich ihnen einige Worte des Grußes und Dankes, und dann verlief sich die Menge. In der Stube hing unter anderen Kränzen einer mit der Inschrift: Gruß an die künftige Wohnstätte!

Dieser Gruß berührte uns heimatwarm. Er lautete:

Nun wollen wir dich, teurer Raum,
In Lieb' und Hoffnung freudig grüßen.
Wie wird des Lebens kurzer Traum
In deinen Wänden uns verfließen?
Du wirst es seh'n, wenn Freud' und Glück
Wie Sonnstrahl aus dem Auge dringt;
Du wirst es seh'n, wenn uns im Blick
Des Leides Thräne zitternd blinkt,
Wenn unsre Brust sich hoffend hebt,
Und wenn in Angst und Schmerz sie bebt!
O sei uns treu, o sei uns gut!
Und Gott nehm' uns in seine Hut!
So zieh'n wir ein, so zieh'n wir ein,
Und unsre Liebe soll dich weih'n!

Ein freundlicher Gruß im neuen Heim war auch eine Verwandte des Pastors, ein liebes Mädchen, das uns aus der Pfarre eine Erquickung brachte und gleich Freundschaft mit unserm Kinde schloß.

Nach einer Stunde langten die bepackten Wagen an, und der zweite Teil der Umzugsunruhe begann. Aber das Nägeleinschlagen ist so viel schöner als das Nägelausziehen. Das Ausräumen bricht auch allerlei Erinnerungen ab und rückt auch allerlei Glücksmomente weg. Das Einräumen aber hat

etwas von dem schöpferischen „Es werde Licht!“ Wie am dritten Tage die Gräser und Kräuter aufkeimten, so regen sich auch hier allerlei Hoffnungen.

Manche freiwillige Hilfe fand sich. Endlich als die Nacht kam, waren wenigstens Wohnstube und Schlafzimmer leidlich hergerichtet. Die Unruhe begann einzulullen wie unser Kind, das die bunten Bilder seines „größten Tages“ auf dem Kissen zur Ruhe niedergelegt hatte.

Wir waren allein, hatten uns ermüdet auf das Sofa gesetzt, die Köpfe aneinander gelegt und malten in Gedanken aus Lust und Leid, Erinnern und Hoffen ein Zukunftsbild.

Da klopfte es. Zwei Frauen, Schwestern, wie man ohne Mühe erkannte, traten ein, begrüßten uns und brachten allerlei Gaben. Die ältere Schwester war eine wohlhabende Witwe und die Besitzerin der Kutsche, die uns hergebracht hatte. Die jüngere Schwester war nur eine Schneidersfrau, aber eine so ungewöhnlich ansprechende Erscheinung, daß man ihr sofort gut sein mußte. Ihre feine, ebenmäßige Gestalt, ihre braunen, klugen Augen, ihr regelmäßiges, bräunlich angehauchtes Gesicht und ihre kleidsame Tracht bildeten ein fesselndes Ganze. Mit zierlicher Hand hatte sie als Kranzinschrift die folgenden Reime geschrieben:

Die andern sind nun heimgegangen,
Nachdem sie Gruß und Dank empfangen.
Wir haben uns ein Herz genommen
Und sind noch mal allein gekommen.
Wir bringen Euch nur kleine Gaben
Und wollen eine große haben:
Ein Bröckchen von dem guten Brot,
Das Christus seinen Jüngern bot,
Ein bißchen Lieb und Freundlichkeit,
Das beste Gut in dieser Zeit!
O nehmt’s nicht übel, thut nicht schelten!
Der liebe Gott wird’s Euch vergelten.

Wir nötigten die beiden Frauen zum Sitzen und hatten unsere Freude an ihrer herzlichen, frohen und klugen Art. Ein Ort, wo solche Blumen wuchsen, konnte nicht schlimm sein.

Nach einer Stunde brachen die Schwestern auf, und die ersten Freunde hatten wir gewonnen.

Als sie durch die stille Nacht dahin gingen, da sah ich ihnen durchs Fenster glückgestimmt nach. „Sieh, wie der Himmel voll blinkender Sterne steht! Es sind dieselben wie in Schwenda!“ sagte ich zu meiner Frau. Sie trat neben mich, umfaßte mich mit ihrem Arm und sagte hinausschauend: „Ob unser Glücksstern auch darunter ist und auf uns niederschaut?“ „Ich weiß nicht!“ war meine Antwort. „Wohl aber weiß ich, daß des Herrn Auge offen stehet über unserm Hause Tag und Nacht, hier wie dort!“

30. Was ich auf der ersten Konferenz fand und nicht fand.

Meine Versetzung brachte mich in einen neuen Konferenzbezirk. Das Neue reizt und warnt. Es reizt zur Beobachtung, warnt vor übereiltem Zufahren und mahnt zum Zusammennehmen. Wie leicht kann das erste Auftreten die ganze Stellung verschieben! „Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen; da merkt man auf; da sucht man seinen Zweck in ihrer Gunst.“ (Goethe.)

Im Laufe des Sommers wurden 4—5 Konferenzen gehalten. Der Superintendent, der zugleich Kreisschulinspektor war, leitete, viele Geistliche und alle Lehrer besuchten sie. Es war Brauch, die neuen und jüngsten Mitglieder am fleißigsten an den Wagen zu spannen. Sie mußten meist die Arbeiten liefern und die Protokolle führen. „Den Alten das Wort, den Jungen die Feder!“ so schien es billig und recht.

Ich trat neu ein, mußte also auch die gebräuchliche Eintrittssteuer zahlen.

Im Laufe des Winters wurde mir die Aufgabe gestellt, in der Konferenz einen Vortrag über das heilige Band zwischen Kirche und Schule zu halten. Ich nahm alle Kraft zusammen, um mich würdig einzuführen. Dem Gedankenköcher entnahm ich so viel Pfeile, wie immer möglich; dem Himmel entlieh ich Sterne, dem Garten Blumen und dem Farbenkasten allerlei Farben; das Ganze packte ich säuberlich in 8—10 Bogen Schreibpapier.

Mit dieser Rüstung machte ich mich früh 7 Uhr auf den zweistündigen Weg nach dem Konferenzorte. Der Weg führte durch eine weite, fruchtbare Ebene, die dem Auge nichts als Saatfelder und dem Ohre nichts als Lerchengetriller bot. „Fette Prosa" nannte sie ein Pfarrer. Die Sonne gab uns ihr heißes Geleit, und kein Baum schützte vor ihrer Zudringlichkeit. Die Konferenz dauerte von 10—1 Uhr und wurde in einem kühlen, düstern Gartensaale abgehalten. Vorher erging ich mich im Grünen und machte allerlei Bekanntschaften von Lehrern und Geistlichen.

Der greise wohlwollende Ephorus eröffnete die Konferenz nach einem gemeinsamen Gesange mit Gebet, Bibellektion und biblischer Ansprache. Geistliche und Lehrer hatten sich, wohl unwillkürlich, zu zwei Gruppen zusammengesetzt.

Zunächst kam das Protokoll der letzten Konferenz des vorigen Jahres zur Vorlesung. Wenn es die Verhandlungen treu wiederspiegelte, so mußte die Konferenz ein Muster von Gedankenreichtum und Ordnung gewesen sein. Eine mündliche Nachricht wollte dies allerdings nicht gelten lassen. Es sei aber Brauch, daß ein federgewandter Schriftführer die regellosen Verhandlungen auf dem Papier etwas einrenke und die zerstreuten Gedanken schön in Reih und Glied aufmarschieren lasse. Die Wahrheit erscheine hier mehr als Schönheit.

Später habe ich den gewandten Protokollführer oft ablösen müssen, bin aber seiner Praxis treu geblieben.

Dem Protokoll folgten einige amtliche Mitteilungen. Daran schloß sich ein gelesener Vortrag. An diesen knüpfte sich eine etwas bunte Debatte, bei der sich hauptsächlich die redefertigen Geistlichen beteiligten.

Ungern vermißte ich in der ersten und allen übrigen Konferenzen folgende Stücke: 1. Die Mitteilung und Besprechung amtlicher Erfahrungen seitens des Kreisschulinspektors. Als Centralorgan des Schulkreises kann er nirgends besser und erfolgreicher seine Revisions- und Inspektionserfahrungen für alle nutzbar machen. 2. Fragen, Klagen und Anträge aus der Mitte der Konferenzgenossen. Auf den Konferenzen sollen die Lehrer nicht bloß ihre Weisheit, sondern auch ihr Weh zusammentragen. Jeder soll eine Gelegenheit haben, sein Herz zu erleichtern, Rat und Trost zu suchen. 3. Öftere Lehrproben mit sachgemäßer Besprechung. Das belehrt und überzeugt besser als lange Reden. 4. Eine Zusammenfassung der Vorträge in Leitsätzen, die eine feste Unterlage für die Verhandlungen bilden. Ohne Ordnung zersplittern und zerflattern die besten Kräfte und Leistungen. 5. Eine Nötigung zu möglichst vielseitiger Beteiligung. Um dies zu erreichen, darf der Konferenzkreis nicht zu groß, der einzelne Vortrag nicht zu lang, die Beratung nicht ordnungslos sein. Dem einzelnen muß Mut und Lust gemacht und Raum gegönnt werden, irgend ein Scherflein zum gemeinen Besten beizusteuern. Die Konferenzvorwürfe müssen darum recht vielseitig sein und nicht allzu parteiisch die religiösen Unterrichtszweige bevorzugen. Es liegen überall Schätze, man muß sie nur zu heben wissen.

Ohne einen gewissen moralischen Druck wird's dabei kaum abgehen. Alle guten Dinge fangen mit einem gewissen Zwange an, reifen dann aber durch Gewohnheit und Über-

zeugung zur Freiheit. Hören und nichts als hören auf den Konferenzen, was hilft das? Wenig, nach meiner Erfahrung! Der Klang vergeht im Ohre und setzt sich selten in Thaten um. Selbst denken, selbst reden, selbst schreiben, das ist schon That, und nur im Thun vollendet sich der Mensch.

Doch nun zu mir und meinem Werke von 8—10 Bogen. Manche Augen sahen mit Besorgnis nach dem Papierberge und dann nach der Uhr. Ich schlug die Blätter zwar auseinander, beherrschte aber den Inhalt so gut, daß ich ziemlich frei sprach. Der freie Vortrag klingt unmittelbarer, eigener, wärmer, überzeugender als der gelesene. Die papiernen Blätter schieben sich kühl und störend zwischen Redner und Hörer und lähmen den unvergleichlichen Leitungsdraht zwischen Seele und Seele: das Auge. Der Leser scheint in fremdem Dienst zu stehen und der Hörer zu einem Frondienste verurteilt. Bei einem freien Vortrage hat man das Gefühl, daß der Redner die Garben von seinen eigenen Feldern geerntet, bei dem gelesenen aber, als ob er die Ährenbündel auf fremden Feldern mühsam zusammengestoppelt habe. Wahrheit und Wärme machen den Redner und sichern den Erfolg.

In meinem Vortrage zeigte ich, wie Kirche und Schule als Erziehungsanstalten dieselbe Aufgabe hätten, wie Theologie und Pädagogik verwandte Wissenschaften seien, und wie Geistliche und Lehrer sich als Mitarbeiter an ein und demselben Werke betrachten müßten. Die aus dieser innigen Union fließenden großen und kleinen Pflichten des Lehrers zur Erziehung der Kinder im kirchlichen Sinne und Wandel betonte ich warm und nachdrücklich.

Das war das Idealbild, so sollte es sein! Aber nun kam die Kehrseite, das reale Konterfei: Wie ist's in Wirklichkeit, und warum ist's so?

Ich wies nach, wie die unzweifelhaft bestehende Union der Arbeit häufig durch die kleinlichen Leidenschaften der

Arbeiter getrübt und gestört würde, wie die Mitarbeiter oft, statt sich freundliche Handreichung zu thun, einen stillen Minenkrieg gegen einander führten, wie nicht selten Neid statt Wohlwollen, Hochmut statt Demut, Härte statt Milde und Mißtrauen statt Vertrauen herrsche.

„Vor allem — fuhr ich fort — scheint mir's verhängnisvoll, das heilige Band zwischen Kirche und Schule hauptsächlich in der Ortsschulaufsicht und dem Küsteramte zu suchen. Diese beiden Nebenämter der Geistlichen und Lehrer werden nicht selten gerade zur Schere, die das heilige Band zerschneidet. Wie oft würden Pfarrer und Lehrer ein Herz und eine Seele sein, wenn der Ortsschulinspektor und der Küster nicht störend dazwischen träten!"

„Die Erziehungsaufgabe der Schule, das ist das heilige Band! Der Lehrer in seiner kirchlichen Gesinnung und Haltung und seine Schularbeit im Geiste der Kirche, das ist das Mittel zur Festigung dieses Bandes, nicht die Erfüllung der niederen Küsterpflichten. Es ist nicht wohlgethan, das Küsteramt, das jeder ohne berufliche Vorbereitung versehen kann, mit einem Heiligenschein zu umgeben, wie dies das jüngst in Umlauf gesetzte Buch von dem Pfarrer Dr. . . . . thut. Es ist nicht recht, die Küsterpflichten den Lehrerpflichten voranzustellen, den Lehrer im Küsterkleide besonders geehrt zu wähnen, ihn aus der Schule zu holen, damit er als Küster diene, den Mißmut über den Küster in die Beurteilung des Lehrers und seiner Arbeit zu tragen! Die Obliegenheiten des Küsteramts müssen als Pflicht pünktlich und ordentlich gethan werden, wohl! aber ich stelle sie hinter die Lehrerpflichten und weise sie ohne Umstände hinaus, wenn sie mir die Schule stören wollen."

Ich schloß meinen Vortrag mit einer Zusammenstellung dessen, was von Lehrern und Geistlichen oft versäumt und gefehlt werde, um die wahre Union zwischen Kirche und Schule

zu fördern, und mahnte schließlich zu treuester Pflichterfüllung auf beiden Seiten.

Das beifällige Kopfnicken beim ersten Teile des Vortrags hatte längst aufgehört. Immer ernster waren die Gesichter, immer starrer die Blicke geworden, und mancher Kopf hatte energisch geschüttelt, als ich die Ortsschulaufsicht etwas unfreundlich gestreift, das Küsteramt herabgesetzt und die Geistlichen an allerlei Pflichten gemahnt hatte.

Es war mir wieder begegnet, was meist mein Schicksal war. Wider Willen und Natur wurde ich mutig, wenn sich's um meine Überzeugungen handelte. So hatte ich Dinge gesagt, die weder ganz zu meiner Stellung, noch zu meinem Alter, noch in diese kühle Halle mit ihrer würdigen Versammlung, noch in die Regulativzeit paßten.

Eine lange, bange Stille folgte, und mir schlug das Herz wie David, da er den Zipfel von Sauls Rock geschnitten. Endlich brach der Superintendent das Schweigen: „Sie sehen mich erstaunt, ja sprachlos! Was haben diese Angriffe zu bedeuten? Was für einen bösen Feuerbrand haben Sie in unsere Mitte geworfen! Ich hatte mich dessen nicht von Ihnen versehen!"

Und nun ging es ohne Ordnung von allen Seiten über mich her. Eine Verteidigung war unmöglich. Der allgemeine Sturmangriff warf mich nieder, und ich mußte schließlich schier selbst daran glauben, daß ich ein Übelthäter sei und die allgemeine Verurteilung verdient habe. Allerdings sprachen nur Geistliche, während die Lehrer sich schweigend verhielten.

Da erhob sich aus den Reihen der Lehrer eine mächtige Gestalt mit breiter Brust und breitem Rücken, rötlichem Haar und klugen, sarkastischen Augen und sprach langsam im tiefen, wohlklingenden Baß: „Meine Herren! Ich kann den jungen Kollegen nicht schelten. Er hat gethan, was er konnte und was er nach seinem Thema thun mußte. Sollen alte Wunden geheilt werden, so muß man zuvor die Sonde hineinführen,

wenn es auch schmerzt. Er hat die positive Seite seiner Aufgabe ins rechte Licht zu stellen gesucht, indem er die negative zeigte. Die positiven Pflichten hat er hell sich abheben lassen auf dem dunkeln Grunde unserer Versäumungen. Er hat uns allen ins Gewissen geredet und sich dabei selbst nicht geschont. Freilich hört das Alter nicht gern Moralpredigten von der Jugend, der Vorgesetzte von dem Untergebenen, aber für die Wahrheit müssen wir stets dankbar sein, komme sie, woher sie wolle, denn nur die Wahrheit kann uns frei machen. Oder wollen Sie behaupten, daß der junge Kollege nicht die Wahrheit gesagt hat? Jeder schlage ehrlich an seine Brust! Kommen die Herren Geistlichen zusammen, so haben sie viel zu sagen und zu klagen über die Unbotmäßigkeit und die Versäumnisse der Lehrer, besonders der Küster. Kommen die Lehrer zusammen, so haben sie viel zu sagen und zu klagen über allerlei Mißgriffe und ungebührliche Zumutungen des Pfarrers. Das ist doch eine Thatsache. Aber das ist kein gesunder Zustand! Was so im Winkel geredet wird, warum soll es hier nicht laut in unserer Mitte ausgesprochen werden? Können wir Wahrheiten, wenn sie bitter sind, nicht mehr vertragen? Ich denke doch! Wir sind ja hier zusammengekommen, um uns Beichte zu hören und um die Mittel und Wege zu allerlei Besserung zu beraten. Was nicht laut gesagt werden darf, das sollte auch nicht heimlich geredet werden, denn es ist gegen die Liebe! Wenn der Kollege auch die klugen Regeln vergessen hat, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist, und daß man streitige Grenzgebiete nur mit verbundenen Augen passieren soll, so wollen Sie zu seiner Entschuldigung gelten lassen, daß sein Geist einen feurigen Schwung, seine Rede kühne Farben, sein Herz aufrichtige Liebe zur Wahrheit hat, daß er noch jung, erst 7 Monate Küster und mit unserer Weise nicht vertraut ist. Seine Frische, sein Wahrheitsmut, seine Begeisterung für den Aufbau des Reiches Gottes haben mir so wohlgefallen,

daß ich auch einen unzeitigen Vorstoß, dies Vorrecht der Jugend, ihm gern zugute halten würde. An Bedächtigkeit haben wir hier keinen Mangel; etwas Feuer und Sturm ist nicht unerwünscht. Gefahr wird es uns in keinem Falle bringen."

In tiefer Stille hatten alle meinem wackern Verteidiger zugehört. Obgleich er der Führer der bescheidenen Opposition war, so respektierten ihn doch alle. Ja, sein Sarkasmus und sein treues Gedächtnis, das manchen oft sehr ungelegen an Vergessenes erinnerte — unter dem ungesprochenen Motto: „Aus deinen Worten richte ich dich, du Schalk!" — machten ihn gefürchtet. Ich blickte den Mann dankbar an und schloß ihn von Stund an in mein Herz.

Als ich nach der Konferenz mich einsam und verstimmt in eine Laube geflüchtet hatte, da wandelte er mit seinem langsamen und sichern Schritte daher, reichte mir die Hand und sagte: „Von heute ab nennen wir uns du! Wer unter der Fahne marschiert, auf der geschrieben steht: „Lehrerehre! Wahret sie!" der ist mein Bundesgenosse und Freund!" Unsere Freundschaft war geschlossen und hat gehalten bis auf den heutigen Tag.

Verstohlen schlich hierauf ein vertrocknetes Männlein mit verräuchertem Gesicht zu mir, sah sich ängstlich um, ob niemand zuhöre, und sagte: „Sie haben ganz recht, lieber Kollege. Aber es frommt nicht, alles zu sagen, was wahr ist und was man denkt. Sie lernen auch noch schweigen und tragen!"

Der gute Superintendent nahm mich nochmals vor dem Volk besonders und machte mir die liebevollsten Vorwürfe über meine unzeitigen Darlegungen. „Wir hofften an Ihnen eine Stütze zu bekommen, da wir von Ihrer Gesinnung, Haltung, Arbeit und Befähigung nur Gutes gehört hatten, und nun fangen Sie gleich mit Angriffen auf ein kirchliches Amt und mit allerlei Verbesserungsvorschlägen an! Wir

leben hier in Frieden; warum ihn stören? Warum Unzufriedenheit erregen über das, was Gott geordnet und was sich durch Jahrhunderte bewährt hat?"

Ich beteuerte dem lieben Manne, daß ich keine Feindseligkeit gegen Kirche und Geistlichkeit kenne, im Gegenteil von aufrichtiger Liebe zur Kirche beseelt und mit manchem trefflichen Geistlichen durch innige Freundschaft verbunden sei; das Schulamt stelle ich aber so hoch, daß ich es durch keine Nebenämter, dies Unglück der Lehrer und der Schule, verdunkeln lassen möge; nicht brechen und stören wolle ich den Frieden zwischen Geistlichen und Lehrern, sondern den Scheinfrieden in einen wahren Frieden verwandeln helfen."

„Das wollen Sie wohl! ja, ja, ich glaube Ihnen!" sagte er, „aber durch Ihre Mittel werden Sie das Gegenteil von dem erreichen, was Sie wollen. Es giebt kein größeres Unglück als die Unzufriedenheit und kein größeres Vergehen als die Erregung der Unzufriedenheit. Dadurch werden noch alle unsere kirchlichen, politischen und sozialen Zustände zusammenbrechen. Sie wollen an dieser Maulwurfsarbeit doch nicht helfen?"

Wir schieden mit einem Händedruck, ohne uns überzeugt zu haben. Aber bis zu seinem Tode hat mir der schlichte, wohlmeinende Mann eine väterliche Freundschaft bewahrt. Nicht ohne tiefe Rührung kann ich das von seiner Hand geschriebene Zeugnis lesen, das er mir bei meiner Meldung zur Rektorenprüfung ausstellte. Da hatte das Herz mit geschrieben.

Im Vorübergehen fragte mich ein Pfarrer, der als Mann der Feder und des Wortes einen Namen hatte: „Wie alt sind Sie?" — „Ich stehe im 27. Jahre!" — „So? Ich hätte Sie für jünger gehalten!" — „Warum?" — „Sie schreiben einen jüngern Stil!" — „Wollen Sie mir diese Jugendlichkeit nicht näher erklären?" — „Warum nicht, wenn Sie es hören wollen! Also: Ihre Gedanken stehen viel zu dick und wuchern viel zu üppig. Ihre Bilder schießen

wild und bunt auf, verwirren, verdunkeln und verschlingen sich gegenseittg. So schrieb ich etwa als 18jähriger Gymnasiast!"

„Ja, was ist da zu machen?" fragte ich kleinlaut. Er antwortete: „1) Seien Sie sparsam in der Auswahl der Gedanken und ordnen Sie dieselben logisch zu einer einfachen, undurchbrechbaren Kette. Ja nicht dick auf einander schichten wie Garben auf dem Erntewagen! 2) Für eine Vorstellung nur einen Ausdruck, nicht ein halb Dutzend schöner Redeblumen. Sie müssen das Ausjäten lernen! 3) Halten Sie ein Bild fest, führen Sie es folgerichtig durch, und wehren Sie alle andern ab, die sich heran drängen, als Schatten dazwischen schwanken und die Klarheit verdunkeln!"

„Nichts für ungut!" sagte er kurz und mit rauher Stimme, aber mit einem warmen Händedrucke. „Sie haben uns heute tüchtig die Leviten gelesen; hoffentlich werden Sie selbst auch etwas vertragen können!"

Ich dankte dem wackern Manne herzlich. „Victory is in truth!" Ja, Sieg und Fortschritt ist allein in der Wahrheit! Freilich muß auch die Wahrheit in anständigen Kleidern einhergehen, wenn sie gefallen und wirken soll. Wenn die Leidenschaft sie verkündigt, dann verletzt sie; wenn Ruhe und Güte sie predigen, dann bessert sie.

Nach der Konferenz wurde noch gegessen, getrunken, geplaudert, gekegelt, ja, von einzelnen sogar im stillen, dumpfen Hinterstüblein Erholung am Kartentisch gesucht. Mir aber lag ein Stein auf dem Herzen und ließ mich nicht froh aufatmen. Gegen Abend wanderten wir heimwärts, ich ziemlich flügellahm, mein trefflicher Pfarrer verstimmt. Meine Auffassung des Küsteramtes hatte ihn erschreckt, diese und jene Bemerkung über das Verhältnis von Pfarrer und Lehrer verletzt. Wenn ich dabei auch nicht an ihn gedacht hatte, denn er war ein peinlich gewissenhafter Geistlicher und Schulinspektor, so lag doch der Verdacht für andere zu nahe.

Wie sieht doch so ein Wort vor dem Lautsprechen und nach dem Lautsprechen so ganz anders aus! Mir war alles so klar, wahr und gemäßigt erschienen, und nun nannte man's scharf, absichtlich und übertrieben! Sollte nicht doch das Gold des Schweigens besser als das Silber des Redens sein?

31. Was ich auf der ersten Lehrerversammlung fand und nicht fand.

Im Laufe des Sommers drang das Gerücht zu mir, daß eine thüringische Lehrerversammlung gegen den Herbst hin in der Geburtsstadt meiner Frau im schönen Werrathale tagen würde. So nah! So billig! So verlockend!

Die allgemeine Deutsche Lehrerversammlung durfte nicht besucht werden, und großes Verlangen zeigte sich auch nicht danach. Im ganzen Inspektionsbezirke wurden nicht drei Schulzeitungen gehalten. Ich selbst war auf der neuen Stelle noch nicht wieder dazu gekommen, meine Lehrerzeitung neu zu bestellen. Es lebte sich so friedlich hin ohne die lästigen Mahner und Unruhestifter! Wozu fremde Gedanken herbeirufen, die Geld kosteten, innerlich aufregten und nicht selten Ungelegenheiten bereiteten? Ruhe ist die erste Bürgerpflicht und Schweigen die beste Politik! Wer friedlich seinen Kohl baut, andere still gewähren läßt und unruhige Gedanken von der Schwelle weist, der wird in Ehre und Ruhe des Lebens Bahn wallen — auch als Schulmeister!

Dieser praktischen Weisheit zum Trotz wurde ich mit meinem neuen Freunde Hesse, dem Ritter, auf dessen starke Schultern ich mich nach jener Konferenz lehnte, einig, zum erstenmal eine Lehrerversammlung, und zwar eine „ausländische", zu besuchen.

Wenn auch die Schulzeitungen mich noch nicht verdorben hatten, so hatte mir doch ein gewisser Goethe allerlei Schrullen in den Kopf gesetzt, z. B.: „Ein edler Mensch kann einem

engen Kreise nicht seine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf ihn wirken"; oder: „Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen, denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehrt jedem, was er sei" zc.

Unser Entschluß stand also fest, aber wir hielten ihn geheim. Der Besuch von Lehrerversammlungen wurde von den Schulvorgesetzten ungern gesehen. Man fürchtete die Einschleppung verwaschener religiöser und fortschrittlicher pädagogischer Ideen. Zu solchem Paschertum sollen ja die Lehrer große Neigung haben. Die thüringischen Nachbarstaaten standen in dem Rufe, eine Hegestätte dieser verbotenen Waren zu sein.

Der Reisetag kam heran und das schönste Wetter mit ihm. Früh langte Freund Hesse an und fand mich marschbereit.

„Brav, brav!" sagte er. „Immer auf dem Posten! Immer zum Ausfall bereit!"

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Vornehmen und die Pflicht der Geringen!" erwiderte ich. „Ohne Pünktlichkeit und feste Ordnung möchte ich nicht leben! Lieber will ich etwas falsch machen und dann mühsam verbessern, als es versäumen und verträumen!"

„Sieh, sieh! ein zweiter Goethe!" lächelte Hesse spöttisch. „Der wollte auch lieber eine Unsittlichkeit als eine Unordnung verzeihen."

„Da gehe ich noch über Goethe hinaus!" war meine Antwort. „Ich halte Unpünktlichkeit und Liederlichkeit selbst für unsittlich und verzeihe also weder das eine noch das andere!"

„Ein strenger Mann!" lächelte Hesse. „Doch nun von hinnen!"

Dem lieben Weibe, das ihr halbjähriges Büblein säugte, wurde herzlich Valet gesazt und dann frohgemut in den schönen Wald hineingestochen, der sich stundenweit zwischen

K. und dem Werrathale hinzieht. Es begegneten uns Feld- und Waldarbeiter, die uns öfters von der Seite ansahen.

„Die halten uns für besonders glückliche Leute und des Herrgotts Müßiggänger!" bemerkte ich.

„Der Mensch siehet, was vor Augen ist —!" erwiderte Hesse. „Jeder kennt und würdigt nur das Seine ganz und mißt nun mit seinem Maßstabe das fremde Geschick, das er nur äußerlich kennt. Da kann einem Holzhacker der Schulmeister noch beneidenswert erscheinen, weil seine Art schwerer als der Stock ist. Alle Berufsklassen sündigen hier, indem sie sich allein für belastet, die andern aber für bevorzugt halten. Im allgemeinen sind alle Lasten gleich, sie sehen nur verschieden aus."

Wir wanderten still und glücklich weiter durch den herrlichen Wald, der noch seine volle Sommerfrische bewahrt hatte. Einmal über das andere dehnte und reckte ich mich. „Wie herrlich ist diese Luft! wie herrlich das Gefühl der Freiheit auf ein paar Tage! Wie herrlich die Hoffnung auf etwas Neues!" rief ich aus.

„Meinst Du?" sagte der Freund sarkastisch. „Man behauptet doch, daß sich die Kuh an der vollen Krippe ihres Stalles am wohlsten befindet!"

„So?" erwiderte ich. „Hast Du noch nicht gesehen, wie sie wild und täppisch umherspringt und mißtönige Jubelbrülle ausstößt, wenn sie mal losgebunden wird? Und sind wir denn Kühe? und haben wir volle Krippen?"

„So! hm!" machte mein Freund. „So muß wohl jeder mal losgebunden werden! Aber dann das Anbinden?" und weiter stapfte er.

Tief im Wald öffnete sich eine Lichtung und ließ grün und schön umrahmt ein Forsthaus sehen.

„Wie schön wohnt der Förster in Freiheit und Waldfrieden, und ist doch ein unglücklicher Mensch!" bemerkte ich im Vorbeigehen.

„Wie so?“ fragte mein Gefährte.

„Das Haus steht meist leer. Den Förster findet man gewöhnlich im Wirtshause hinter dem Schoppen oder im fröhlichen Gekose mit des Wirts Enkelin!“ war meine Antwort.

„Losgebunden und angebunden!“ lächelte Hesse. „Du siehst, jeder sucht den Rasen, wo sich für seinen Schnabel Weide findet!“

„Und wo er unglücklich wird! Und andern Ärgernis giebt!“ fiel ich ein. „Wer sich nicht zu zähmen weiß, dem zerrinnt Leben und Wirken. Und andere reißt er in seine verderblichen Kreise!“

„Der Mann muß also einen Vormund haben!“ sagte Hesse ernst. „Hat er einen Orts-Inspektor?“

Ich lachte: „Nein, aber nötig hat er einen! Wer nicht reif zur Freiheit ist, den muß strenge Aufsicht, ja Zwang auf den Pflichtweg führen.“

„So sind wir Schulmeister auch noch nicht reif zur Freiheit!“ sagte Hesse stehen bleibend, „denn jeder braucht einen Orts-Schulaufseher!“

„Haben sie schon den Beweis führen können, ob sie reif oder unreif zur Freiheit sind?“ rief ich aus.

„Der Versuch könnte gefährlich werden!“ antwortete Hesse. „Doch wie steht's in den Filialdörfern, wo kein naher Inspektor wohnt? Sind da die Lehrer gewissenloser, die Schulen schlechter? — Ja wohl, ja wohl! Du Unglücklicher bist der beste Beweis! Bist Du nicht wegen Deiner verwahrlosten Schule und wegen Deines unsittlichen Wandels nach K. versetzt worden? — Du bist geschlagen! Und nun weiter!“

Wir kamen auf der Höhe des Bergzuges an. Ein steinerner Tisch, den steinerne Bänke umgaben, lud zur Ruhe ein. Herrlich hob sich der Schleier von dem Hinterlande. Die Wartburg bei Eisenach glänzte herüber. Die Werra zog ihre funkelnden Schleifen um die Berge und durch die Wiesen. Die weiten Wälder flossen wie ein Laubmeer von den Berg-

hängen. Dörfer und Weiler lugten überall aus dem Grün. Berghaupt schob sich hinter Berghaupt bis tief ins Hessenland hinein.

„Welches Bild!" rief ich aus. „Das bezahlt allein die Reise!"

Mein Wandergenosse nickte und ließ seine Augen langsam und bedächtig umherwandern. „Schön genug ist das Haus!" sagte er endlich; „aber es scheint nicht viel drin zu sein. Die Berge sehen poetisch, aber unfruchtbar, die Häuser sauber, aber ärmlich, die Wälder malerisch, aber sehr adelig aus. Ich fürchte, die armen Leute haben nur als Holzhauer oder Holzdiebe etwas drin zu suchen!"

„Getroffen!" sagte ich. „Aber das Volk ist froh, gastlich und glücklich bei aller Arbeit und Entbehrung. Wie protzig, zugeknöpft und selbstsüchtig erscheinen dagegen unsere fetten Bauern!"

„Das ist Boden- und Volksart!" meinte Hesse. „Der Besitz macht immer zurückhaltend. Der Besitzlose hat nichts zu verbergen, also giebt er sich offener; er lebt aus der Hand in den Mund, also braucht er nicht zu sparen; nur der Augenblick, nur die Gegenwart hat Wert für ihn."

„So hätten wir ja auch hier den Ausgleich!" setzte ich hinzu. „Dem einen Teile giebt's Gott in die Kasten und Beutel, dem andern ins Gemüt!"

„Ja, warum nicht? Weg hat er allerwegen!" sagte mein Freund und schritt langsam fürbaß.

Bergauf, bergab ging der Weg weiter. Gute Gespräche und schöne Aussichten ließen uns nicht ermüden. Nach etwa 4 Stunden langten wir an Ort und Stelle an. Herrlich von Bergen umrahmt liegt die Stadt im Werrathale. Ein altes Schloß erhebt sich hoch über die Häuser. Überall grüßten Kränze, Fahnen, Inschriften und freundliche Gesichter die Gäste. Ein reges Leben flutete durch die sonst stillen Straßen.

Wir kehrten bei einem reichen Vetter ein, dessen Frau in

ihrer herzlichen Weise mir von allen Verwandten meines Weibes am besten gefallen hatte. Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei der Freude und — Verlegenheit aus. „Vetter, Vetter!“ rief sie, „das Haus ist voll, und nun kommt der liebste Gast! Was soll ich da anfangen?“

„Zwei bescheidene Leute finden in einem so großen Hause immer noch einen Winkel!“ sagte mein Freund, den ich vorgestellt hatte; „denn mich müssen Sie wohl oder übel auch mit nehmen! Wir sind wie Mann und Weib untrennbar. Wenn das Kämmerchen oder die Ofenbank, wohin Sie uns stecken werden, auch etwas düster ist, so vergißt man das über so freundliche, liebe Augen!“

„Ach, gehen Sie!“ sagte die Cousine verschämt. „Nein, nein, so eine Verlegenheit! Ich kann so liebe Gäste doch nicht in eine Bodenkammer stecken?“

„Warum denn nicht?“ sagten wir beide.

„Nein, nein!“ wehrte sie ab. „Da müßte ich mich ewig schämen! Aber die fremden Herren kann ich doch auch nicht aus den guten Zimmern weisen! — Ja, machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber ich muß Sie in einem kleinen Zimmer nach dem Hofe zu einquartieren! Nein, nein, wie unrecht das ist, daß Sie sich nicht angemeldet haben!“ Darüber kam die gute Frau nicht hinweg.

Wir aber zogen fröhlich in das Hinterstüblein, das uns gar wohl gefiel, sintemal wir's nur schlafend bewohnten.

Während mein Freund das Pflaster und die Festgäste besichtigte, besuchte ich die Verwandten meiner Frau. Es waren meist reiche Leute, die mich nicht unfreundlich, aber auch ohne wohlthuende Herzlichkeit aufnahmen. Wer nur den Besitz als Maßstab hat, der braucht einem Schulmeister gegenüber nicht allzuviel Höflichkeit und Herzlichkeit auszugeben.

Der eine Vetter aber gefiel mir wohl, wenngleich er nichts weniger als höflich war. Kurz angebunden fragte er mich: „Wie teuer haben Sie dem Schwarzkopp (dem ehe-

maligen Vormund meiner Frau) die Fichten auf dem Galgenberge verkauft?"

„Welche Fichten?" fragte ich.

„Nun, auf dem Grundstück Ihrer Frau zwischen mir und Seidel!"

„Ich weiß weder von dem Grundstück, noch von den Fichten etwas!"

„Nicht? Der Halunke! So pocht er auf Ihre Unkenntnis und bestiehlt Sie wohl gar!" rief der Vetter. „Er hat die Fichten schlagen lassen und sie für 50 Thlr. verkauft. Rücken Sie ihm ins Haus und fordern Sie Ihr Geld! Weigert er sich zu zahlen, so drohen Sie ihm mit Klage. Dann wird er schon andere Saiten aufziehen! Das böse Gewissen giebt leicht Fersengeld."

Die Botschaft hörte ich gern. Den gewissenhaften Vormund, von dem mir schon allerlei zugeflüstert war, besuchte ich und wurde sehr höflich aufgenommen. Die Erkundigungen nach meiner Frau wollten gar kein Ende nehmen. Ich schnitt sie aber kurz mit den Worten ab: „Ich wollte mich bei dieser Gelegenheit mal nach den Fichten auf dem Galgenberge erkundigen."

Das traf den Mann. Der Mund blieb ihm offen stehn, aber die Augen stöberten in allen Winkeln umher.

„Die Fichten, sagen Sie?" — fing er endlich an. „Ja so, da haben Sie recht! Ich habe Ihnen das Geld noch nicht geschickt! Es ist noch nicht alles zusammen; aber 40 Thaler können Sie mitnehmen, den Rest schicke ich Ihnen mit der Abrechnung."

Ich vergaß die zweifelhafte Ehrlichkeit über den glücklichen Fund und redete freundlich mit dem Vetter, der sonst die Miene eines ehrlichen Mannes trug. Um den übeln Eindruck des heimlichen Fichtenverkaufs zu verwischen, teilte er mir folgendes mit: „Ich verwalte für Ihren Schwager in Amerika ein Kapital, das mit den Zinsen auf 1800 Thaler angewachsen

ist. Seit 12 Jahren hat er nichts von sich sehen und hören lassen; sicher ist er tot. Nun denke ich, Ihnen und Ihren beiden Schwägern das Geld zu übergeben; Sie sind ja doch die Erben!"

Auch das klang nicht bitter und half die Lehrerversammlung freundlich einläuten. Ich möchte jedem, der zu einer Lehrerversammlung reist, ein solches Fichtenwäldchen und die Aussicht auf eine Erbschaft gönnen! Niemand wird sich wundern, daß sich jene erste Versammlung besonders fest und freundlich in meiner Erinnerung angehakt hat.

Doch nun forderte das Herz sein Recht. Ich mußte alle die Orte sehen und grüßen, welche durch die Erinnerungen meiner Frau geweiht waren. Da lag das Haus meiner verstorbenen Schwiegereltern, eine stattliche Apotheke. Hinter jenen Fenstern träumte mein Lieb ihre Kinderträume. Da sprudelte der Brunnen sein gutes Wasser und rauschte sein ewiges Lied. Das ist der weite Marktplatz, auf dem sie sich fröhlich umhertummelte. Dort ging sie in die Schule beim alten Kirchner Krauter, „der lieber eine Metze Flöhe als solche Bande mutwilliger Mädchen hüten und bei jedem Schelmstreich den Mädchen einen Mühlstein an den Hals hängen und sie in die Werra versenken wollte, wo sie am tiefsten wäre."

Da ist der Weinberg, in dem sie fröhlich umhersprang und sogar in den Schulzwischenstunden ein paar Hände voll Trauben holte. Hier stehe ich an den eingesunkenen Grabhügeln ihrer Eltern. Da flutet die Werra, in der ihre Brüder badeten, fischten und krebsten. Dort ist der steile Waldstieg, von dem die Schlitten so herrlich hinabschießen und wo einmal der ihres Bruders einem Frachtwagen zwischen den Rädern durchsauste. Hier steht neben der schönen steinernen Brücke mit ihren Nischen und Bänken die Liboriuskirche, wohin sie früh so gern in die Erntebetstunden ging.

Dort erhebt sich der Schloßberg mit einem großartigen

Blick über das ganze Thal und seine Bergränder. Welch unvergleichliches Bild bei Überschwemmungen des Flusses! Thalauf liegt die Saline; dort kletterte das wilde Mädchen gleich einem Eichhörnchen auf den Gradierwerken umher; dorte setzte sie sich auf die inneren Speichen des großen Rades und ließ sich von Buben drehen und schwenken, indem sie auf den Sprossen des schwingenden Rades auf und abstieg. War mir's doch, als ob eigene Erinnerungen lebendig würden. Und es waren doch nur Erzählungen meiner Frau! Aber ist nicht das Weib wir selbst? Wo zwei Wesen in einander münden, da laufen auch die Bäche der Erinnerung zusammen und werden nur von einem Interesse beherrscht.

Abends besuchte ich die Vorversammlung. Es ging dabei zu, wie es heute noch zu gehen pflegt, vielleicht noch etwas gemütlicher und ordnungsloser. Es wurde viel gesprochen und wenig gehört, viel vorgeschlagen, aber wenig gutgeheißen, viel getrunken und dazwischen auch gegessen, vielerlei Bekanntschaft angeknüpft, aber nur selten eine festgehalten. Man spielte mit sich selber Fangball in der Menge, bis man einem in der Hand blieb. Ergötzlich und oft rührend waren Erkennungsscenen. Mit breitem Behagen wurden Erinnerungen aufgefrischt, Schwänke erzählt und Schulwitze zum besten gegeben.

Mein Freund hatte bereits seinen Platz in der Gesellschaft erobert. Eine gute Schar umringte den respektabeln Preußen und hörte ihm aufmerksam zu. Er wußte aber auch fesselnd zu erzählen, Blitz und Witz rechtzeitig hinein zu säen und das Interesse immer in Spannung zu erhalten.

Mich zogen zunächst die Verhandlungen an, darum bohrte ich mich durch den Menschenwall bis in die Nähe des Vorstandstisches. Die Herren an demselben behandelten ihre Aufgaben mit Ernst und Würde. Die nächsten Kreise der Zuhörer verfolgten aufmerksam die Reden, die weiteren

immer achtloser, bis endlich ein wallender Kometenschweif Unaufmerksamer die äußerste Grenzlinie bildete.

Viele wollen ja bei solchen freien Zusammenkünften nur einen Schluck Freiheit und gutes Bier trinken, einige Bekannte treffen und sich ergötzen. „Wozu lange und langweilige Reden anhören, die man gedruckt rascher und besser liest?“ meint man und vergißt, daß man Amt und Stand ehrt, wenn man sich an gemeinsamen Aufgaben beteiligt, daß man sich erzieht, wenn man sich zur Aufmerksamkeit zwingt, daß man sich zur Arbeit rüstet, wenn man sich innerlich zusammennimmt, daß man keinen Anspruch auf Bildungsgewinn hat, wenn man nur im Vorbeistreifen etwas Schaum ableckt, daß man sich seiner Anteilnahme an Berufsversammlungen nicht zu rühmen braucht, wenn man bei denselben nur gegessen, getrunken, getanzt und „ge-ulkt“ hat.

Neu und ergötzlich war mir das gemütliche Gesamtbild im Saale und den anstoßenden Zimmern. Durch die Thüren flutet's herein und hinaus. Alle Tische sitzen voll, und auf einen Platz wird Jagd gemacht. Da sitzen etliche hinter ihren Gläsern und sehen nicht viel mehr von der Welt. Da ißt einer mit Eifer, hält aber ab und zu im Kauen ein, hebt den Kopf und sucht einen verlorenen Schall einer Rede zu haschen. Hier lacht's und johlt's, dort streitet's und neckt's, da kreist ernste Rede.

Dort bewirtet ein redlicher Bürgersmann seine Gäste und nötigt sie zum Trinken. Je mehr sie trinken, desto größer die Ehre für ihn! Nein, nein, glaube es nicht! So denkt er heute im Halbrausch. Bist du fort, dann rechnet er mit doppelter Kreide nach, was du trankst und er bezahlte, und dein Ruhm wird nicht fein sein! Einer rühmte am Ende der Versammlung, er sei drei Tage nicht nüchtern geworden, um nur seinen Wirt nicht bitterböse zu machen. Weißt du nicht, was Hebel rät? Man solle sich in der Fremde nicht über etwas ertappen lassen, worüber man daheim erröten müsse!

Immer fröhlicher wurde die Stimmung, immer größer mancher Durst, immer dicker der Tabaksqualm, immer düsterer der Kerzenschimmer.

Ich hatte an einem Tische guter Gesellen fünf gefunden. Man kommt zusammen, um sich das Herz zu erleichtern, also thaten auch wir. Von allem redeten wir, was den Lehrer drückt, was seine Arbeit hemmt, was ihm fehlt, was ihm und der Schule helfen könnte. Schade, daß Schulinspektoren und Regierungen unsere Ratschläge nicht hören und zu Herzen nehmen konnten!

Endlich kamen wir auf ein neutrales Gebiet, den Volksdialekt; wie verschieden die Ausdrücke für dieselbe Sache und woher sie wohl gekommen, wie fein die Abtönung für die Aussprache und wie sie wohl entstanden seien. Jeder mußte dies und das in der Mundart seiner Heimat sagen, und interessante Beobachtnngen und Gedanken wurden daran geknüpft. Gleich den Rollkieseln im Bach, sind die Wörter im Volksmunde gedreht, geschliffen, gerundet und geformt worden.

Die Sitzung endete spät. Es folgte ihr aber früh weder ein leiblicher noch geistiger Katzenjammer, also mußte sie nicht übel gewesen sein.

Der nächste Tag brachte die Hauptversammlung, die in der geräumigen Stadtkirche abgehalten wurde. Der dicke und gemütliche Superintendent, einst Hausfreund meiner Schwiegereltern und Religionslehrer meiner Frau, beteiligte sich nebst andern Geistlichen daran. Herrliches Orgelspiel, schöner Gesang und eine würdige Ansprache des Präsidenten, eines wackern Lehrers aus der Residenz, leitete die Arbeit würdig ein und versetzte alle in die rechte Stimmung.

Es wurden zwei Vorträge vorgelesen, einer über die Emancipation der Schule von der Kirche, der andere über die musikalischen Pflichten des Lehrers. Beide waren lang, schwungvoll und phrasenreich, ohne recht auf dem

Boden der Wirklichkeit zu stehen und den Hörern bis ans Herz zu bringen. Den ersten las ein junger Lehrer, der kaum 2—3 Jahre im Amte sein konnte, den zweiten der Organist, dessen Spiel alle erfreut hatte.

Das heikle Thema über die Befreiung der Schule von der geistlichen Aufsicht wurde im allgemeinen ruhig und gemäßigt, aber nicht tief und allseitig erschöpfend behandelt. Die Debatte darüber wurde zwar von dem Vorsitzenden umsichtig und streng im äußern Ordnungsrahmen gehalten, aber sie ergab sachlich nur wenig. Es wurde diese und jene Flicke aufgesetzt und dann wieder abgerissen, dieser und jener Zipfel abgeschnitten und nicht selten wieder angenäht, aber in den Kern der Sache drang selten einer.

Der Vorsitzende gab manchen guten Fingerzeig, faßte auch das umhergestreute Stroh nicht ungeschickt in Bündel zusammen, aber auf der rechten Spur blieben die Redehelden selten. Und wer sprach denn? Meist dieselben maulfertigen Helden, die sich so gern an ihren eigenen Worten berauschen, ihre persönlichen Erlebnisse und Heldenthaten breit ausmalen und andere nicht zu Worte kommen lassen. Manchmal wurden unter der Hand von bescheidenen Leuten kurze Bemerkungen gemacht, die mehr Kern hatten als das seichte Gewäsch, das immer auf der Oberfläche dahin plätscherte.

Und nun vollends das endlose Hin- und Herzanken um des Kaisers Bart: „Der Herr Vorredner hat mich mißverstanden!" „Ich scheine nicht völlig verstanden worden zu sein!" „Ich muß darin einen unberechtigten Angriff auf meine Person sehen!" „Ich habe keine kränkende Absicht gehabt!" „Ich muß doch wieder darauf zurückkommen!" „Ich halte den Ausdruck nicht für zutreffend!" und was dergleichen anmutige Redewendungen mehr waren.

Wie oft hätte ich dem Vorsitzenden Alexanders Schwert reichen mögen, damit er das künstlich verwirrte Redeknäuel zerhaue und der rechthaberischen Haderei ein Ende mache!

Der Mangel an Selbstzucht thut mir weh, wo ich ihn finde Es kommt doch bei Konferenzen und Versammlungen nicht darauf an, daß jeder seinen Redebeutel bis auf's letzte Mehlstäubchen ausschüttelt, sondern daß den Zuhörern etwas Greifbares und Bleibendes geboten wird.

Zuletzt wurden Beschlüsse gefaßt, die der Ausdruck der Mehrheitsmeinung sein sollten. Ihre Zahl erschien mir zu groß, ihr Inhalt zu allgemein, ihre Fassung zu lehrmäßig.

Gefallen hatte mir in der Versammlung der würdige Vorsitzende, die äußere Ordnung, die gute Haltung der Lehrer und der Freimut im Meinungsaustausch, auch die unbefangene, sachliche Beteiligung der Geistlichen an den Verhandlungen.

Bedenkt man, daß jene Versammlung im Anfang der sechziger Jahre stattfand und daß zu allem in der Welt eine Lehr- oder Entwicklungszeit gehört, so konnte man mit ihrer Haltung und Arbeit wohl zufrieden sein.

Auf dem Heimwege beriet ich mit Freund Hesse „Verbesserungsvorschläge". Ich will sie den Lesern nicht vorenthalten, obgleich sie jetzt meist zu spät kommen.

1) Der Vorstand setzt mindestens ein Thema, das eine brennende Tagesfrage behandelt, selbständig fest und gewinnt dafür einen hervorragenden Redner, dessen Urteile gewichtig in die Wagschale fallen. — Die Lehrer müssen mit allem, was sie angeht, auch mit den großen Gesichtspunkten, vertraut gemacht werden. Haben sie auch nicht die Macht der Entscheidung, so haben sie doch das Interesse der Förderung. Die Arbeit im kleinen erhält erst ihre Bedeutung und Weihe im Lichte der großen Gesichtspunkte. Wer nur am Lenkseil der Erlasse läuft, ohne innerlich überzeugt zu sein, der wird nie ein guter Lehrer und Erzieher werden. „Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedenkt, was er vollbringt."

2) Die Vorträge sind frei zu halten und dürfen eine bestimmte Zeitdauer nicht überschreiten.

3) Sie gipfeln in Leitsätzen, die der Versammlung vorher bekannt zu geben sind.

3) Bei der Beratung ist jede Abschweifung abzuschneiden und jedem Redner nur eine bestimmte Zeitdauer einzuräumen.

5) Die Versammlung darf nicht ab- und zuschwärmen, nicht plaudern und lärmen, sondern muß durch Aufmerksamkeit dem Redner und sich selbst Achtung erweisen; unpassende Bemerkungen wie unzeitige Beifalls- und Tadelsausbrüche sind zu vermeiden.

6) Durch eine berufene Feder sind die Beschlüsse und ihre Begründung zusammenzustellen, durch die Tagespresse zu veröffentlichen und zur Kenntnis der Schulbehörden zu bringen. — Wenn auch vieles als schätzbares Material in den Aktenstaub oder in den Papierkorb wandert, so geht doch auch manches Korn auf. Vor allem wird auf diese Weise die öffentliche Meinung gebildet, geführt und berichtigt, das öffentliche Interesse genährt und erwärmt. Und in der öffentlichen Meinung wurzeln doch in der Regel auch die Überzeugungen und Maßnahmen der Leitenden!

7) Jedes ehrenhafte Glied einer Lehrerversammlung übe eine Art genossenschaftlicher Polizeiaufsicht über unsichere, sittlich unzuverlässige Burschen. Traurige Ausnahmen von letzterem Schlage giebt's ja im Lehrer- wie in jedem andern Stande, auf den Lehrer- wie auf allen andern Versammlungen. Sie gerade sind's, welche die allgemeine Sittenzensur der Lehrerschaft herabgedrückt haben, indem sie vergaßen, daß man überall ein Gewissen, eine persönliche und eine Standesehre zu wahren hat.

Das unvermeidliche Festessen verlief in ungetrübter Heiterkeit, wenn nicht manchen die vielen Trinksprüche störten. Man soll diese Art der elektrischen Entladung aber nicht hindern, weil sie beim Festmahl am unschädlichsten ist. Gegen Abend wurden noch Ausflüge in die schöne Umgebung gemacht. Es bildeten sich nette Gruppen, wie sie Herz und Gelegen-

heit zusammenführten. Ich fand manchen alten Freund aus meinem frühern Konferenzkreise und gewann auch manchen neuen. Die Herzen wurden warm und weit, alle guten Kräfte neu gestärkt.

Der nächste Morgen brachte noch einen heitern Zwischenfall. Die sechs Kollegen im Hause des Vetters waren gemütliche Leute, nach unsern Begriffen sogar manchmal übergemütlich. So setzte sich ein alter Herr zwanglos in Hemdsärmeln an den Kaffeetisch und ließ seine Witzchen und Scherzchen laufen, als ob er Erbsen säete. Wenn sie auch meist kaum belachenswert waren, so erheiterte doch der Alte durch seine Mienen und sein ganzes komisches Gehaben.

Plötzlich ging die Thür auf und ein feiner Herr mit geistvollem Gesichte trat ein. „Der Oberschulrat!" sagte man halblaut und erhob sich. Der Alte in Hemdsärmeln konnte nicht in die Höhe kommen und sagte nur mit kläglicher Stimme: „So geht's, wenn man seine Armstiefel verlegt hat!" Alles lachte und setzte sich wieder; nur wir zwei Preußen blieben stehen, denn noch hatte der General nicht kommandiert: „Rührt euch! Gewehr ab!"

Der Oberschulrat fragte dies und das, redete mit diesem und jenem, wurde von manchem ziemlich vertraut bedient und empfahl sich bald.

Mein Freund Hesse sagte hierauf zu den Kollegen: „Hört, Ihr Lieben! Gute, gemütliche Kerle seid Ihr, aber einen Kursus in der preußischen Strammität müßtet Ihr doch noch durchmachen!"

Man lachte, und die Sache war abgethan. Man sollte sie aber nicht so kurz abthun! Es kann nicht genug betont werden, daß die gute Lebensart, eine schöne und verbindliche Form des Verkehrs, ein rücksichtsvolles Zurückdrängen der eigenen Besonderheit im Hinblick auf andere zu den ersten Pflichten des Lehrers und Erziehers gehört. Sie ist ebenso gut unsere gesellschaftliche wie die Überwindung der Selbstsucht

unsere sittliche Aufgabe. Wer nie die gehörige Rücksicht auf andere — nicht allein auf Vorgesetzte — vergißt, der ehrt sich selbst mehr als den, dem er sie bewies. Vor allem nenne man Unhöflichkeit, Grobheit, tappiges Zufahren, taktloses Zudrängen und aufdringliche Schwatzsucht nicht Mannesmut und Offenherzigkeit. Auch der Mannesmut muß Lebensart haben und die Wahrheit ein anständiges Gewand tragen.

Die Lehrerversammlung schloß mit Konzert und Ball, woran sich die ganze „gebildete Bürgerschaft" beteiligte. Wir erließen uns die Teilnahme und wanderten am dritten Tage um viele reine und frohe Erinnerungen, um manchen guten Gedanken, um manche interessante Bekanntschaft und um viel frische Spannkraft reicher heimwärts. Ich trug außerdem mein Fichtenwäldchen in der Tasche und die Erbschaftshoffnung im Kopfe mit fort.

Verborgen und ungerügt blieb indessen unser Paschergang nicht. Auf der letzten Jahreskonferenz gab ein Pfarrer nach Zeitungsberichten ein Referat über die Lehrerversammlung und nahm sie ziemlich scharf mit. Er nannte sie liberal und unkirchlich und bewies bei der Gelegenheit auch, daß Liberalismus und kirchliche Frömmigkeit unvereinbare Gegensätze seien.

Mein Freund Hesse und ich erstatteten nun als Augen- und Ohrenzeugen getreuen Bericht über alles, was wir gesehen und gehört hatten, und stellten im ganzen der Versammlung ein gutes Zeugnis aus. Es half aber wenig, höchstens warf es einen Schatten auf unsere eigene Zensur. Was wir indessen für Geist, Herz und Beruf gewonnen hatten, das ließen wir uns von keinem Papierberichte hinweg disputieren. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."

32. Wie der Kindersegen wuchs und ein tiefer Schnitt das Herz traf.

War die Sonne in der Zeit irre geworden? Im Kalender stand erst der 8. Februar, aber sie schien so warm und hell wie im Mai. Das Gras stieß seine grünen Spießchen aus der schwarzen Erde empor; Veilchenknospen tauchten dazwischen als Lenzgrüße auf, und Bachstelzen kamen als Vorposten der Sängerheere, nickten auf dem Staket, liefen schwanzwippend zwischen den Beeten und wateten kecklich in dem Bächlein umher, das meinen Garten durchrieselte.

Draußen meldete sich der Frühling, aber im Herzen lachte schon der Sommer: In der Wiege neben dem Bett der Mutter lag ein neugeboren Kind, mein Sohn! Mein Sohn! Ein Erbe meines Namens und Strebens! Für die Zukunft eine Hoffnung und ein Ziel, für die Gegenwart eine neue Aufgabe! Mehr Freuden mag so ein liebliches Mägdlein bringen, aber mehr Hoffnungen heften sich an den Sohn.

Durch die verdunkelte Kammer trippelte glückselig unser Töchterlein, küßte die Hand der blassen Mutter und streichelte das runde, rote Gesicht des Brüderleins.

„Du böser Storch!“ drohte sie mit geballtem Fäustchen und ernstem Gesichte gegen das Fenster. „Erst bist du gut und bringst ein Brüderchen, und dann bist du böse und beißt Mama ins Bein. Komm nur wieder! Hier habe ich einen großen Stock! — Nichtwahr, Papa, Wehweh heilt bald wieder, aber das Brüderchen kriegt der Storch nicht wieder?“

„Nein, mein Töchting, den wollten wir schön jagen! Paß nur recht auf, tappe und schreie nicht!“

„Nein, nein!“ schüttelte sie. „Aber der kleine Junge ist so dumm und will nicht mit mir spielen, Papa! Guck, da hab’ ich ihm die Puppe hingelegt, aber er nimmt sie nicht!“

„Ja, er ist noch dumm und müde!“ tröstete ich. „Erst muß er ausschlafen und ein bißchen größer werden. Spiel nur derweil alleine!“

Das that sie denn auch, huschte still und schnell wie ein Vöglein durch Stube und Kammer und hatte dabei acht auf alles, was vorging.

Ich bestellte draußen im Garten einige Beete mit Frühgemüse, aber meine Gedanken drehten sich mehr um den Sohn als um den eingestreuten Samen. Was ich fühlte und dachte, war Lobgesang und Bitte. „Mein Gott, segne das Kind! Du hast es ins Leben gerufen, mache sein Leben lebenswert! Laß es fortsetzen, was ich anfange, besser machen, was ich verfehle, vollenden, was ich erstrebe! Gieb mir und meinem Weibe die Achtsamkeit, Kraft und Weisheit der rechten Liebe und lege deinen Segen auf unser Sorgen!“

Da öffnete sich die Hinterthür, die Hebamme trat mit besorgtem Gesicht heraus und winkte mir. „Erschrecken Sie nicht!“ begann sie mit gedämpfter Stimme. „Mit Ihrer Frau ist nicht alles, wie es sein sollte. Wir müssen den Doktor holen!“

Der Schreck! Ich trat behutsam in das verdunkelte Schlafgemach. Blaß und kraftlos lag mein liebes Weib da; kaum vermochte sie die Augenlider zu heben.

„Du lieber Mann!“ flüsterte sie. „Ein Söhnchen hast Du nun, mich aber wirst Du verlieren! Meine armen, armen Kinder, so früh schon Waisen!“

„Herze, rede nicht so!“ sagte ich erschüttert. „Schwäche ist ja bei einer Wöchnerin so natürlich. Hoffe nur und mache mir und Dir das Herz nicht schwer!“

Ein Eilbote holte aus der zwei Stunden entfernten Stadt einen Arzt. Bange Stunden verwachte ich am Lager der Kranken. Der kleine Bursch fing in seinem Bettchen an zu grunzen und begehrte zu trinken. Vergeblich suchten wir ihn zu stillen; so ein Kerli hat kein weiter Einsehen als seinen Magen. Sollte sein Geschrei die Kranke nicht auf-

regen, mußten wir ihn meiner Frau an die Brust legen. „Gieb ihn nur her!" hauchte sie. Und nun machte sich das Bürschlein unverzagt an das Trinkgeschäft, knurrte vor Behagen, wenn der weiße, süße Bach ordentlich rann, kreischte aber ärgerlich auf und stieß mit den Fäustchen, wenn es nur tröpfelte.

Endlich rollte ein Wagen heran, und erleichtert atmeten wir auf. Der Arzt trat ein, legte den Pelz ab und reichte mir die Hand. Ich kannte ihn noch nicht und hatte nur von meinen Freunden in N. viel Gutes über seinen Charakter und sein Geschick gehört. Dr. M. war eine kräftige, gedrungene Gestalt von Mittelgröße mit klugem Gesichte und durchdringenden Augen. Er trug eine Brille und blickte oft mit etwas geneigtem Kopfe wie von seitwärts oder unten auf. Seine Bewegungen waren ruhig und sicher, der Griff seiner Hand sanft und weich wie der Klang seiner Stimme. Der Mann und seine Weise flößten mir gleich Vertrauen ein. Was innerlich verwandt ist, erkennt, versteht und nähert sich rasch.

Auf seine Fragen gab die Hebamme Bescheid. Dann trat er zur Wöchnerin. Sie konnte kaum den Kopf drehen und die schweren Augenlider erheben. Mild und schonend, aber doch eingehend überzeugte sich der Arzt von dem Zustande der Kranken, und nicht gerade tröstlich sprach's aus seinem ernsten Gesichte. Er hatte einige Mittel mitgebracht und schärfte der Hebamme genau die Verhaltungsmaßregeln ein.

„Es muß sofort jemand mit mir in die Apotheke! Eine Stunde Zeitverlust könnte verhängnisvoll werden!" sagte er leise, aber bestimmt.

„Gewiß bin ich der eiligste Bote!" sagte ich. „Darf ich mitgehen? Die Angst und Unruhe könnte ich nicht besser auslaufen!"

Er sah mich aufmerksam an. „Warum nicht? Die Kranke wird schlafen — auch ohne Wächter. Die Hebamme bleibt da. So kommen Sie!" Wir fuhren in die Nacht hinein.

„Droht ernste Gefahr, Herr Doktor?“ fragte ich mit unterdrückter Angst. „Noch nicht!“ antwortete er bedächtig. „Die ungewöhnliche Erschöpfung ist eine Folge des starken Blutverlustes. Aber Ihre Frau erscheint gesund und von zäher Widerstandskraft. Wenn kein unvorhergesehener Zufall meine Berechnung stört, so wird sie's überstehen!“

„Wissen Sie auch, Herr Doktor, daß Sie mir eigentlich kein Fremder sind?“ begann ich nach einer Weile. Er sah mich fragend an.

„Frau Lehrer R. in N., meine verehrte Freundin, war immer Ihre Lobrednerin. Sie waren oft in unsern Gesprächen der dritte Mann!“

Er nickte und lächelte: „Da begreif' ich's! Das ist eine Frau, und das ist ein Lehrerhaus! Da bleibt man gern etwas länger, als das Amt befiehlt. Es thut dem Arzte gut, wenn er auf seinen Gängen mal etwas anderes als Kranke findet!“

„Ich denke mir Ihren Beruf recht schwer. Immer Bilder des Elends zu sehen, ewig Klagelieder in alter und neuer Melodie zu hören, trübt das nicht Leben und Wirken?“

„Nicht mehr, als in jedem anderen Berufe die Hemmnisse und Schwierigkeiten verstimmen! Jeder trägt seine Beinschellen und gewöhnt sich endlich dran. Liebt man seinen Beruf, so vergißt sich so etwas. Den Ausgleich bleibt die Natur nirgends schuldig!“

„Ich halte jeden Beruf für besonders schwer, der es wie die Medizin mit der Nachtseite der menschlichen Natur zu thun hat. Ist's nicht so?“

„Schwer sind die Pflichten, ja! aber nicht unerfreulich. Es ist die wichtige und beglückende Aufgabe der Wissenschaft, den Gesetzen der krankhaften Entwicklung nachzugehen, um die normalen zu finden, das Dunkel zu durchforschen, um Licht zu machen!“

„Aber wie oft finden Sie Verkennung statt Dank und werden für Mißerfolge verantwortlich gemacht, an denen

Sie unschuldig sind! Erst wird gewartet, bis der Tod dem Kranken auf der Zunge sitzt, und kann dann der Arzt nicht mehr helfen, wird ihm alle Schande nachgesagt! Kommen Sie darüber leicht hinaus?"

„Leicht nicht; aber das ist einmal Menschenlos! Wer gesteht gern eine Schuld ein? Wer freut sich nicht, wenn er einen Sündenbock gefunden hat? Wie wenige denken logisch und handeln konsequent! Der Angst und dem Schmerze soll man nichts übel nehmen!"

„Aber doch der Kälte, die mit Geld sich von der Pflicht der Dankbarkeit loszukaufen meint?" fiel ich ein.

„Auch nicht!" lächelte der Doktor still für sich hin. „Leistung gegen Leistung! Behandelt einer die Sache als Geschäft, so muß man schlechtweg auf seine Praxis eingehen!"

„Und Tag und Nacht, jahrein und jahraus keine Ruhe! Erträgt sich das leicht?"

Der Doktor schüttelte und seufzte. „Das ist mein schwerstes Berufsjoch. Ein vielbeschäftigter Arzt kann kein Gehege um sich ziehen wie Moses um den Sinai. Jeder drängt sich zu und stört. Und doch möchte zuweilen auch bei ihm die lichte Gotteskraft aus dunkeln Wolken in Gesetzen blitzen und in Thaten reden. Wie viel gärt und drängt in mir nach Gestaltung, aber mir fehlt Zeit und Sammlung!"

„Und wie oft pfuscht Ihnen die Homöopathie mit ihren Nichtsen und der Aberglaube mit seinem Unsinn in die Arbeit!" fuhr ich fort.

„Die Homöopathie schelten Sie nicht so schroff! Als Vorläuferin der Medizin und als Lückenbüßerin verachte ich sie nicht, besonders auf dem Dorfe. Sie schreibt eine vernünftige Diät vor und weckt die Achtsamkeit, und überall fängt die befreiende That mit der Achtsamkeit an!" —

„Und der Aberglaube und das damit verbundene Mißtrauen gegen die medizinische Wissenschaft?"

„Das ist so ein Krankheitssymptom, das der ganzen

Menschennatur anhaftet. Wie wenige sind frei von Aberglauben und Vorurteil! Vorurteil ist auch Aberglauben, denn es entbehrt wie der Aberglaube der vernünftigen, logischen Begründung. Aber als Erbstück der Vergangenheit und manchmal als Kunststück der Erziehung trägt's einer dem andern zu. Wie wenige sind ganz frei davon! Mein unvergleichlicher Lessing sagt ja wohl: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!" Die meisten Menschen tragen ihre Eierschale länger mit sich herum als unsere Küchlein. Sieht man Gebildete so stolz und selbstzufrieden in ihrem Panzer von Vorurteilen umhergehen, so verzeiht man dem schlichten Bauer gern seinen Aberglauben! Ja, fest und stark sind die Bollwerke des Herkommens, am festesten oft, wenn Irrtum der Baumeister war. Von der Schule hoffe ich da gute Kanonierdienste!"

„Von der Schule, wie sie jetzt ist?" sagte ich schmerzlich. „Da ist wenig zu hoffen! Nicht mit Kanonen, sondern mit Blasröhren schießt sie, und davon fallen bekanntlich keine Mauern um! Der heutigen Schule fehlt ja fast alles, was ihr Wirken durchgreifend machen könnte: a) Ordentliche Werkstätten: — wie viel klägliche Schulhäuser giebt es noch! b) zweckmäßiges Werkzeug: vergeblich sehen Sie sich nach guten Lehr- und Lernmitteln um! c) brauchbares Material: mit den Eltern teilen wir uns in die Kinder, und das Haus kreuzt unablässig die Arbeit der Schule! d) ein begrenzter Umfang des Arbeitsfeldes: — 120 Knaben soll ich unterrichten, und mancher Kollege hat die doppelte Zahl! e) die Arbeitszeit: — täglich 3—4 Stunden sind die Kinder der Ober- und 2 Stunden die Kinder der Unterklasse in der Schule! ein Vierteljahr sind Ferien und im 8. Schuljahr bricht plötzlich die Bildungsarbeit jäh ab, gerade wenn sich die ersten Fruchtansätze zeigen! f) die volle Kraft der Arbeiter: — denn die Lehrer gehen in allerhand fremden Jochen und sind oft alles andere mehr als Lehrer und Erzieher!

g) die Arbeitskunst: — denn die allgemeine wie die berufliche Ausbildung des Lehrers ist unzulänglich! h) der Arbeitslohn: — denn die meisten Lehrer nagen am Hungertuche! i) die Arbeitsführer: — denn nicht Fachmänner, sondern Geistliche tragen den Kommandostab in der Schule! k) die Bundesgenossen: — die Eltern sehen in der Schule häufig eine Last, die gebildeten Kreise in den Lehrern Aufdringlinge! Die Schule, wie ich sie in der Seele trage, würde eine wichtige Stimme in dem Kulturkonzert spielen. Die verkümmerte Zwerggestalt der heutigen Volksschule vermag kaum eine zweite Geige zu streichen."

„So kleinmütig sind Sie?" sagte der Doktor. „Es geht der Pädagogik wie der Medizin und jeder andern Wissenschaft. Was wir wissen und können, ist wenig gegen das, was wir nicht wissen und nicht können, und was zu thun vielleicht die Arbeit von Jahrhunderten erheischt. Aber je mehr die Zahl der Aufgaben und der Schwierigkeiten wächst, desto mehr gewinnt eine Wissenschaft an Bedeutung und an Leistungsfähigkeit. Weil die Pädagogik große Aufgaben hat und weil sie sich schon durch Berge von Schwierigkeiten gebrochen hat, darum glaube ich an ihre Zukunft. Die Zeit stellt keine großen Aufgaben, zeigt keine hohen Ziele und gebiert keine bedeutenden Gedanken, zu deren Lösung und Erfüllung sie nicht gleichzeitig die Kraft und die Mittel gäbe. Der Schule und ihren Lehrern gehört mein ganzes Interesse, denn ihr gehört die Zukunft; und für die Zukunft lebt und strebt jeder Mann der Gegenwart. Als Stadtverordneter, und wo ich sonst kann, suche ich darum die Sache der Schule und der Lehrer zu fördern. Aus wie viel Hemmschuhen und Gängelbändern hat sie sich schon befreit! Sie wird eins nach dem andern abwerfen, wenn ihre Zeit kommt. Nur Geduld! Zu allen geistigen Prozessen gehört Zeit. Die hat zwar der einzelne nicht, wohl aber die Menschheit! Kennen Sie nicht das Wort meines Lessing? „„Geh Deinen unmerklichen Schritt, ewige Vor-

sehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist! Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun! Und wie? Wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere, schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein einzelnes eben dahin liefert?'" — Die Schule ist ein solch kleines Rad, das immer munterer sich dreht und immer nachdrücklicher in das große Rad der Kultur eingreift."

„Haben Sie Dank für Ihr gutes Wort und Ihre Teilnahme!" rief ich. „Mit meiner schwachen Kraft will ich an dem kleinen Rade drehen, so gut ich's kann. Mein ist die Arbeit und der Augenblick, Gott gehört der Erfolg und die Ewigkeit. Wir sind alle sehr kleine, schwache Raddreher, aber wir stehen im Dienste einer hohen Idee. Wenn doch jeder auf seinem Platze das erkennen wollte, das würde ihn demütig und treu machen! In unsern verwickelten und tausendfach verflochtenen Zuständen darf man von keinem Faktor — im guten wie im bösen — zu viel erwarten. Ich werde nie die Bedeutung der Schule und den Wert ihrer Arbeit überschätzen, ich möchte sie aber auch nicht unterschätzt und verkannt und in ihrer Wirksamkeit gehemmt sehen." —

Der Wagen hielt vor dem Hause des Doktors. Ich mußte mit hinein und mit der Familie zu Abend essen. Inzwischen wurde ein Bote mit dem Rezept in die Apotheke geschickt, damit er die Medizin bereiten lasse.

Durch das Haus ging ein Hauch der Ordnung und des Behagens, so daß man sich rasch daheim fühlte. Die vier gegesunden, drallen, wohlgezogenen Jungen machten sich vertraulich mit mir zu schaffen, fragten dies und das und wollten etwas erzählt haben. Die Frau Doktor waltete wie ein

guter Geist in diesem schönen Hauswesen. Ihr lebhaftes, sprechendes Auge, ihre raschen und sicheren Bewegungen, ihre treffenden Urteile, die gute Zucht unter den Kindern, ihre Vertrautheit mit unseren Klassikern, die Freundlichkeit, mit der sie den jungen Dorfschulmeister behandelte, alles gewann ihr rasch mein Herz. Endlich kam der Bote mit der Medizin, und im Fluge ging's nun heimwärts. Das Gespräch mit dem Doktor und der Aufenthalt in seiner Familie hatten mich merkwürdig beruhigt. Mir war's, als müsse nun alles gut ausgehen. Und so geschah's auch. Die Mittel wirkten trefflich, und wunderbar rasch genas meine Frau. Das Tauffest des Knaben wurde zum doppelten Freudenfeste.

Seitdem war der Verkehr mit dem Dr. M. auf Freundeston gestimmt. Kam er ins Dorf, so ging er selten an der Schule vorüber. Manchmal begleitete ich ihn auf seinen Gängen, empfing allerlei Anregungen und ging stets geistig gehoben von ihm. Wie Blitze durch Wolken, so brach's zuweilen bei ihm durch, daß er eine tiefpoetische Natur war, der nur die Zeit zu künstlerischer Ausgestaltung seines Gedankenreichtums fehlte. Die Scherzgedichte, Rätsel und Wortspiele, die er handumkehr schuf, waren immer geistvoll und fesselnd. Einigemal gingen in Briefen kleine poetische Versuche zwischen uns hin und her. So erzählte ich einmal seinen Jungen in Hebelscher Manier „Was ihres Vaters Shawl in K. erlebte!"

Da das Stücklein für meine Hebel-Vorliebe bezeichnend ist, so setze ich's her. „Es war einmal ein braver wollener Shawl, der wärmte den Hals von einem noch braveren Doktor. Er, nicht der Doktor, sondern der Shawl, war aber verwandt mit der Königin aus Mohrenland, denn er hatte eine pechschwarze Haut und einen purpurnen Saum.

Es begab sich aber, daß der Doktor einmal in seinem Kaleschlein in das Dorf K. fuhr, um die kranken Leute ge-

sund zu machen, und die Nacht fiel schon daher. Er ging zuerst in die Schule und verschrieb dem kranken Mägdlein ein Tränklein, das ihm gut that, und sprach den Eltern Mut ein. Sodann nahm er seinen Stock, Hut und Shawl und schritt fürbaß zum nächsten Hause.

Weil der Herr Doktor mit niemand hart sein konnte, war er's auch nicht mit seinem Shawl. So schlang er ihn nur lose um seinen Mantelkragen.

Darüber freute sich der Sturm. Das ist ein heimtückischer Geselle, der seine spitze Zunge in alles steckt. An dem Tage war er in der schlimmsten Laune. Die alten Äpfel- und Birnenbäume stieß er mit den kahlen Köpfen zusammen, daß die Splitter umher flogen. Eine knorrige Linde auf dem Anger raufte und zerrte er so lange, bis sie prasselnd zusammenstürzte und mit ausgeholten Ästen etliche Ziegel der Pfarrscheuer zerschlug. Wäre sie nach der anderen Seite gestürzt, so hätte sie die baufällige Schule zerdrückt. Nun konnte Herr Sturm den Wurzelballen mit seinem wirren Geflecht ungehindert beschauen und belecken. Die anderen Bäume ächzten und stöhnten, aber sie hielten sich mit ihren Wurzelhänden fest an ihrer Mutter Erde. Die Windmühle überm Dorfe schnaubte er so wütig an, daß sie in wilder Angst davon laufen wollte; aber weiter als zu einem tollen Kreislaufe brachte sie es nicht.

Jetzt kam der böse Sturm daher und gedachte dem guten Doktor eins aufzuspielen. Mit raschem Griff faßte er nach Hut und Shawl, um damit Schabernack zu treiben. Aber der Doktor war geschwinder als der Wind und haschte den flüchtigen Hut. An den Shawl dachte er nicht, und als er ihn vermißte, meinte er, er läge noch in der Schule. In Wahrheit lag er aber mitten im Wege und klammerte sich an einen Stein, und weiter brachte ihn der Wind nicht, denn:

„Besser noch im Wege liegen,
Als mit einem Diebe fliegen.“

Der Doktor hatte seine Patienten alle besorgt und wollte nun heimfahren. In der Schule fragte er nach seinem Shawl, aber niemand wußte etwas davon. Nur die Frau Schulmeisterin, der nichts entgeht, erinnerte sich genau, daß ihn der Herr Doktor umgeschlungen hatte.

Da wollte der gute Doktor fast ein wenig wunderlich werden; denn das kann dem besten Menschen begegnen, wenn man ihm eine gewisse Meinung ausreden will. Damit bekam er aber seinen Shawl nicht wieder und mußte ohne ihn von dannen fahren.

Die Frau Schulmeisterin und ihre Magd, die alte Annliese, fühlten sich aber schier ein wenig gekränkt und suchten mit Laternen in allen Winkeln, Pfützen und Zäunen nach dem verlorenen Schaf, fanden's aber nimmer. Das konnte auch nicht anders sein, denn der Shawl lag bereits im Trockenen. Als er dem Doktor entfallen war, kam eine Dienstmagd gebückt daher mit einem Sack voll Frucht im Korbe.

Sie sah das schwarze Häuflein im Wege und faßte es zögernd an. Doch freudig fuhr's ihr in die Glieder, als sie das feine Tuch erkannte. Nun guckte sie in die Runde, ob's niemand gesehen habe. Nein! Wer sollte es auch? Denn der blasse Mond war allein noch auf der Straße; der hatte aber so viel mit sich und seinem Schneider zu thun, daß er auf flüchtige Shawls nicht acht geben konnte. Der Schneider mißt, schneidet und näht nämlich unablässig an dem hellen Mondröcklein herum und bringt's doch nicht passend zustande; denn bald hängt es schlapp um das schmale Bäuchlein, bald platzen alle Nähte. Und die güldnen Sterne? Ei, die blinzten ja so verschlafen hernieder in die Erdennacht, als ob sie je eher desto lieber ihre Fensterladen zuklappen möchten. Und wer anders wollte es sonst verplaudern?

Aber das Auge der ewigen Gerechtigkeit steht offen Tag und Nacht und trägt keine Binde wie die irdische Gerechtigkeit, sondern alles ist bloß und entdeckt vor ihm. Und auch allerlei verborgene Wachtposten hat die ewige Gerechtigkeit ausgestellt.

Aus den Fenstern eines entfernten Häusleins glänzte matter Lichtschein, aber auch zwei scharfe Augen in einem Frauengesicht bohrten durch die Dunkelheit der langen Häuserschatten. Die Augen wanderten umher wie der Mond oben durch die zerfetzten, eiligen Wolken, und der Kopf dachte nichts. Bald aber standen die Augen still, und der Kopf dachte etwas.

„Was hat die Schwarzes aufzuheben, so ihr doch nichts entfallen ist?"

Und die Augen folgten den Schritten der Finderin bis zu einem Hause, worin sie verschwand. Und sie blieben auf der Lauer, bis die Magd wiederkam ohne Sack und in eine gewisse Gasse einbog. Um die Ecke konnte die Lauscherin nicht sehen, also schloß sie das Fenster und beredete noch weiter mit den Ihrigen, wer es wohl gewesen sei und was sie aufgehoben habe. Die Magd sagte ihrer Herrschaft aber nichts von dem Funde, sondern verbarg ihn in dem geheimen Schubkästlein ihrer Lade. „Lieg' da etliche Zeit," dachte sie, „dann sollst du eine arme Magd putzen und wärmen, wie du bis jetzt reiche Leute geputzt und gewärmt hast!"

Als sich aber der junge Tag aus den Windeln der Nacht loswickelte wie ein faules Büblein aus dem Bettlaken, da suchte die Schulmagd samt ihrer Frau nach dem schwarzen Flüchtling, ohne seiner habhaft werden zu können. Seufzend gingen sie endlich davon.

Die Frau von gestern Abend aber fragte den Nachbar überm Wege, der ein krank Büblein hatte: „Was suchte denn wohl die Frau Kantor?"

„Dem Herrn Doktor seinen Shawl!" war die Antwort.

„Was gilt's," dachte die Frau, „ich weiß, wo das verlorne Schäflein in die fremde Hürde getrieben worden ist und bring's an das Licht!"

Also schickte sie ihre Tochter in die Schule und ließ alles melden.

Da ergrimmte die Schulmagd, und ihre Gebärden ver-

stellten sich. Bald hatte sie die Korbträgerin ausgemittelt, rüstete sich und schwur, die verletzte Gerechtigkeit zu heilen.

War ihr Herr nicht ein Meister in Israel und wohlgehalten vor allem Volk? Was er schrieb, das galt, wenn auch nicht immer, und ward gelesen von des Herrn Landrat seinen Schreibern und manchmal von ihm selbst. War sie nicht dabei gestanden im letzten Sommer, als der Herr Präsident ihm zwei Finger seiner linken Hand gereicht und mit der rechten fast an den Hut getippt hatte?

Also waffnete sie ihren Arm mit Gesetzeskraft und donnerte an die Thür des Hauses, da die Missethäterin innen war, so hart, daß die Milch vor Schrecken ins Feuer lief und die Mäuslein ihren Morgenkaffee verschütteten, nämlich ein paar Regentropfen, die durch eine Dachritze den Weg gefunden hatten, und der Perpendikel an der Uhr sich schier in die Ruhe stellte.

Das verschlafene Gesicht der Magd fuhr erschrocken durchs Fenster. „Was machst Du für einen Lärm?" fragte sie mürrisch.

„Annemarie," sagte die Schulmagd, „Du hast dem Herrn Doktor seinen Shawl gefunden; gieb ihn heraus, sonst hast Du schwere Ungelegenheiten!"

Der Magd entfiel das Herz, denn ein bös Gewissen ist leichter erstürmt als ein Kartenhaus. „Nun ja!" murmelte sie, holte das Kleinod aus dem Schubkästlein und lieferte es ab mit einem Seufzer.

Also ist der Shawl wieder zu seinem Herrn gekommen und wärmt ihn seitdem doppelt gut. „Wie schmeckt's Beisammensein so gut, wenn man erst weiß, wie Trennung thut!" — —

Unser Büblein gedieh sichtlich, aber es war ganz anders geartet als sein Schwesterlein. Es gehörte weder zu den schönen, noch klugen, noch interessanten Kindern. Es aß tüchtig und fröhlich, spielte still und eifrig, störte und wünschte

wenig, redete und lärmte selten. Etwas Schmutz an Händen und Kleidern kümmerte es nicht. Was man ihm reichte, das wanderte in den Mund. Auch in den Bauernhäusern aß es unbedenklich, was man ihm gab. Sein Hochdeutsch verbrämte es mit allerlei Dialektwendungen, und mir und mich kollerten lustig durcheinander. Am liebsten war der Bursche bei unserer alten Magd, einem rauhen und derben Geschöpfe, das aber mit rührender Zärtlichkeit den Jungen verzog und mit ihrer stotternden Zunge jeden zu erschlagen drohte, der ihm ein Haar krümmte oder an seiner Unvergleichlichkeit zweifelte. Gern brachte sie den „einzigen, lieben Paul" zu ihrem Vater, der ihn als ein Wunder von Witz und Wohlgezogenheit rühmte und hätschelte. Dort kroch der Junge auf dem Lehmboden der Hütte umher, aß, was ihm die Armut reichte, zauste und wälzte sich mit seinem Hündlein Ajax, das der Alte mit ihm und für ihn erzog, und machte jedesmal ein sauer Gesicht, wenn er abgeholt und von dem Mütterlein in heilsame Zucht, und sei es mit der Rute, genommen wurde.

Nach anderthalb Jahren mehrte sich die Familie abermals um ein Büblein. Wiewohl es die Nottaufe empfing, neunzehn Wochen Tag und Nacht um Hilfe schrie und gegen das Leben protestierte, so daß die arme Mutter oft ganz matt und mutlos ward, gedieh es doch nach dieser Zeit in erfreulicher Weise. Aber Gotthold wurde ein apartes Kind, in allen Stücken das Gegenteil seines schlichten Bruders. Spielte er mit diesem, so übernahm er stets die vornehmere Rolle. Er war der Herr Pastor, jener der Herr Kantor, er der Kutscher mit der Peitsche, jener das Kutschpferd, er der Herr Baron, jener der Herr Förster.

Sein älterer Bruder griff stets derb und rasch zu, er mit spitzen Fingern, bedächtigem Sinne und klugen Augen. Während Paul sich ohne Gewissensbisse besudelte, duldete Gotthold kein Fleckchen an den Kleidern oder Händen. Während jener sich's aus allen Schüsseln schmecken ließ, wandte dieser alles mißtrauisch

hin und her, nahm von Fremden selten etwas ab und legte vieles beiseit mit den Worten: „Das schmeckt schlecht!" Während der ältere meist aufs Wort folgte, bestand der jüngere eigensinnig auf seinem Kopfe. Er schrie und strampelte dabei nicht, sondern muckte nur still in einer Ecke für sich hin. Weihnachten bekam der älteste einmal ein Öchslein und der jüngste ein Eselein. Der ältere spielte voll Hingabe und zerrte sein Öchslein wacker umher; der jüngste stand muffig neben dem Eselein, rührte sich nicht und sagte wohl zehnmal still vor sich hin: „Ich will den Ochs!"

Ich zeigte ihm die guten Eigenschaften seines Eseleins, er aber sah kaum hin, folgte mit den Augen nur dem Öchslein und schluchzte manchmal unterdrückt. Endlich wurde er ins Bett gesteckt, um seinen Eigensinn zu verschlafen. Als wir 11 Uhr zu Bette gingen, hörten wir unterdrücktes Schluchzen. „Was willst Du denn, Gotthold?" fragte ich. „Den Ochsen!" war die Antwort. Drei Stunden hatte der zweijährige Bursche dagelegen und nur den Gedanken an das Öchslein in seinem Herzen bewegt.

Beherrschte der Eigensinn den Jungen, dann war seine sonstige Liebenswürdigkeit wie weggeblasen. Wir vermieden es, den Dämon zu reizen, aber die kleinste Gelegenheit weckte ihn. Doch niemals gaben wir ihm nach, so sehr die alte Wärterin lamentierte, unsere Härte schalt, selbst mit weinte und heimlich das Gelüst des Kindes zu befriedigen strebte. War der böse Geist nicht anders zu bannen, so geschah es mit der Rute. Aufs härteste ist der kleine Bursche manchmal gestäupt worden, ehe der böse Geist wich. Zuweilen beruhigte er sich in seinem Trotzeckchen, indem er an seinem linken Däumchen lutschte. Ganz weiß und schier verkümmert sah das arme Däumchen aus, das so oft als Beruhigungszigarre dienen mußte. Beim Beginn seines vierten Lebensjahres hatten wir endlich die Freude, daß er kuriert war und erst mit Furcht und Zittern, später willig und freundlich folgte.

Auch noch ein Mägdlein, ein herziges, sanftes Kind mit goldenen Locken und tiefen, blauen Augen bekamen wir, und fröhlich gediehen die beiden Pärlein.

Wunder nahm mich's immer, wie verschieden die vier Kinder derselben Eltern waren. Keins glich dem andern in seinem Charakter. Dasselbe Blut, dieselbe Kost, dieselbe Luft, dieselbe Gewöhnung: und wie verschieden die Neigungen und die Erfolge der Erziehung! „Die eingeborne Eigentümlichkeit ist die stärkste Macht in den Kindern, die Erziehung aber nur eine Helferin der Natur!“ mußte ich mir oft sagen. Und fast traurig stimmte mich diese Obmacht der Natur und diese Ohnmacht der Erziehung. Doch mit Unrecht! Muß nicht Gottes Macht größer sein als der Menschen Kunst? Ist das nicht unsere größte und dankbarste Aufgabe, den göttlichen Spuren in seinen Werken nachzugehen, seinen Sinn und Willen zu erlauschen, sein Thun nachzuahmen und sein Werk in seinem Geiste nachzubilden? Nicht Schöpfer, sondern Bildner, nicht Gewaltherrscher, sondern Diener wolle der Erzieher sein. —

Achtsam folgte ich dem Gange der Natur, sprang ihr aber zu oft hilfreich bei. Zu früh wollte ich verbessern, was die Natur im Laufe der Entwickelung selbst verbessert. Meiner Frau grollte ich nicht selten, daß sie die Kinder nach einer schlichten, unzerbrechlichen Schablone zu allerlei Tugenden gewöhnen, unerbittlich — oft mit der Rute, mit Hunger, Hausarrest und Schelten — gewöhnen wollte. Ich wünschte größere Freiheit und Durchgeistigung. Der Erfolg entschied gegen mich. Die Gewöhnung und nicht die Überzeugung ist die eigentliche Erziehungsmacht. Die einfachsten Vorschriften und die schlichtesten, klarsten Vorbilder wirken in ihrer unablässigen Wiederkehr bestimmend, nicht wortreiche Belehrungen und farbenreiche wechselnde Vorbilder. Nicht mir, sondern meiner Frau arteten alle Kinder nach. Das Einfache, und sei es fehlerhaft, ist den Kindern verwandter und faßlicher als die Fülle, und sei sie zugleich die Vollkommenheit. Was hilft die Fülle, wenn sie nicht von dem kleinen Gefäß gefaßt wird!

Ein unerschöpflicher Freudenquell waren mir die Kinder. Jeder Tag brachte etwas neues, klein an sich, groß für uns. Das Herz hat seine eigenen Maßstäbe. Je mehr Kinder es wurden, desto mehr wuchsen Sorgen und Freuden, die Sorgen in einfacher, die Freuden in doppelter Steigerung. Der Gegensatz zwischen den Vieren enthüllte immer neue Schönheiten; nur in der Gemeinschaft entfalten sich alle Seiten des kindlichen Charakters. Alles freute mich, weckte meine Teilnahme und mein Nachdenken.

Besonders häufig erzählte ich den Kindern Märchen. Da hingen und saßen sie an und auf mir wie Kätzlein, die über die Mutter klettern und springen, und des Fragens war kein Ende, sogar die kleine Ida wollte dies und das schon wissen. Schön war's auch, wenn die Lüben'schen Säugetierbilder betrachtet und von allen Tieren kleine Geschichtchen erzählt wurden. Wie spitzten da die Kinder Augen und Ohren! Wie bekannt waren sie in dem großen, bunten Viehstalle, und wie befreundet mit dem Tiervolke! Leben, poetisches Leben gewann die Natur durch die unübertrefflichen Hey'schen Fabeln mit den Speckter'schen Bildern, diesen Klassikern der Kindheit. Diese Bilder wurden betrachtet und besprochen, die Fabeln gelernt, mit Lust gelernt. Auch Liedlein wurden singend versucht.

Doch dicht an unser Gutes grenzen unsere Fehler! Kaum merkte ich das lustige Flügelschlagen des kindlichen Geistes, so schloß ich auf gute Begabung, Lernreife und dergl. und fing mit den älteren Kindern die Schulkünste an. Doch sieh, die Lust wandelte sich in Leid, der fröhliche, freiwillige Lerneifer in erzwungene Aufmerksamkeit. Was ich an Vorsprung für die Schularbeit gewonnen zu haben glaubte, ging später doch wieder verloren. Jede Verfrühung rächt sich. Wenn wir doch warten könnten und nicht immer mit unserer Weisheit dem Drange und Gange der Natur vorauseilen wollten!

Das Spiel bildet die künftige Arbeit vor. Wie unermüdlich und ganz hingenommen spielten unsere Kinder! Die Linden des Angers, die Mauer des alten Gottesackers, die Treppen des Turmes und die Böden des Stalles bildeten ihre Klettergerüste. Ja, einmal sah ich mit Ergötzen, meine Frau mit Entsetzen den ältesten auf den Spitzen des Gartenstakets spazieren gehen. Das Mariannle wetteiferte in allen diesen Künsten mit dem geschicktesten Jungen. Einmal brachte eine Tochter vom „Nachbar Bäck'" das Mädchen wie ein gebadet Mäuslein heim; die gute Nachbarin hatte sie aus der Pferdetränke gefischt, auf der ihr steif gestärktes Kleidchen sie eine Weile schwimmend erhalten hatte. Groß war immer Angst und Jammer, wenn unversehens die Kleider beschmutzt oder verletzt wurden, denn in dem Stück verstand die Mutter keinen Spaß und fuchtelte mit Zunge und Hand gleich tüchtig los.

Einen herrlichen Tummelplatz hatten die Kinder an unserm Garten. Ich legte ihn mit viel Mühe und Kosten an der Stelle an, wo bisher Nesseln gewuchert, verfallene Wirtschaftsgebäude gestanden, Scherbenberge gelegen und Sümpfe eine Heimat für Frösche und ein Jagdgebiet für Enten gebildet hatten. Ein schönes Staket mit steinernen Pfeilern umzog, schöne Wege durchschnitten den Garten. Alle liefen in der Weinlaube inmitten des Gartens zusammen. Tische, Bänke und schattige Sitzplätze luden überall zum Ruhen, Kieswege zum Spazieren, Gebüsche zum Verstecken, Beerensträucher zum Naschen, Bäume zum Klettern, Kinderbeetchen zum Arbeiten, Brunnen und Bächlein zum Plätschern ein. Gleich im ersten Jahre stellte ich alles her, um mich lange des Schönen freuen zu können. „Was du thun willst, thue bald!" das gilt auch für den Lehrer, der auf eine neue Stelle kommt. So pflanzte und veredelte ich unter Beihilfe meines Vaters mehr als ein Schock Bäume, die jetzt öde Räume füllen und zieren und reiche Frucht bringen.

Besonderen Fleiß verwandte ich auf die Blumenzucht. Wie freute mich jedes neue Aufblühen! Eines Tages brachten die beiden Kleinsten voll Freude ein Händchen voll neu aufgeblühter Blumen, die sie „ausgejätet" hatten. Sahen sie doch täglich, wie ich kein Unkraut auf den Beeten duldete! Und so hatten sie mir helfen wollen!

Auch an Tierleben fehlte es nicht. Unter der Schule im Erdgeschoß hauste das Ziegenvolk und Mariannens kleine Schafherde, die aus einem geschenkten Lamm des Großvaters erwuchs. Die Ziegen und Schafe zu füttern, den Sprüngen der Zicklein und Lämmer zuzusehen, die Enten aus dem Garten zu jagen, sie im Bächlein fischen, quaken und watscheln zu sehen, die schönen Tauben zu füttern und im Schlage zu besuchen, den Igel als Gartenwächter zu beobachten, eine gefangene Eule vom Turme zu streicheln, was waren das alles für herrliche Dinge! Aber auch die Tragikomik zog ihre dunkeln Linien in das helle Bild. So hatte mein Ältester eines Tages den Taubenschlag besucht und die Eier in den Nestern hübsch durch einander gebracht, wahrscheinlich um Darwinsche Züchtungsversuche zu machen. Der wissenschaftliche Versuch trug ihm eine Tracht Prügel, mir aber eine verfehlte Brut ein.

Im Winter des Jahres 1866 forderten Scharlach und Diphtheritis viele Opfer in Dryfort. Auch die Kinder meines Schwagers erkrankten. Meine Frau eilte voll Teilnahme hin und sah zwei liebe Knaben qualvoll sterben. Der jüngste Sohn meines „Zwillingsfreundes" wurde nur durch den gewagten Luftröhrenschnitt eines geschickten jungen Arztes gerettet. Tief betrübt kehrte mein Weib heim. Da erkrankte auch unser ältestes Töchterlein heftig am Scharlach. Der Arzt hielt eine Verschleppung des Giftes in den Kleidern nicht für unmöglich.

Angstvolle Tage folgten. Das liebe Gesichtchen glühte in Fieberhitze; die Augen irrten umher; die heisere Stimme versagte oder redete irre. Bald wälzte sich das arme Ding ruhelos umher, bald sprang sie auf, bald wollte sie ersticken. Mit

welcher Angst folgten Herz und Blick jeder Bewegung, und wie atmeten wir auf, wenn unser Freund Dr. M. Rat und Trost brachte. Das Kind wurde völlig von seinen Geschwistern abgesperrt und ausschließlich von meiner Frau gepflegt. Nur durch eine Thürspalte redete letztere mit uns, und wenn ich das Krankenzimmer verließ, wechselte ich stets die Kleider. Alles verlief günstig. Die Haut schälte sich, und das Kind spielte schon wieder in seinem Bettchen. Da kommt eines Sonntags mein Vater, um die kranke Enkelin zu besuchen. Meine Frau ist zum erstenmal wieder in die Kirche gegangen. Die drei Kleinen plagen den Großvater, er solle sie zum Schwesterlein lassen. Er meint, „wenn sie's kriegen sollen, da hindert's keine Thür" und läßt die Schelme durch die Thürspalte lugen. Da stürzen sie jubelnd ins Krankenstüblein und klettern auf das Bett der Schwester, die sie wochenlang nicht gesehen haben.

Das Bild war lieblich, aber mit tödlichem Schreck sah ich's! Und nicht umsonst erschrak ich. Nach einigen Tagen erkrankten die drei gesunden Kinder, am heftigsten die kleine Ida. Durch die Schuld der eigensinnigen Wärterin hatte sie eine heftige Erkältung davongetragen; keinen Laut, nur einen heisern Husten brachte sie heraus. Die Wohnstube und die anstoßende Kammer wurden zum Lazarett, Vater, Mutter und Dienstmagd zu Krankenpflegern.

Abends acht Uhr klopfte es noch an. Es war unser Freund, der Dr. M., der so spät von einem Bauern geholt worden war. Er wollte uns begrüßen und zum rechten sehen. Während wir redeten, hustete die kleine Ida. Der Arzt fuhr erschrocken herum und fragte: „Welches Kind hustete da? Das ist ja der Crouphusten!"

Welcher Schreck durchfuhr uns! Der Arzt hatte Brechpulver bei sich, ließ das Kind brechen und empfahl uns die größte Achtsamkeit. Der nächste Tag zeigte keine Verschlimmerung, ja am dritten brachte ich dem Arzte günstige Nachrichten. Er nahm sie mit leisem Zweifel hin. Als ich nachhause kam, fand ich den Zustand des Kindes sehr bedenklich; der Atem

ging pfeifend, und Erstickungsanfälle traten ein. Noch in der Nacht wurde nach dem Arzte geschickt. Er kam früh, zuckte die Achseln und sah uns trübe an.

Das arme Kind wurde entkleidet und mit kaltem Wasser begossen. Es kreischte entsetzt auf und flehte mit herzbrechenden Blicken um Erbarmen. Es wollte keine Medizin einnehmen, verbarg das Köpfchen und biß die Zähne zusammen. Da wurde ihm das Mündchen aufgebrochen und Medizin eingezwängt. Weder Koseworte noch Drohungen konnten es zum Einnehmen der Arznei bewegen.

Näherte ich mich damit, so sah mich das Kind voll Entsetzen an, umklammerte den Hals der Wärterin und kroch in den Mantel. Es verlangte oft zu trinken; da mischten wir die Medizin ins Wasser. Aber voll Abscheu spie es alles aus. Mißtrauisch wies sie zuletzt Glas, Löffel und Topf zurück und verlangte nur aus dem großen Steinkruge zu trinken.

Doch immer enger zog sich der erwürgende Strick um den Hals des lieben Kindes. In Thränen standen wir umher; auf den Boden warf ich mich und flehte um des Kindes Leben und zuletzt um das Ende seiner Pein.

Viel teilnehmende Menschen kamen und wollten raten und trösten; ach, sie waren alle leidige Tröster. Was ist ein Trostwort in solcher Lage? Ein Tropfen Wasser in einen Hochofen!

Mein Freund König aus Falkhain trat unerwartet ein. Er hatte einen schweren Gang zu einem verschuldeten, trunksüchtigen Bruder gemacht, um zu sühnen, umzulenken, zu retten. Er drückte uns die Hände und sagte mit feuchten Augen: „Ihr verliert ein liebes Kind, aber Ihr laßt es in die ewige Heimat ziehen und werdet es wiederfinden. Ich habe einen Bruder verloren und werde ihn nie wiederfinden!"

Mein Vater kam gegen Mittag, da schon die Schrift des Todes in dem süßen Antlitz stand. Schwer ging der

Atem, und der ganze Körper erbebte. Nur halb öffneten sich die Augen, und voll Weh war der Blick.

Pötzlich schrie das Kind auf, hielt beide Händchen vor den Mund und rief mit heiserer Stimme: „Mama, es kommt!" Das noch nicht zweijährige Mädchen fürchtete durch Erbrechen das Kleidchen zu besudeln!

Die Wärterin ging mit gramvollem Gesichte auf und ab zwischen Ofen und Fenster. Nur ihre leisen Schritte, des Kindes schweren Atem und unser Schluchzen hörte man. Da richtete sich plötzlich das Mägdlein auf und verlangte von dem Zuckerzeug, das jemand in einer Schachtel mitgebracht hatte. Gierig führte sie's zum Munde, zerbiß es knackend, aß es auf und legte dann das Köpfchen wie besänftigt an die Brust der Wärterin. Ruhiger ging der Atem, jetzt noch zweimal abgebrochen und tief wie Seufzer, und dann stand er still. Unser Kind hatte ausgelitten, ausgelebt!

Ich aber meinte, nicht weiter leben zu können. Wie ein gewappneter Mann überfiel mich ein wilder, unsagbarer Schmerz. Ich nahm das tote Kind in meine Arme, herzte und küßte es und netzte es mit meinen Thränen, aber kein Lächeln antwortete wie sonst. Gebrochen waren die halboffenen Äuglein; schlaff hingen die runden Ärmchen nieder, und ein schmerzlicher Zug stand wie eine Klage in dem erblaßten Antlitz.

Als nun all die ersten traurigen Geschäfte gethan waren und mein Vater wieder heimzog, da begleitete ich ihn. Manch' schlichtes, gutgemeintes Trostwort sagte er mir, aber nichts wollte haften, der Schmerz war zu groß. Als er mich nun verlassen hatte und hinter dem Berge verschwunden war, da sank ich wie vernichtet, wie alles Haltes und Trostes beraubt zur Erde, breitete meine Hände aus und wünschte zu sterben, um zu vergessen und bei meinem Kinde zu sein. Was galt mir ein Leben, das solche Martern bringt! Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht, weiß auch nicht, wie ich heimgekommen bin.

Daheim lehnte sich die Gattin an mich und sagte gefaßt: „So oft hast Du mich gestärkt und getröstet, ist denn Dein alter Trost nicht mehr vorhanden? Wir können Gott nicht entfliehen, und unser Kind kann nicht aus seiner Hand fallen!“

So war sie immer, stark in der Trübsal, umsichtig in der Not, pflichtbewußt und pflichttreu, wenn mir im Schmerz die Gedanken vergingen. Wenn aber die Pflichten schwiegen, dann fing ihr Herz an zu reden, und lange, lange hallte der Schmerz und die Klage nach.

Mit warmer Teilnahme und ernstem Troste trat der Pfarrer zu uns, und alle im Dorfe schienen mit uns zu trauern.

Am dritten Tage wurde das Kind mit vielen Thränen bestattet. „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thal, so fürchte ich kein Unglück; dein Stecken und Stab trösten mich!“ war der Grundton von des Pfarrers ergreifender Grabrede. Neben dem Grabe unseres Töchterleins hielten wir eine Stätte frei für den todkranken Gotthold, von dem sie im Leben unzertrennlich gewesen war. Wir ahnten, daß der Tod bald die Geschwister wieder vereinigen würde.

Noch einige Tage überlebte der Knabe seine Schwester. „Der liebe Gott will mich nicht!“ sagte er. Aber er wollte ihn doch! Der Scharlachausschlag war nicht recht zum Vorschein gekommen, desto heftiger raste das Fieber und die Würgerin Diphtheritis. Endlich nach tagelangem Hoffen und Fürchten kam die letzte Nacht. Der Arzt hatte Kupferpulver dagelassen, um bei Erstickungsanfällen zum Erbrechen zu reizen. Ein bis drei halbe Pulver sollte ich in gewissen Zeitabständen dem Knaben reichen.

Er nahm die furchtbar im Halse brennenden Pulver willig wie ein Opferlamm, nur mit einem stillen Vorwurf im Gesichte: „Warum quält Ihr mich so?“ Aber zum Erbrechen kam es nicht. Meine Angst wuchs. Noch ein halbes Pulver! Noch

eins! Wieder eins! Zuletzt waren es sechs, aber Erbrechen erfolgte nicht. Gegen Morgen wurde das Kind ruhig. Still und friedlich lag der liebe Junge in dem Bette. Wir riefen ihn, da öffnete er müde die Augen, erkannte uns und reichte uns sein Mündchen zum Kusse, wie er's beim Schlafengehen gewohnt war.

„Schlafen!“ flüsterte er, legte die Händchen auf die Decke und schloß die Augen. Leise wie bei einem Gesunden ging der Atem, endlich so leise, daß wir ihn nicht mehr hörten. Ich beugte mein Ohr zu seinem Munde nieder, — nichts hörte und sah ich mehr; sein Atem stand still! Unser Gotti war dem Schwesterlein in die Ewigkeit nachgezogen. Wie hätten die beiden auch ohne einander sein können!

Das friedliche Sterben des Knaben hatte etwas Versöhnliches und milderte den Schmerz. Dazu war unsere Kraft aufgebraucht, der Thränenquell erschöpft und eine Art Erstarrung über das Herz gekommen. Ich dachte nichts, fürchtete und hoffte nichts mehr und wurde nur noch wie ein Uhrzeiger von der Pflicht fortgeschoben.

Als der Sarg des Knaben neben den seiner Schwester in die Erde gesenkt war, ein breiter Hügel die beiden Kinder deckte und die Leidtragenden von hinnen gezogen waren, da kam es wie Ruhe nach dem Sturm über uns. Das Vergangene lag wie ein schwerer, schwerer Traum hinter uns, und unmöglich schien es, daß wir wirklich und wahrhaftig die Kinder nicht mehr hätten. Den Verlust erleiden und sich in denselben hineinfinden, sind zweierlei Dinge. Wochenlang habe ich mich mit innerem Erschrecken immer wieder gefragt: „Ist's wahr oder ein Traum?“

Unser Hausarzt war die letzten Tage nicht mehr gekommen, dieweil er selbst erkrankte. Sein Vertreter kam gerade recht, um unsern Knaben sterben zu sehen und mit uns eine Thräne der Teilnahme zu weinen. Den Zustand unseres 5jährigen Paul fand er ganz gefahrlos. Der Junge war

von dem Scharlach wie mit einer Kruste überzogen, ohne Fieber und schlief entweder oder wühlte im Bette umher. Am Begräbnistage seines Bruders reizte der geschmückte Sarg und die Trauerversammlung seine Neugier. Er trat auf im Bette, sah durch's Fenster und klatschte vor Vergnügen in die Hände. Meine Frau wollte darob unwillig werden, ich aber beschwichtigte sie. Wenn man den Verlust nicht kennt, wie soll man ihn empfinden? Wenn man nicht weiß, was Sterben ist, wie soll man um einen Gestorbenen trauern?

Als nun Stille in das Haus eingekehrt war, da stieg im eigenen Herzen ein schlimmer Feind auf, der Vorwurf, daß ich des Knaben Tod durch die sechs halben Kupferpulver verschuldet habe. Meine Angst und Beklemmung steigerte sich schier zur Verzweiflung, und gewiß schien mir's, daß ich der Mörder meines Kindes sei. Da schrieb mir Dr. M. auf meine Klagen und Selbstvorwürfe einen herrlichen Brief voll Trost und Beruhigung. „Hätte das Kind noch Kraft zum Leben gehabt, dann wäre auf die Pulver eine Wirkung erfolgt; aber seine Kraft war durch das dreiwöchentliche Fieber völlig erschöpft. Und hätten Sie einen Mißgriff gethan, wer kann Sie in solcher Lage schelten? Was die Liebe in ihrem Helferdrange verfehlt, ist das Sünde? Wie unserem Leibe der Schatten, so folgt unserem Wollen der Irrtum. Gott aber sieht unser redliches Streben und verzeiht unser Irren." —

Zu dem Doppelgrabe unserer Kinder, das ein Gitter einfaßte, ein Leichenstein mit einem Kreuze überragte und Blumenschmuck zierte, führte uns nun der tägliche Weg. Einen glatten Pfad traten wir nach und nach in den Rasen. Stille ward's in uns an dem stillen Orte, und der Tau des Friedens von oben fiel in unsere Herzen. Am Grabe hatten wir die ernstesten Gespräche und fühlten die lebendige Liebesgemeinschaft mit unseren Kindern. Zur Wahrheit ward's, was auf dem Kreuze stand:

Mit Weinen ließen wir euch gehn;
Die Liebe bleibt und reift in Schmerzen.
O bittet dort an Gottes Herzen,
Daß wir uns selig wiedersehn!

Ein besonderer Trost ward es für uns, all den kleinen Ereignissen und Worten nachzusinnen, die uns aus dem kurzen Erdenleben unserer geschiedenen Kinder in Erinnerung geblieben waren. Ich wand sie zu einem Kranze kleiner Gedichte, an denen meine Frau ihre Liebe und ihr Sehnen nach ihren „Kleingebliebenen" nährte.

Mein bester Tröster wurde die Arbeit. Einige Tage nach dem Begräbnis des Knaben mußte ich die öffentliche Jahresprüfung halten. Schwerer ist mir im Leben keine Arbeit geworden, und die Zähne mußte ich zusammenbeißen, um nicht die Thränen rinnen zu lassen.

Im Sommer 1866 kamen die großen Ereignisse im Vaterlande. In ihrem Lichte erblaßte das eigene kleine Leid. Wer mit dem Ganzen lebt, der bleibt nicht in selbstischen kleinen Gedanken und Schmerzen hängen, sondern erhebt sich über sich und sein Geschick.

Hatte uns der Frühling des Jahres 1866 ein tiefe Wunde geschlagen, so brachte uns der Winter einen lieblichen Balsam. Als die Glocken des ersten Adventsonntags das neue Kirchenjahr einläuteten, da stellte sich als Ersatz für unsere toten Kinder ein herziges Mägdlein ein. Mit dem Glockengeläute mischten sich ihre Wehelaute, als ob sie beklage, an das unwirtliche Erdenufer geworfen zu sein. Mir aber wollte das Herz vor Freude und Schmerz brechen. Der süße Gruß aus der Ewigkeit weckte die Erinnerung an das, was ich verloren, und heiß fielen meine Thränen auf den „Ersatz für zwei." Ida Gottholde nannten wir das Kind. Klein und zart war es, aber lieblich und still gedieh es. Nur nahe am Thränenbrünnlein wohnte es, dieweil seine Mutter es mit viel Thränen unter dem Herzen getragen hatte.

33. Wie ich mit meinen Freunden litt.

„Es brennt in N.!“ rief mir meine Frau angstvoll zu, als ich an einem hellen Sommertage aus der Kirche kam. In N. wohnte mein alter Lehrer und Freund, zu dem ich früher ‚weite Wege zu schönem Ziele‘ gemacht hatte und der nun nahe wohnte und oft besucht wurde. Ich rannte die Turmtreppen hinauf und hielt Umschau. Richtig, dort stieg eine mächtige Rauchsäule wie eine drohende Faust gen Himmel! Sie wurde manchmal zur Feuersäule, wenn die Flammen darin hoch aufschlugen. Der Herd des Brandes schien in der Nähe der Schule zu sein. Ich stürmte fort.

Auf den Feldern standen gaffend die Arbeiter; andere rannten der Brandstätte zu. In einer halben Stunde legte ich den einstündigen Weg zurück. Ich kam zu spät, um etwas zu helfen. Eine ganze Straße lag schon in Asche oder stand in Flammen, und auch die Schule war vom Feuer ergriffen. Da alles im Felde gewesen war, hatte man das Aufgehen des Feuers nicht bemerkt, der Wind aber die Funken als Zünder weithin auf die trockenen Dächer getragen. Kaum hatte die Feuerspritze hier ihre Löscharbeit begonnen, da schlugen dort, manchmal zwei, drei Häuser davon, die Flammen auf. Aus den ersten Häusern war nichts, aus den andern nur wenig gerettet worden. Das Feuer lief rascher als die Füße der Helfer.

Welch ein Bild! Ein halb Dutzend Häuser bereits ganz oder teilweise zusammengestürzt und ein zweites halbes Dutzend in Flammen! Bald flattern die roten Flammenflügel gradauf, bald legen sie sich wie ein heißer Gürtel um das Holzwerk, bald lecken sie wie wehende Flaggen gierig nach unten, bald hüpfen sie federleicht auf das benachbarte Dach. Bald deckt ein schwarzer Qualm alles zu, bald schießt lichter Rauch mit der heißen

Luft auf, bald lecken Feuerzungen unter den Ziegeln hervor, bald hüllt ein feuriger Mantel alles ein. Bei jedem Zusammensturz wirbeln Funken, Fackeln, Rauch, verkohlte Holz- und Strohreste wütig auf. Dabei ein Sausen wie eines gewaltigen Windes, ein Knattern wie von Gewehrfeuer, ein Krachen wie beim Sprengen von Felsen, ein knisterndes Funkenstieben und ein jähes Aufsteigen von Feuergarben wie bei einem Feuerwerk, ein wildes Schreien und Durcheinanderrennen wie bei einem Aufruhr! Eine Spritze nach der anderen rasselt heran. Die Mannschaft sucht schreiend einen geeigneten Platz, Wasser und Menschenhände. Aber keine Kette von Menschen will in dem Wirrsal zustande kommen. Jeder rennt zum Schutze seines Gehöfts davon, denn nichts ist sicher bei diesem Springspiel der Flammen. Die Hilfe der Spritzen gleicht dem Schütteln eines starken Baumes von einer Kinderhand.

Hier irrt jammernd ein Weib umher und sucht ihre Kinder. Dort steht ein Greis barhäuptig und schaut mit gerungenen Händen in die Flammen. Da schießen verstörte Gesichter an mir vorüber. Von fern starren Kinder entsetzt und neugierig in die Flammen und den Graus. Zwischen dem qualmenden Brandschutt, aus dem Flammen züngeln, liegen gebratene und verkohlte Tierleichen, auf dem weiten Anger unter den Linden die Haufen geretteter Sachen in bunter Unordnung. Kinder oder Alte stehen als Wächter daneben. Hier fand ich auch meine Freunde neben ihren geretteten Sachen. Stumm reichte ich ihnen die Hand. „Da verbrennt unser Glück!“ sagte die Freundin und sah schier starr vor Schmerz und Entsetzen auf die brennende Schule. Jetzt brach das Haus, die Heimstätte ihres Glückes, krachend zusammen, und ganze Ballen von Funken, Asche und Kohlen wirbelten auf.

„Unser Glück! Da sinkt es in Asche! Nun ist es hin!“ sagte die arme Frau mit gerungenen Händen. Mein Freund aber starrte totenblaß und wortlos in das Flammengrab.

„So lange der Brandschutt das Herz nicht verschüttet, keimt und wächst das Glück immer wieder!“ sagte ich tröstend.

„Ich hoffe nichts mehr!“ klagte sie. „Wie viel Leid habe ich in dem alten Hause erlebt, und doch liebte ich's. Auch unsre Schmerzen weihen eine Stätte. Da ist unser Kind geboren und gestorben. Da habe ich lange krank gelegen! Da haben Diebe uns beraubt! Da habe ich wochenlang um das Leben meines Mannes gebangt! Nun ist alles hin!“

„Auch Dein Ajax ist mit verbrannt!“ fügte der Freund schmerzlich hinzu. Ajax hieß meines Sohnes Hündlein, das wir seinem Paten geschenkt hatten.

„Wie ging das zu?“ rief ich erschrocken.

„Der Hund war nicht aus dem Hause zu bringen, wie ich mich auch mühte!“ war die Antwort. „Schon war das Haus mit Dampf erfüllt, und vom Boden leckten die Flammen die Treppe herab, da jagte ich dem armen Tiere durch die Zimmer nach. Das Feuer hatte den Hund völlig verwirrt und wie toll gemacht. Mit eingezogenem Schweife floh er leise heulend und wimmernd vor mir von Zimmer zu Zimmer. Wollte ich nicht mein Leben aufs Spiel setzen, mußte ich ihn seinem Geschick überlassen!“ Wie leid that uns das arme Tier, meines Sohnes erster Spielgeselle!

Der Ortspfarrer trat zu uns und reichte mir die Hand. „Gestern auf Tabor und heute auf Golgatha!“ sagte er ergriffen. Den Tag vorher hatten wir eine schöne Konferenz gehabt und waren in gehobener Stimmung von einander gegangen.

„Sie ziehen zu uns in die Pfarre!“ sagte er herzlich und bestimmt zu meinen Freunden. Mein Freund sah ratlos vor sich nieder. Meine Freundin antwortete: „Herzlich danke ich Ihnen! Aber Ihre Güte mißt und rechnet nicht! Die Pfarre hat nicht Raum für zwei Familien!“

„Not und Liebe schaffen überall Platz!" sagte der Pfarrer. „Wenn viele so schwere Verluste erleiden, können wir doch auch ein wenig Unbequemlichkeit ertragen!"

„Wie oft bringt der rasche Augenblick den warmen Impuls, aber die langsame Zeit bittere Enttäuschungen!" warnte die kluge Freundin. „Ihr gutes Herz denkt sich eine lange Hausgenossenschaft leichter, als sie ist, und uns besser und bequemer, als wir sind." —

„Wollen Sie mich kränken, so lehnen Sie ab!" sagte der Pfarrer bestimmt. Seine lebhafte Phantasie und sein gutes Herz waren stets hilfebereit, aber Widerspruch duldete er dabei ungern. Meine Freunde ergaben sich endlich in seinen Willen. Als das Feuer bezwungen oder aus Mangel an Nahrung erloschen war, wurden die geretteten Sachen in die Pfarre geschafft. Die Pfarrfrau empfing die Freundin mit offenen Armen unter Thränen der Teilnahme und bot ihr das schwesterliche du an. Der Pfarrer sagte gerührt: „Eine Familie wollen wir nun sein, und Christus sei unser Hausvater!"

Bis zum Abend weilte ich bei den abgebrannten Freunden. Mit schwerem Herzen ging ich heim. Mit so einem Brande brennt mehr als die Wohnstätte ab, die liebe häusliche Gewohnheit, das Behagen am Leben, manche Erinnerung!

Aufrichtige Liebe hatte den Freunden das Haus geöffnet, zwang sie aber auch zu allerlei Rücksichten. Das neue Leben wurde ein Gang zwischen Eiern. Pfarrer und Lehrer als Hausgenossen, Pfarrfrau und Lehrerfrau in einer und derselben Küche, Freundlichkeit und Teilnahme hüben, Dankbarkeit und Rücksichtnahme drüben: so fing das Zusammenleben gar schön an. Sogar zur Patin seines Töchterleins nahm der Pfarrer die Lehrersfrau. Aber je näher wir uns rücken, desto deutlicher sehen wir jedes Stäubchen auf den Kleidern. Je inniger wir uns persönlich berühren, desto mehr schmerzen die wunden Stellen. Innere Gegensätze werden zu äußeren. Und je mehr man sie verbeißen muß, desto mehr drücken sie.

Meine Freunde waren dem aufrichtig frommen Pfarrer nicht fromm genug auf seine Art. „Die edle Frau!“ nannte er meine Freundin. „Wenn sie doch ganz glauben, auf alles eigene Verdienst verzichten und ihrem Heilande auf Gnade und Ungnade sich ergeben könnte!“ seufzte er.

Die kluge und überaus wortgewandte Pfarrfrau mochte im kleinen und großen die Vorsehung meiner Freundin spielen. Aber diese hatte einen viel zu selbständigen Charakter, um sich gängeln zu lassen. „Sehen Sie doch nur meinen dicken Kopf an, ob der sich gern leiten läßt!“ klagte sie.

Die Pfarrkinder tollten fröhlich im Hause umher und drangen auch der Tante ohne Scheu in die Stube. Wie litt manchmal die nervenschwache Frau darunter! Wenn sie's merken ließ, so fand man darin eine krankhafte Empfindlichkeit.

Der peinliche Ordnungssinn unserer Freundin kam zuweilen in kleine Kollisionen mit der schlichten oder genialen Weise der Pfarrerin; ihr zartes Gewissen fühlte sich geängstigt von den herzlich gut gemeinten „Mahn- und Weckrufen“ der letzteren, ihr Freiheitsgefühl beengt durch die Dringlichkeit der Liebe. Ihre tiefe Herzensfrömmigkeit wollte sich äußerlich nicht Weg und Weise vorschreiben lassen.

Wenn ich zu Besuch kam, hörte ich die Freunde seufzen. Allerlei kleine Querstände und Mißverständnisse verstimmten gegenseitig, und es wäre schwer zu sagen gewesen, auf welcher Seite die Schuld sei. Die Verhältnisse waren es!

„Sprechen Sie sich offen aus!“ riet ich. „Nur Wahrheit befreit das Herz!“

„Wenn man auf Gnade wohnt, darf man keine Rechte beanspruchen. Und wenn uns die Liebe hätschelt, so darf man sie nicht zudringlich schelten!“ klagte die Freundin.

Der Freund war zaghaft und unsicher, wollte nicht verletzen und undankbar erscheinen, aber er war das unerquickliche Verhältnis herzlich müde.

„So zieht aus!“ riet ich. „Die Gemeinde muß Euch eine Wohnung schaffen!“

Das geschah denn endlich auch. Ein düsteres, unwohnliches Bauernhaus wurde zur Lehrerwohnung, ein Tanzsaal zum Schulzimmer gemacht.

Der Neubau der Schule zerrte sich jahrelang hinaus. Der eine wollte hierin, der andere dahin, der eine s o, der andere s o bauen. Ein Plan verschlang den andern und gebar zehn neue. Der Schulbau regte die Gemeinde auf und spaltete sie in Parteien. So friedlich der Lehrer war, in ihm sah man doch den treibenden Keil und versetzte ihm diesen und jenen Schlag mit Worten.

In Wahrheit wurde er bei dem Schulbau fast gar nicht gefragt; die Pläne gingen über seinem Kopfe hinüber und herüber. Als er sich darüber beschwerte, fuhr der Pfarrer auf: „Vertrete ich nicht Ihre Interessen? Habe ich Sie nicht zehnmal um Ihre Meinung gefragt?“

„Gefragt, ja! Aber Rücksicht auf meine Wünsche hat man gar nicht genommen!“ wandte mein Freund ein. „Und doch bin ich's, der in dem neuen Hause wohnen und arbeiten soll! Eine freundliche Wohnung erhöht die Freudigkeit und hilft arbeiten!“

„Der einzelne muß seine Ansprüche beschränken lernen, das gehört zur Selbstverleugnung des Christen!“ meinte der Pfarrer. „Die Gemeinde hat in der Schulfrage die erste Stimme. Unbilliges werde ich keinesfalls dulden!“

„Für mich ist der Schulbau eine Existenzfrage!“ sagte der Freund. „Ich merke schon, daß er mich aus dem Lande treiben wird!“

Nach endlosen Verhandlungen und Kämpfen wurde die Schule trotz der Bitten und Vorstellungen meines Freundes wieder auf den alten, engen, dumpfen Platz zwischen zwei große Gehöfte eingeklemmt und der Schulsaal über der Lehrerwohnung angebracht.

„Dabei geht meine Frau verloren!“ klagte mein Freund. „Unten wenig Luft und Licht, im Hausflur und auf der

Treppe der Schmutz und das Gestampf der Kinderfüße, über dem Kopfe das Getrampel von früh bis spat: dazu gehören andere Nerven, als meine Frau hat.“

Daß weder Pfarrer noch Gemeinde ein Ohr für seine Wünsche gehabt, verstimmte ihn aufs tiefste. „Ich besitze das Vertrauen der Gemeinde nicht mehr und kann nicht länger hier bleiben!“ behauptete er. Das war Schwarzseherei, denn in Wahrheit stellten ihn alle Urteilsfähigen sehr hoch. Man wollte ihn nicht kränken, sondern bestand nur eigensinnig und rücksichtslos auf seinem Kopfe um der vermeintlichen Billigkeit des Bauplanes willen. In Wahrheit wurde der verpfuschte Neubau, wie immer in solchen Fällen, ungewöhnlich teuer, und hinterher wollte niemand daran schuld gewesen sein.

Der Freund sah sich nach einer andern Stelle um und fand sie endlich in einer schön gelegenen Stadt des Thüringer Waldes, wo seine Schwiegermutter ein eigenes Haus besaß. Das Gehalt betrug zwar kaum die Hälfte des bisherigen, aber er wollte um jeden Preis Frieden haben. Der Drang: Fort, fort! war bei ihm und seiner Frau krankhaft geworden. Ich selbst mußte zuletzt raten: „Zieht hin! Was hilft Euch das bessere Einkommen, wenn Ihr's in Mißmut verzehrt und Euch innerlich aufreibt!“

In einer Januarnacht verließen sie den Ort, in dem sie einst so glücklich und dann so unglücklich gewesen waren. Beim Scheiden zeigte sich die Liebe und Verehrung der Gemeinde in hellem Lichte, aber es war zu spät, um den Entschluß rückgängig zu machen. „Hätten wir das gewußt!“ sagte man auf beiden Seiten.

Ich blieb bei den Lieben bis zuletzt und schrieb der Freundin in ein Buch den „Abschied von der Heimat“.

O hör', das Posthorn klingt!
Nun muß ich fort!
Wie schwer sich mir entringt
Das Abschiedswort!

O Heimat! — weg dem Blick! —
Du sinkst in Nacht! —
Manch' Jahr mit Leid und Glück
Hast du gebracht.

Ich leg' sie auf das Grab
Des Kindes hin.
Mir ist so weh, so weh:
Läg' selbst ich drin!

Nun fällt der Wagenschlag! —
Gott hat's gewollt! —
Folgt dieser Nacht ein Tag? —
Der Wagen rollt! —

Von Freunden nehm ich mit
Ein Blatt Papier;
Auch weigern sie wohl nit
Die Herzen mir!

Den Splitter löst ich ab
Der Brandesstatt,
Von meines Kindes Grab
Ein Epheublatt!

In der neuen Heimat fanden die Freunde manches anders, wenig besser. Die Verluste und Kränkungen wirkten noch nach. Der Schule fehlte eine straffe, förderliche Organisation. Die Armut der Kinder erschwerte die Arbeit. Zu den Kollegen wurde kein herzliches Verhältnis gefunden.

Fleißig gingen unsere Briefe als Boten hin und her, und im nächsten Sommer machte ich mich selbst auf den weiten, aber schönen Weg.

Ich kam an, erfragte das Schulhaus, erstieg die Treppe, öffnete die Thür und hatte ein neues, eigenartiges Bild vor mir: Die Freunde hatten sich beide zu einem niedlichen, etwa dreijährigen Mädchen mit blassem Gesichtchen, schwarzen Haaren und merkwürdigen Augen niedergebückt und machten sich mit ihm zu schaffen.

Nach warmer Begrüßung fragte ich: „Was ist das für ein wunderbares Kind?"

„Unser Kind!" sagte die Freundin glücklich und fast stolz.

„Ihr Kind? Nun, Sie haben doch wieder scherzen und lachen gelernt!" sagte ich.

„Ich scherze nicht!" war die Entgegnung. „Das ist seit gestern unser Kind, unsere herzige Ama. Sie versteht zwar unsere Sprache noch nicht, soll aber schon unsere Liebe verstehen!"

Ich schüttelte verständnislos den Kopf: „Ist sie vom Himmel in Ihr Haus gefallen?"

„Ja, fast!" nickte die Freundin. „Ich habe Ihnen oft von meiner Jugendfreundin, der Frau Oberst A., erzählt? Der Bruder ihres Mannes war Oberförster in Böhmen, starb plötzlich und hinterließ seine zahlreiche Familie in sehr bedrängter Lage. Meine Freundin schrieb: „Du hast Dir immer ein Kind gewünscht. Jetzt kann ich Dir eine kleine böhmische Nichte als Töchterlein ablassen. So und so! Willst Du?" „Natürlich, ja, ja!" schrieb ich, und gestern hab' ich das Kind in E. abgeholt! Da ist's nun! Und bleibt da! Ist unser Kind! Und ich kann's pflegen und erziehen!" Das reinste Mutterglück sprach aus ihren Mienen und Worten.

Ich näherte mich dem holden, fremdartigen Geschöpfchen, da wich es ängstlich zurück, streckte die Händchen gegen mich und rief wiederholt: „Lada lumli nos!" Niemand wußte, was das bedeuten sollte. Still stand sie lange auf einer Stelle und sah uns mit den schönen Augen fremdartig an oder blickte ins Weite. Ohne Widerstand ließ sie sich kleiden, tränken, pflegen. Man führte ihr gleichalterige Spielgenossen zu: sie fragte nichts danach. Man gab ihr Spielzeug: sie kümmerte sich nicht drum. Aber auch Schmerz, Verdruß oder Heimweh äußerte sie nicht.

Wie eine unverständliche Frage war sie vom Himmel ins Haus gefallen, und wie ein stummes Rätsel trippelte sie

durch die Räume oder stand in sich versunken da und schaute ins Leere.

Wir wollten das Rätsel lösen, aber wenig glückte es anfänglich. Außer ein paar aufgeschriebenen tschechischen Redensarten und unsern Mienen und Gebärden gab es kein Verständigungsmittel. Aber eine neue Aufgabe, neues Leben, neue Freude hatte das fremde Kind ins Haus gebracht. Wer das schöne, schweigsame und fremdartige Wesen sah, der war von seinem Zauber bezwungen. Die pädagogische Gabe meiner Freundin hatte eine Aufgabe, ihr Leben wieder ein Ziel bekommen.

Ich war schier verliebt in die kleine Fremde und warb um sie als Bräutlein meines Sohnes. Da lächelte die Freundin und sagte: „Zur Arbeit und zum Leben habe ich wieder Freudigkeit gewonnen, aber zum Plänemachen und Hoffen für immer den Mut verloren. Ängstlich und zaghaft werde ich lebenslang bleiben!“

Ich aber zog getröstet heim. Wer ein Kind mit Liebe erzieht, der lernt auch wieder hoffen.

34. Wie ich in fremden Zungen reden lernte.

Unter den benachbarten Kollegen besuchte ich oft und gern den in O. Es war ein ruhiger, verständiger Mann, redlich in seiner Gesinnung, ehrenhaft in seiner Haltung, tüchtig als Musiker und geschickt als Baumzüchter. Sein Hauswesen war wohlgeordnet und anheimelnd.

Auf meinen Gängen nach O. folgte ich dem Laufe des Baches, freute mich an den Sprüngen und dem Geplauder des Wassers, an Sang und Spiel der Vögel im Gebüsch, am Räderdrehen und Wassersprühen der beiden hübsch gelegenen Mühlen und an dem schönen Gutspark in O.

Bei ernsteren Gesprächen machte die eigenartige Frau meines Kollegen oft die Bemerkung: „Was würde meine Schwester Harriet und mein Bruder Edgar dazu sagen? Die müßten Sie kennen!“ Die beiden Namen wurden stets nur als höhere Instanzen in dem Schulhause zu O. genannt. So rückten sie auch in meiner Vorstellung auf einen Respektsplatz.

Die Schwester war Lehrerin und eine Lieblingsschülerin des trefflichen Schüren in Osnabrück. Vor Jahren war sie ihrem älteren Bruder nach Amerika gefolgt. Dieser Bruder war Philologe und dabei ein feiner Musiker. Er besuchte einen Bruder in Baltimore, der dort Pianofortefabrikant war, ließ sich von ihm in der neuen Welt festhalten und erwarb sich als Sprach- und Musiklehrer ein Vermögen. Der Bruder verbrannte 1859 auf der Austria.

Fräulein Harriet kehrte nach etwa sechs Jahren aus Amerika zu ihrer Mutter zurück, nahm das älteste Töchterlein meines Kollegen in O. zu sich und erzog es wie ihr eigenes Kind.

Eines Tages wurde ich in O. mit der Nachricht überrascht: „Mutter, Schwester und Tochter kommen in diesem Sommer auf einige Wochen zu uns!“ Mit Spannung sah ich dem Besuche entgegen, denn gar schön ist's immer, wenn zum Namen die Gestalt kommt.

An einem Mittwoch wanderte ich nach meiner Gewohnheit gen O. Der Besuch war angekommen. Am Fenster saß Fräulein Harriet mit einer Nadelarbeit beschäftigt. Voll Interesse betrachtete ich die sympathische Erscheinung, eine hohe, schlanke Gestalt in kleidsamer grauer Tracht mit schönem braunen Haar und ruhigen, tiefen Augen. Geist und Güte sprachen aus dem Gesicht, aber still und kühl erschien ihre Weise.

In meiner lebhaften Art sprach ich viel auf sie ein. Aufmerksam hörte sie zu, fragte und sprach mit den sinnigen Augen und in kurzen, treffenden Bemerkungen. Ich mußte

ihr von meiner Jugend erzählen und that das mit Feuer und Liebe. Sie sagte kein Wort dazu und hob nur zuweilen langsam die Augen von ihrer Arbeit nach mir. Ich brach ab und entschuldigte meine Geschwätzigkeit, sie aber bat um Fortsetzung. „Die Geschichte unseres Werdens ist die Erklärung unseres Wesens!" sagte sie. „Wenn uns eine Person interessiert, so muß es auch ihr Werden!"

Das wunderbare Wesen der Fremden flößte mir eine Scheu ein, die mich entfernte, und eine Zuneigung, die mich näher zog. Ich hatte viel von ihrem Gesange gehört und bat sie um ein Lied. Ohne Zögern willfahrte sie. So hatte ich nie singen gehört! Welche Stimme klang und welche Seele sang aus diesen Liedern! Ich fühlte mich bewegt, beglückt, empor gehoben. Später spielten wir vierhändig, sangen Duette und, als eine Schwester aus Holstein dazu kam, die herrlichen Mendelssohnschen Quartette. Niemals vorher und nachher hat Gesang mich so gepackt und erhoben wie in dieser Zeit. Und wie versenkten wir uns in die schönen Texte dieser Quartette! Wie tief und fein empfand Fräulein Harriet das Schöne! Wie hatte es ihr ganzes Wesen verklärt! Immer erschien sie mir wie ein lichter Strahl des Schönen und Guten.

Oft ging ich nach O.; die schönsten Ausflüge machten wir zusammen; die anregendsten Gespräche führten wir. Schöner erschien die Welt in solcher Gemeinschaft und lösbarer jedes Rätsel des Lebens.

Außer dem Kollegen in O. war unsere ständige Begleiterin Fräulein Harriets Adoptivtöchterlein, ein elfjähriges Mädchen von ungewöhnlicher Begabung. Ihr ganzes schönes Wesen goß das Ziehmütterlein in ihr Kind und machte dasselbe zur Vertrauten ihres Gedanken- und Herzenslebens. Vielleicht etwas zu früh wurde das Kind mit dem Ernst des Lebens vertraut und empfing das geistig Nährende in zu reifer Form und zu reicher Fülle. Auch die geistigen Nähr-

stoffe wollen verdünnt, gemischt und dem Alter angepaßt sein. Vor allem will das Kind ein Kind mit Kindern sein. Viel Spiel, viel freie Bewegung, viel Wechsel, viel Lustigkeit, etwas Übermut und Unsinn und ein mäßiger Zusatz von Geist und Ernst: das ist das pädogogische Küchenrezept für das Kindesalter!

Auf einem Ausfluge nach einer Burgruine im Walde folgte das Kind eifrig einem herrlichen Falter ins Gebüsch und verirrte sich endlich von uns. Erst unsere lauten Rufe führten sie zu uns zurück. Ganz verschüchtert und verstört brach sie aus dem Gebüsch, warf sich ihrer Tante in die Arme und schmiegte sich so innig an, als ob sie lange von ihr getrennt gewesen sei und nun mit ihr zusammenwachsen wolle. Ich gab ihr die gute Lehre: „Bist Du irre, so stürme nicht weiter, sondern bleibe still stehen und rufe! Unruhige Hast führt immer tiefer in die Irre!“

„Wollen Sie nicht Englisch lernen?“ fragte mich Fräulein Harriet eines Tages.

Ich sah sie verwundert an und sagte zweifelnd: „Würde ein Anfang lohnen? Weit brächte ich's doch nicht mehr!“

„Sie würden es nicht bei einem Anfange bewenden lassen! Manche Naturen brauchen nur Anstöße, dann zieht sie's mit innerer Notwendigkeit weiter!“ meinte sie.

„Vergessen Sie nicht, daß ich mich dem dreißigsten Lebensjahre nähere! Die Rennbahn ist schon kürzer geworden!“

„Dreißig Jahre? Wie lang liegt das Leben noch vor Ihnen! Ich bin fast um zehn Jahre älter, um die zehn besten Jahre für den Mann, und doch würde ich vor einem Anfange, der einen gesegneten Fortgang verspräche, nicht zurückschrecken!“

„Was soll aber dem Dorfschulmeister das Englisch helfen?“

„Es soll ihm eine neue Aufgabe, eine neue Freude und eine neue Bildungsarbeit sein! Ihr Wesen strebt nach Aus-

dehnung. In Ihrer engen Welt stoßen Sie schon überall an Ränder und Schranken, und vielfach sind Sie schon darüber hinaus gegangen. Der Drang nach Weite und Breite der Bildung regt sich lebhaft in Ihnen. Er wird nicht eher ruhen, bis Sie den innern Ausgleich und den beherrschenden Blick über die gesamte geistige Strömung gefunden haben. Dazu gehört die fremdsprachliche Bildung. Sie hilft das Gleichgewicht zwischen Ihrem Lerndrange und dem riesigen Bildungskapitale, auch dem fremder Nationen, herstellen."

„Sie trauen mir zu viel zu! Meine eng zugeschnittene Bildung trägt ein durchaus deutsches Gepräge und hat schon eine gewisse Abgeschlossenheit. Glauben Sie, daß ich durch fremdsprachliche Studien meinen Gedankengehalt vermehren, mein Denken, Sprechen und Schreiben wesentlich fördern könnte? Ja, wenn ich unsere Klassiker nicht so fleißig studiert hätte! Was können uns die Ausländer mehr als sie geben? Ich glaube an die Bildungsmacht fremder Sprachen bei der Jugend, die dadurch logisch denken, richtig sprechen und schreiben lernt, aber ich hoffe nichts mehr für einen alten Knorren, der nun einmal ist, wie er geworden ist!"

Fräulein Harriet lächelte: „Der alte Knorren von nicht dreißig Jahren! Nein, der soll ja bleiben, wie er ist! Auch logisch denken und deutsch fühlen, reden und schreiben soll er nicht erst lernen! Ist es aber nichts, für seine Bildung neue Maßstäbe zu gewinnen, zur Tiefe auch die Weite zu gesellen? Leben ist Entwickelung, Entwickelung aber Kraft in Bewegung! Das fremdsprachliche Studium wird Ihrer Kraft und damit der Entwickelung einen mächtigen Antrieb geben!"

„Würde nicht jede andere Lernaufgabe in meinem Alter ergiebiger sein? Wohin man sieht, winken Aufgaben!"

„Möglich! Aber die Sprachwissenschaft giebt erst der Bildung einen allgemeinen Charakter. Daß dies Gebiet Ihnen fremd und unbekannt ist, wird der Arbeit den Reiz der Neuheit und den Nachdruck einer Entdeckungsreise geben. Jede

verschlossene Thür reizt die Findigkeit, und jede neue Aufgabe weckt neue Kräfte. Man reist in fremde Gegenden und giebt viel Geld dafür aus, um Schönes zu sehen und sich innerlich daran zu erfreuen und zu bereichern. Warum wollen Sie die Reise in die fremden Sprachgebiete nicht antreten? Nehmen Sie nur den Wanderstab! Sie bleiben nicht in England!"

„Ich hasse aber tote, mechanische Merkdinge, wie Vokabeln, und geistige Mumien, wie grammatische Regeln! Alles andere hat für mich mehr Reiz und Leben als diese Sprachgebeine!" wandte ich ein.

„Ihr Geist wird über die Totengebeine fahren und sie beleben!" tröstete Fräulein Harriet. „Nicht Totes und Mechanisches soll in Ihrem Gedächtnis wie in einem Beinhause aufgespeichert werden und Ihre geistige Spannkraft ermüden, sondern lebendige Pfropfreiser sollen in Ihr Wesen eingesetzt werden! Sie werden „den Sinn beim Geiste fassen", denn Ihr ganzes Wesen ist geistig gerichtet!"

„Und Sie soll ich mit meiner Stümperei und meinen Hinkversuchen plagen?" fragte ich.

„Plage ist nur, was wider unsere Natur und Neigung läuft! Sie zu unterweisen, Ihre ersten Entdeckungsreisen auf einem fremden Boden zu verfolgen, dazu drängt mich Natur und Neigung. Sie plagen mich nicht, sondern erfreuen mich nur. Was sind denn unsere Freuden anders als Bethätigung unserer innersten Natur und Erfüllung unseres bewußten oder unbewußten Lebensdrangs!"

„So muß ich Ihnen schon die Freude und mir die Plage machen!" lächelte ich.

„Die Plage wird Ihnen bald zur Freude werden! Man muß zufassen, um seine Kraft zu erkennen; man muß sich auf den Weg machen, um klar über die Ziele zu werden; man muß in den Kern der Sache dringen, um über Bitternis und Süßigkeit urteilen zu können!"

Ich sah Fräulein Harriet mit stiller Bewunderung an. Welchen Blick, welche Gedanken, welche Sprache hatte die stille, beschauliche Amerikanerin! In der ruhelosen Arbeitshatz der neuen Welt hatte sie mit dem Munde schweigen, aber mit den Augen sehen und mit den Gedanken leben gelernt. In alltäglichen, gemeinen Dingen war sie schweigsam, in bedeutenden aber beredt.

So fingen nun die englischen Studien an und brachten mich in sechs Wochen so weit, daß ich ohne den Beistand meiner trefflichen Lehrerin weiter lernte und nach Jahren glücklich zu befriedigenden Zielen gelangte.

Meine Lehrerin verstand beim Unterrichte die Kunst des Schweigens. Nur Winke gab sie, das Finden war meine Sache. Viel totes Material übersprang sie. „Das ist Gestrüpp auf dem Wege und hält Sie nur auf!" Die Vokabeln erschienen stets in lebensvoller Verbindung, die dürren Regeln in lebendigen Beispielen. Unablässig wurde das Gelernte wiederholt, aber stets in neuer Zusammenstellung und Beleuchtung. Nichts war rein mechanisch, alles durchgeistigt und von der anmutigen Weise der Lehrerin durchsonnt.

Vor ihrer Abreise prägte sie mir nach dem Dictionary von William James die nach Walker und Heinsius in Ziffern dargestellte eigentümliche Aussprache der Vokale genau ein und besorgte mir alle weiteren Lehrmittel.

Schon nach zwei Monaten angestrengter Lernarbeit konnte ich mich an die Lektüre von „The Vicar of Wakefield. A Tale by Oliver Goldsmith" in der Pleßner'schen Bearbeitung (Braunschweig, G. Westermann) machen. Freude und Genuß begleitete die Arbeit. Besonders förderlich wurde mir die unablässige Wiederholung der bewältigten Abschnitte und die Rückübersetzung aus meiner deutschen Übersetzung in das Englische. Das englische Original wurde mir auf diese Weise zum Korrektiv. Die Gedichte des Romans sowie an=

dere aus der Freiligrath'schen Sammlung „The Rose, Thistle and Shamrock“ übertrug ich metrisch ins Deutsche. Den „Landprediger“ und „Oliver Twist“ von Dickens übersetzte ich selbständig ins Englische. Aus der englischen Bibel las ich täglich ein Kapitel, indem ich die deutsche Bibel daneben nahm. Ja, beim Bibellesen in der Schule las ich in der englischen Bibel nach und fand manche dunkle Stelle in der deutschen Bibel durch die englische Lesart erklärt. Mit meiner Lehrerin fing ich einen Briefwechsel in englischer Sprache und — wie sie schonend sagte — mit „gedämpfter Beredsamkeit“ an. Ich las das Englische stets laut und hielt auf Spaziergänge englische Selbstgespräche oder Zwiegespräche mit mir selbst.

Die Anfänge der englischen Sprache machen immer Mut. Der verwandte Sprachbau reizt früher als in einer andern Sprache zu Sprechversuchen. Die eigentlichen Schwierigkeiten — abgesehen von der schweren Aussprache — kommen erst später, z. B. beim Gebrauche der Präpositionen. Meine Lehrerin half sie überwinden durch ein treffliches Buch von Hoegel, „Die Schwierigkeiten der englischen Sprache“, das neben dem englischen Teile auch einen deutschen als Schlüssel hatte. Etwa nach Jahresfrist kaufte ich mir den englischen Shakespeare zum deutschen und versenkte mich mit aller Liebe und Kraft in diesen unvergleichlichen Dichter.

Wäre man sich beim Anfang einer Lernarbeit aller späteren Schwierigkeiten voll bewußt, man finge gar nicht an. So sieht man immer nur die nächsten, glaubt ihrer wohl Meister zu werden und läßt sich so unvermerkt höher und höher hinauf ziehen. Jedes erreichte Ziel öffnet zwar den Blick auf zwei, drei neue und höhere Ziele, aber inzwischen ist auch im Steigen die Kraft gewachsen, so daß sie vor der doppelten Aufgabe nicht mehr zurückschreckt.

Das ist nun der beste Lehrer, der die Schwierigkeiten nicht häuft, durch den Ausblick auf die ganze Länge des Weges nicht mutlos macht, durch Nebensächliches und Mechanisches

nicht ermüdet, immer nahe und erreichbare Ziele steckt, die Freude am sprossenweise Erreichten wach erhält und sie als Sporn zu weiterem Klettern benutzt.

Der Verkehr mit Fräulein Harriet hatte alle Kräfte meines Geistes und Herzens neu belebt, ja manche geradezu neu entdeckt. Vor der Höhe ihres Geistes und der Tiefe ihrer Empfindung, vor dem Takte ihres Wesens und der Güte ihres Herzens hatte ich eine unbegrenzte Verehrung. In dem idealisierenden Zuge meines Charakters stellte ich ihre geistige Bedeutung wohl noch einige Stufen höher, als sie wirklich stand. Ideale waren immer meine Arbeitgeber, die mir aus der Höhe winkten, und die ich nicht durch die Kritik zerrupfen ließ. Wie sie auf mich gewirkt hatten, danach bemaß ich ihren Wert. Was sie andern galten, kümmerte mich nicht. Niemand konnte wohl bescheidener über sich und sein Können urteilen als Fräulein Harriet. Wann wäre Bescheidenheit nicht das Gewand der Tüchtigkeit, besonders bei einer edlen Frau! Nach ihrer Abreise kannte ich nichts lieberes als den Briefwechsel mit ihr.

Meiner Frau hatte Fräulein Harriet herzlich nahezutreten versucht, „doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“ Meine Frau überschätzte ihren Geist und unterschätzte ihr Herz, darum blieb immer ein Respektsgürtel zwischen den beiden Herzen.

In meiner Harmlosigkeit einerseits und meinem Lerneifer anderseits bemerkte ich nicht, daß meine Frau immer stiller und blasser wurde, daß sie gleichgiltig an allem vorüberging, was sie sonst gefreut hatte. Sie verlernte das Lachen, redete viel vom Tode und schien sich darauf zu freuen.

Endlich merkte ich, daß ein geheimer Kummer sie bedrücke. Lange drang ich vergeblich in sie, mir ihr Herz zu öffnen. Eigensinnig verbarg sie den Schlüssel dazu. Als ich aber einst merkte, daß ihr mein begeistertes Lob der neuen

Freundin sichtlich Pein verursachte, da hatte ich den Schlüssel! Und nun öffneten sich alle Winkel und Falten des Herzens. Ja, mein Begeisterung für Fräulein Harriet und meine vertrauter Verkehr mit ihr machten sie tief unglücklich!

Nicht gemeine Eifersucht, sondern das Weh, „daß sie mir nichts sei," brach ihr fast das Herz. „Laß mich sterben, ich passe nicht für Dich!" klagte sie weinend. „Dann wirst Du eine Frau nehmen, die Dich versteht und Dich glücklich macht!"

Meine erste Regung war Unwillen über so thörichte Selbstquälerei, die zweite herzliches Erbarmen mit der armen Frau und ihrem Leide und die dritte: Selbstvorwürfe über meine Blindheit, die mich über ferne Ziele nahe Pflichten hatte versäumen lassen.

Ich suchte meiner Frau auseinanderzusetzen, wie himmelweit verschieden eine edle, reine Freundschaft von der ehelichen Liebe sei, wie viel anders die Aufgabe einer Frau und einer Freundin und wie sehr wohl vereinbar der Doppelstrahl der Gatten- und der Freundesliebe in demselben Herzen seien. Aber ich predigte tauben Ohren. Die eheliche Liebe hat ihren Eigensinn und ihre Selbstsucht. Sie sieht auf einen Punkt, begreift keine Redekunst und verträgt keine Einmieter in ihrem Heiligtum.

Da that ich einen entscheidenden Schritt, den schwersten aber wirksamsten: Ich brach allen Verkehr mit der Freundin ab! Dieser Verzicht gehört zu den schwersten Opfern meines Lebens, aber wenn die Pflicht gebietet, da darf's kein Besinnen und Verhandeln geben. Jahrelang habe ich die Freundin nicht gesehen und gesprochen und nur in Gedanken den Faden geistiger Gemeinschaft weiter gesponnen. Wie schwer auch dieser Bruch das Herz der Freundin traf, kein Wort der Klage ward bei ihr laut. Ihr Leben war ein stäter Dienst, ein fortgesetztes Opfer für andere.

Ich sollte aber auch erfahren, welcher Segen auf dem Opfer der Pflicht ruht. Es war meine Frau, welche später

das zerrissene Band wieder zusammenknüpfte und der Freundin herzlich nahe rückte. Die lange Entbehrung wurde durch eine ungetrübte Freundschaft zwischen uns und unsern Kindern reich belohnt. —

Meine Freundin hatte recht gehabt, da sie sagte: „Sie werden nicht in England bleiben!“

Nachdem ich die englischen Studien einige Jahre mit dem größten Eifer getrieben, begann ich das Studium der französischen Sprache nach den bekannten Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefen. Der zweite Lehrer im Orte und eine gebildete Förstersfrau nahmen teil an diesen Studien. Letztere war dieselbe, die ich auf meinem ersten Gange nach K. bei dem Forsthause am Walde im Kreise ihrer Kinder belauscht hatte. Sie und ihr Mann waren uns Freunde, ihre wackeren Kinder meine Schüler geworden.

Nach einiger Zeit sollte sich für meine französischen Studien eine treffliche Helferin finden. Der adelige Rittergutsbesitzer in O. nahm für seine Kinder eine Erzieherin aus der französischen Schweiz. Von seiner edlen Schwester in K., mit der ich oft Klavier spielte und anziehende Gespräche hatte, wurde ich gefragt, ob ich der Französin deutschen Unterricht geben wolle. Ich erklärte mich bereit dazu, wenn die Schülerin meine französischen Studien zu unterstützen verspräche.

Das wurde zugesagt. Ich traf die neue Schülerin zum erstenmal im Gutspark zu O. Sie mochte zwanzig Jahre alt sein, war gewandt und sicher in ihren Bewegungen und machte durch ihr ganzes Wesen den Eindruck geistiger Reife. Nur die klugen Augen schienen verschleiert und innerlich gebunden, wie es immer der Fall ist, wenn sich zwei von verschiedener Nationalität ansehen, mit einander sprechen und sich nicht verstehen. Der Blick entfaltet erst seine volle Kraft, wenn er durch Wort und Gedanken auch in die Seele dringt. Ohne gegenseitiges Verständnis tragen die Augen beiderseits

einen Dämpfer. Unsere ersten Verständigungsversuche fielen ziemlich kläglich aus. Oft sahen wir uns verständnislos und ratlos an und schüttelten die Köpfe. Obwohl ich viel mehr französisch als sie deutsch konnte, so verstand sie doch häufig mein totes, hartes „Papierfranzösisch“ und ich ihr rasches „Mundfranzösisch“ nicht. Ich hatte die fremde Sprache mit den Augen und nicht mit den Ohren gelernt, las und schrieb sie ziemlich gut, verstand aber nur schwer eine zusammenhängende Rede und mißhandelte jedenfalls mit meiner harten Aussprache und dem verrenkten Idiom das feine französische Ohr. Die Schrift mußte häufig als Dolmetscher der Gedanken zuhilfe genommen werden.

Bald aber ging es besser. Ein wunderliches Kauderwelsch von deutschen und französischen Wörtern und Sätzen wurde zur Brücke zwischen den Seelen. Auf beiden Seiten wurde mit großem Eifer gearbeitet. Aber meine Schülerin überflügelte mich weit. Sie machte reißende, ich nur mäßige Fortschritte. Freilich lebte sie in einer deutschen Atmosphäre, und alles half ihr von früh bis spät lernen, ich aber war allein und hörte immer nur auf kurze Zeit gutes Französisch. Nach Jahresfrist sprach Mademoiselle Adèle ziemlich gewandt deutsch, las unsere Klassiker und handhabte auch die Feder nicht übel. Sie übersetzte viele Gedichte von Goethe u. a. mit feinem Verständnis metrisch ins Französische. Ich hatte meine helle Freude an einer solchen Schülerin. Im Unterrichte wurde mehr gethan als Vokabeln und Regeln gelernt; Geist und Leben durchwehte ihn, und der lebensvolle Inhalt fesselte uns mehr als die bloßen Sprachformen. Die Stunden waren eine Weide für Geist und Herz.

Ein Band herzlicher Freundschaft vereinigte uns auch später, und ein bald deutsch, bald französisch geführter Briefwechsel erhielt und befestigte es. Nach 6—7 Jahren kehrte Mademoiselle Adèle Rosselet in ihre Heimat zurück und wurde deutsche Lehrerin an der Schule in Couvet. Als Übersetzerin von G. Ebers Roman „Die Schwestern“ machte

sie sich in weiteren Kreisen einen guten Namen. Auf meinen Rat gründete sie in dem schön gelegenen Couvet bei Neuschâtel ein Institut für deutsche Lehrerinnen, Gouvernanten und Gesellschafterinnen zur Ausbildung in der französischen Konversation, das nach Wunsch und Erwarten aufblühte.

Auch den Fund dieser geistig so begabten und von Charakter so edlen Freundin zähle ich zu den glücklichen auf meinem Lebenswege, wie sich denn in der scheinbaren Planlosigkeit meines Bildungsweges überall eine gütige, höhere Hand zeigte, die alles fast planmäßig fügte und zum besten lenkte. So habe ich später auch noch einen trefflichen Meister gefunden, an dessen Hand ich einige Jahre energisch Latein lernte, ohne es indessen in dieser Sprache viel über Quartanerleistung zu bringen. In den Geist der Sprache drang ich ein, aber in den Formen blieb ich unsicher.

Wer einen aufmerksamen Blick für Fügungen und Führungen und eine gewisse Willigkeit, sich fügen und führen zu lassen, hat, dem wird es nie an Führern und Erziehungsgelegenheiten mangeln. Nur der Stumpfheit und Trägheit ist die Welt mit Brettern vernagelt. „Die ewige Kraft und Gottheit wird ersehen aus den Werken der Schöpfung, so man des wahrnimmt.“ Und die eigene Kraft und himmlische Berufung wird entdeckt, so man des wahrnimmt, was in uns und um uns vorgeht. An Mitteln zu unserem Frommen fehlt es nie und nirgends, wohl aber oft an erleuchteten Augen des Verständnisses und an demütiger Lernwilligkeit. „Mancher wunderliche Mensch meint, er brauche nur zu würfeln, und der liebe Gott müsse ihm die Steine setzen.“ „Alles vollzieht sich bei der Entwickelung kraft der menschlichen Freiheit unter den Einflüssen der Außenwelt.“ Alles ist unser, man muß es nur recht gebrauchen lernen! „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“ — Das ist jedem gesagt. —

Die fremden Sprachen haben mir mehr Zeit und Mühe

gekostet, als ich anfänglich glaubte, und weniger Bildungsgewinn gebracht, als viele davon erhoffen. Ich hatte eben zu spät damit angefangen. Eine gründliche deutsche Bildung, die stark und sicher in unsern Klassikern wurzelt und daraus Mark und Leben gesogen hat, wird durch fremdsprachliche Studien, die erst in reiferem Alter begonnen werden, nur noch mäßig gefördert. Wider Erwarten sollten aber die fremdsprachlichen Studien, die ich stetig fortsetzte, für mich später eine besondere Bedeutung erhalten: Ohne sie hätte ich nicht Rektor einer Mittelschule werden können. —

35. Der Normalkantor und seine Rezepte.

Mit meinem Kollegen und Freunde in O. und seinen beiden Schwägerinnen unternahm ich in den Sommerferien 1864 eine mehrtägige Fußwanderung im Thüringer Walde. Unsere lieben Mendelssohn'schen Quartette für gemischten Chor wanderten mit uns. Wenn die Schönheit der Landschaft oder reger Gedankenaustausch die Seele emporhob, dann gaben wir unserem gesteigerten Empfinden Ausdruck in einem dieser herrlichen Lieder. Wir besuchten als fahrende Sänger all die schönen Orte, die durch meine Erinnerung schon geweiht waren. Aber schöner als je erschienen sie mir, und aufs neue begeisterten sie mich zu dichterischen Versuchen.

Eines Abends kehrten wir in dem meiningenschen Dorfe Schw. ein. Im Herrenzimmer des Wirtshauses saß eine kleine Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung. Ein ältlicher Mann mit rundem Gesicht und lebhaften Augen führte meist das Wort.

Wir ließen uns ermüdet an einem Tische in einer halbdunkeln Ecke nieder; aber die klugen Augen des belebten Gesichts gingen forschend zu uns herüber wie die eines Fleischers, wenn er ein Häuptlein Vieh taxiert.

Einer nach dem andern verlor sich aus der Gesellschaft; unser Mann blieb bis zuletzt, um die frisch gestopfte Pfeife anzuzünden.

Es konnte nicht fehlen, — dies kluge Gesicht und behäbige Wesen mußte dem Herrn Schulmeister angehören. Also redete ich ihn an: „Irre ich nicht, so führt uns ein gutes Glück gleich beim Eintritt den Herrn Lehrer des Ortes in den Weg!"

„Sie können nicht irren!" lächelte er, „denn wir Schulmeister tragen die Standesmarke im Gesicht. Ihnen beiden hab' ich's auch gleich angesehen."

Wir stellten uns gegenseitig vor, schüttelten uns die Hände, und er setzte sich zu uns.

„Sie wollen in uns Lehrer erkannt haben!" — fing ich an. „Jungen Lehrern ist das häufig ein schlechtes Kompliment; sie möchten alles andere lieber als Lehrer scheinen. Drum kriechen sie in allerlei Verkappungen, als da sind: Schnurrbärte, graue Röcke, weiße Hüte, bunte Hosen und burschikose Reden. Nun möcht' ich beileibe kein Verbot auf diese Dinge legen — das letzte ausgenommen —, aber als Mummenschanz, um den Schulmeister zu vestecken, ist's geradezu verwerflich. Es ist eine Ehre, ein Lehrer zu sein! Davon laß ich mir trotz des Nasenrümpfens der Hochmögenden nichts abhandeln. Und jeder kann das dreist auch durch den äußeren Zuschnitt verraten. Eberhard von Rochow wußte für die Urne seines Freundes und Helfers bei der Schulreform, Heinrich Julius Bruns, in dem Reckanschen Parke keine ehrendere Inschrift als: „H. J. Bruns. Er war ein Lehrer." "

Der alte Kollege reichte mir die Hand über den Tisch und rief: „Freut mich, freut mich, dies von einem jungen Amtsbruder zu hören! Alles andere lieber als Schulmeister! Richtig! Da guck' ich mich unter den jungen Herren um: Dieser sucht seinen Ruhm als Klavierspieler; jener will

sich als Sänger vorthun; hier will einer als Vergnügungsrat bei allerlei Narreteien glänzen; dort macht sich einer wichtig als Dichter oder Skribent; aber nach der Ehre, ein tüchtiger Schulmeister zu sein, geizen nur wenige. Die edle Schulmeisterei und den Schulstaub mögen sie mit keinem Finger anrühren. Und wenn sie zusammenkommen, heißt's vorerst: „Handwerk an den Nagel!" Pfui! Seine Fahne darf man nie und nirgends verleugnen."

„Nun verraten Sie mir übrigens die „Lehrerzeichen", die uns weithin kenntlich machen!" bat ich den Alten.

„Ein Zug des Denkens auf der Stirn, der Würde in den Augen und des Befehlens um den Mund!" antwortete er. „Diese drei Dinge muß ein Kindergeneral haben, und sie prägen ihre Spuren meist ins Gesicht. Sie gehören ja freilich nur in die Schule, aber sie begleiten den Lehrer oft über die Schulwände hinaus und werden dann als Anmaßung, Dünkel, lächerliches Air u. s. w. bespöttelt. Mit Unrecht! Man kann zwar Röcke und Rollen auf der Bühne wechseln, aber Schauspieler sind wir doch halt nit. Aus dem Schulmenschen wird man sich im Leben nie ganz herauswickeln können; wäre auch nimmer groß zu loben! Um jeden emsigen Schulmeister wird immer so eine unsichtbare Schuldunstatmosphäre wehen. So geht mir's. Man lächelt zuweilen über mich, aber doch ist keiner dem alten Normalkantor gram."

„Normalkantor?" fiel mein Freund ein. „Ist das ein Titel oder ein Name?"

„Ein Titel!" lachte der Alte, daß ihm der ganze Leib wackelte. „Zuerst war's ein ausgeschlüpftes Witzei eines feindlichen Kollegen, aber nun ist das fremde Kind adoptiert, und alle nennen mich so. Wenn man uns zum Hexentanzplatz macht, muß man still halten und dazu lachen. Nachgehends wendet sich leichtlich die Schmach in Ehre."

„Lassen Sie uns doch die Geschichte ihres Ehrentitels noch besser erfahren!“ sagte mein Freund.

„Da müßt' ich weit ausgreifen!“ lachte der Alte. „Ehe so ein Narrenhäusle gebaut wird, ist mancher Stein in den Grund gelegt worden. Auf unsern Konferenzen hab' ich halt immer ein böses Maulwerk gehabt und mich manchmal nit fein säuberlich über verkehrte Grundsätze hergemacht. Da hab' ich dies und das „nit normal“ geheißen. Es geht der Zunge wie dem Schwert Joabs, so ein- und ausging; hat sie einmal ein Wort geläufig, so hält sie's auf allen Märkten feil. Einmal hab' ich einen Vortrag über die normalen Prinzipien des Unterrichts gehalten und bin da dem alten Schlendrian und den geistreichen Methoden gleich hart an den Zopf geraten. Seitdem bin ich der Normalkantor ohne Widerrede.“

„Wollen Sie uns nicht etwas von diesen Prinzipien hören lassen?“ fragte mein Freund.

Der Alte räusperte sich und lachte: „Na, ich will mal bunt 'neingreifen ins Wasser, ob mir ein Fischlein in die Hand gerät; sie entschlüpfen dem löcherigen Gedächtnisnetze gar leicht in meinen Jahren. Also: Der erste Unterricht ist meist verkehrt. Warum? Er wendet sich an die Geisteskräfte der Kinder statt an ihre Schwächen.“ Wir lachten beide, und der alte fröhliche Amtsbruder stimmte herzlich ein. „Das heißt,“ — fuhr er fort, — „man läßt die Schwächen, deren genaue Erforschung man nit der Mühe wert hält, meist außer Rechnung und arbeitet mit Kräften, die hinter den Schwächen wie in einem Gehäuse sitzen!“

„Zum Beispiel!“ sagte mein Freund.

„Es wird den Kindern viel vorgeredet, und sie verstehen nix davon. Jedes unverständliche Wort ist ein Diebstahl an der Zeit und Lust der Kleinen. Der Lehrer muß sich anfänglich streng im Kreise ihrer Begriffe halten; steigt er höher, so ist's den Würmern zu Mute wie einem Blinden, der auf dem Seile tanzen soll.“

„Man mutet den Kindern Denkprozesse zu, da sie noch nit mal hören und sehen können, nur schmecken! Sie können nix und wissen nur äußerst wenig. Dies Wenige aber muß der Keim, der Ausgangspunkt alles Unterrichts sein. Statt dessen führt man das Kind in eine vollkommen fremde Welt, wo ihm seine armen Sinne nix helfen: man fängt mit dem Einprägen religiöser Stoffe an, die schon ein Erwachen des Gefühls und des Gedankens voraussetzen. Die heiligen Stoffe werden dadurch gemißhandelt. Da wollen einem die Alten groß helfen und bleuen ihren Kindern Unsinn ein, der seine Queckenwurzeln durchs ganze Leben schiebt. Da kommt so ein fünfjähriger Wicht und kann das Lied: Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich. — Die Mutter kann's nit verbeißen; sie muß mir das gleich rühmen, und der Bub' muß vor der Thürschwelle schon seinen Leierkasten drehen. Wie sagt er den Schluß des zweiten Verses? „Hä liet dotedetacketos in einen Tippelein." Das soll heißen: Er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein. — Ich nehme bei den Kindern keine wachen, sondern nur schlummernde Geisteskräfte an. Und die Fensterlein, durch die man ihnen: Guten Morgen, — ausgeschlafen? zuruft, sind die Sinne. Die müssen vorerst klar gemacht werden. Mir ist das kleine Volk ein Pack voll Möglichkeiten; ob's Wirklichkeiten werden, muß sich zeigen, wenn die Stricke und Verpackungen beseitigt sind."

„Über den religiösen Unterricht der Kleinen gönnen Sie mir noch ein Wort!" fiel ich ein, und er nickte.

„Er darf nur in Gestalt von Historien an die Kleinen kommen. Viele biblische Geschichten spiegeln so lieblich ein Stück stille Kindeswelt ab, worin die Gestalt des Himmels wiederscheint, wenn es klar ist. So eine heilige Historie stellt die Füße des Kindes in seine bekannte Welt und hebt das Häuptlein nach oben. Der Weg zum Unbekannten kann nur durch das Bekannte führen, in der Religion von der

Heilsgeschichte zur Heilslehre. Die Menschheit ist ein historisches Produkt und der Sinn für Historie einer der ersten und stärksten im Kinde. Der Gedanke war vor der That; aber an der That entzündet sich der Gedanke neu. Geschichte ist der plastische Gedanke. Heilsgeschichte ist der Fleisch und Blut gewordene Gottesgedanke. In dieser Gestalt packt er die Kleinen, nicht aber in den Lehrsätzen des Katechismus.

„Darin wären Preußenland und Meiningen einig!“ lächelte der Alte. „Aber weiter! Man legt dem kindischen Treiben und Lernen meist falsche Motive unter. Ihre Motive sind stets äußerlicher, oft lächerlicher Art. In der Aufspürung derselben steckt aber eine Schulmeisterkunst. Man muß die eignen Pferdlein der Kinder an den Wagen spannen, und wenn sie ruppig sind, muß man sie striegeln. Ich hab's kein Hehl, daß ich als Bube alle Welt durch meine Fortschritte im Latein überraschte. Erstes Motiv? Ich wollte gern meine Mitschüler lateinisch schimpfen lernen! — Das ist der beste Kleinkinderlehrer, der sich am tiefsten zu ihren Schwächen niederbückt und die bravsten Rezepte für dieselben weiß. Der Mann ist kein Maßstab für das Kind. Die Kinderwelt hat ihren eigenen Zollstock. Den muß man handhaben lernen.“

„Im allgemeinen sind diese Grundsätze bereits als richtig anerkannt!“ sagte mein Freund.

„In der Theorie!“ rief der Alte, „aber selten in der Praxis. Schauen Sie um! Redet man kindlich mit den Kindern? Giebt man ihnen Futter für ihren Kinderschnabel? Sieht man die Augen als den ersten Weg in den Kopf an und die Ohren als den zweiten? Geht man Schritt vor Schritt aus der Heimat in die Fremde? Setzt man nit Gedanken und Selbstzucht voraus, wo nur blinde Triebe sind? Viele der gelehrten Herren spielen mit den Kindern Belagerung einer Festung, bauen außendrum allerlei Bollwerke, ziehen

Laufgräben und schießen Brandraketen hinein — nota bene die nit zünden — und hungern sie aus. So wird's nix! Hinein in das Kind, in seine Welt, in seine Sprache und seine Liebe, es Zoll um Zoll höher heben, damit es weiter und weiter schaut, so wird der erste Unterricht normal."

„Können Sie uns nicht ein paar spezielle Rezepte aus Ihrer Küche geben?" bat ich den Alten. Rasch und freudig antwortete er: „Warum nit? und wär's nur zur Kurzweil!"

„Die Anschauung ist die Heerstraße der Wissenschaft!" fing er an. „Es kann den Kindern kein Begriff zugemutet werden, wozu das Bild oder wenigstens eine Ähnlichkeit fehlt. Mehr noch! Toter Anschauungskram wirkt ertötend, also die toten Dinge müssen belebt werden, damit sie gleich jenen Totengebeinen sich zusammenfügen, regen und leben. Das wollen wir mal auf den Leseunterricht anwenden. Da wird gleich in der zweiten Woche mit den schwarzen Männlein losgehandelt. Haben Sie schon mal in ein Buch mit fremden Lettern geguckt? Etwa Hebräisch? Da vergeht einem Hören und Sehen. So ist's den Kindlein zu Mute, wenn sie in die Fibel müssen, nit besser als dem Daniel, da er zu den Löwen in den Graben geworfen wurde. Was ist da zu machen? Merken Sie: Wenn ich die fremden Zeichen und Namen sich decken lasse mit bekannten Dingen und Lauten, dann kriegt die fremde Welt ein bekanntes Gesicht, und den Kleinen wird wohl in der schwarzen Gesellschaft."

Der Alte sah uns lächelnd an, und wir dachten dem Sinne seines Rezeptes nach.

„Lassen Sie mich versuchen, Ihre Idee praktisch anzuwenden!" sagte ich, und der Alte nickte eifrig, während er mit durstigen Zügen die erloschene Pfeife wieder in Brand setzte.

„Nach Ihrer Meinung müssen die meisten Fibeln falsch anfangen, denn sie malen zwar Bildchen neben die Buch-

staben, die aber zur Form des Buchstaben und zu seinem Laute passen wie eine Kartoffel an eine goldene Uhrkette."

Der Alte wollte sich ausschütten und nickte immer geschwinder.

„Das Kunststück wäre also, aus der Welt des Kindes ein Ding zu finden, das entfernte Ähnlichkeit mit dem Buchstaben hätte, und in dem Lebenskreise dieses Dinges einen Laut ausfindig zu machen, der dem Laute des Buchstaben entspräche. Aber — da werden wir uns oft umherwürgen wie der Widder, der in den Hecken hing."

Der Alte schüttelte eifrig. „Denken Sie nur nach. Suchen, suchen!"

„Ich hätte da einige," sagte ich, „z. B. das „b" wäre mit einer Tabakspfeife zu vergleichen; beim Ausstoßen des Rauches wird der b-Laut hörbar. Das „d" wäre mit einem Dampfkessel zu vergleichen, der bei dem raschen Ausstoßen des Dampfes den d-Laut hören läßt. Das „z" hat Ähnlichkeit mit einer Zange, und diese bringt beim Öffnen und Schließen eine Art z-Laut hervor."

Der Alte wälzte sich fast vor Vergnügen auf dem Sofa. „Weiter, weiter so!" drängte er.

„Das „o" ist wie das Ohr geformt oder wie der Mund, der ein o spricht. Das „a" könnte ein Schilderhaus sein, welches von dem Büblein, das zum erstenmal in die Stadt kommt, mit einem lauten „ah" bewundert wird. Und das „ä" möchte dann ein Schilderhaus sein, auf dem zwei Raben sitzen und „ä" krächzen. Das „S" hat Ähnlichkeit mit einem Würstlein, das in der Pfanne zischt; das „ſ" wäre ein langgestrecktes und das „s" eins mit aufgegangener Schlinge. Das „j" könnte die Flinte des Jägers vorstellen, aus der die Kugel mit einem raschen „j-Laute" die Luft durchschneidet."

Länger bemeisterte sich der Alte nicht. Er umarmte mich voll Entzücken und sagte: „Seit Jahr und Tag ist mir dies

die liebste Stunde, da ich doch auch noch junge Lehrer finde, die Kopf und Schulmeisterherz auf dem rechten Flecke haben. Hier herum wäre ich unter den Jungen schier verzagt."

Und nun fuhr er fort, Ähnlichkeiten zum ganzen Alphabet vorzuführen. Wo ein Bild oder Laut fehlte, da half ein Geschichtchen. Sie waren oft so schnurrig, daß wir in lautes Gelächter ausbrachen.

„Ja, lacht nur!" sagte der gutlaunige Greis. „Je auffälliger, desto haftbarer! Ein Kindessinn und Kindesverstand kann nimmer subtile Unterschiede machen. Alles muß groß, groß Fraktur sein." Das „u" war ein Fäßchen, unten zu und oben auf, in das der Böttcher seinen Fritz gesteckt hatte, weil er gelogen. Vor Furcht und Frost heulte nun der Bube „u u u". Beim Schreiben kommt noch ein Deckel aufs Fäßchen, nun kann der Lügner um so weniger heraus. Ein paar Tage darauf lügt der Missethäter aufs neue, und nun wird ihm das Fäßlein über dem Kopfe umgestülpt, daß es oben zu und unten offen ist, darunter heult der Bub' ein dumpfes „n". Das „ü" sind zwei Rößlein, die von zwei Buben in die Schwemme geritten werden. Jetzt wollen sie durchgehen, und die Reiter schreien aus vollem Halse „ü" (mit Weglassung des h)."

Und so ging's fort. Der Alte überbrückte alle Schwierigkeiten, und wenn's noch so kurios ging. Er mußte dem Dinge lange nachgegrübelt haben.

Item: Ein Sinn steckt auch in scheinbarem Unsinn.

Der Alte fuhr fort: „Das Kind muß den Gegenstand entstehen sehen. Das giebt dem Unterricht Interesse und dem Stoffe Haltbarkeit." Die Wichtigkeit der entwickelnden Methode war ihm also nicht fremd. Er suchte sie uns an Beispielen zu veranschaulichen. „Die Kinder sollen eine Quittung machen. Wie treibt man's meist? Na, man bleut ihnen eine Schablone ein und schachtelt nun die Beispiele hinein. Warum erfindet man die Schablone aber nicht

selber mit den Kindern? Melchior, sag' ich, hol' mir ein Pfund Tabak beim Krämer! Melchior springt und ist bald zurück. Da, hier hast Du einen Dreier für Deine Mühe. Du mußt mir aber eine Quittung darüber geben. Na, glotz' mich nur nit an, Melchior! Du sollst weiter nix sagen, als daß Du das und das gekriegt hast. Sag's mal: „Ich habe einen Dreier gekriegt." Das ist nicht genug. Von wem denn? „Vom Herrn Kantor." Die giebt's viel in Meiningen und in der Welt; besser: „Vom Herrn Kantor H." In Burtehude oder Wolfenbüttel? „In Schw." Nun sag' noch, wofür? „Für einen Weg zum Krämer." Jetzt setze alles zusammen, und weil das Geld die Hauptsache ist, so stell's vornweg. „Drei Pfennige habe ich für einen Weg zum Krämer vom Herrn Kantor H. in Schw. erhalten." Damit man nun weiß, wer der Empfänger ist, wo und wann er's erhalten hat, so schreibt man darunter den Ort, das Datum und den Namen. Also: „Schw. den 5. Juni 1857. Melchior Säbelbein." In derselben Weise werden die übrigen Formen eingeprägt. Wenn nun die Schablone fertig ist, so wird sie für alle möglichen Verhältnisse probiert. Und wie ich's mit der Quittung vorgemacht habe, so traktiere ich alle Geschäftsaufsätze."

„Ich habe eine winzige Bibliothek, aber eine dicke Sammlung von Auszügen," sagte der Normalkantor, als wir von der Fortbildung des Lehrers redeten. „Wer hinter die Weiden kriecht und läßt den geistigen Strom der Zeit an sich vorbeischießen, der wird dürr wie ein Ast, dem der Saftzufluß fehlt. Der eigene Vorrat ist so klein, daß man's ohne Zufuhr bald verbraucht, und dann hotzelt man in seiner Armut zusammen wie der Schlotfeger, der im Schloß zu Gotha oben im Kamin stecken geblieben und nimmer anders heruntergekommen ist denn als geräuchertes Skelett. — Leider kostet aber der geistige Saftzufluß — gute Schriften — ein artig Stück Geld. Arm könnte man sich kaufen, wenn man seinem

Gelüst halbwegs folgte. Da hab' ich's anders eingefädelt, um das Geld zu sparen und die geistigen Gewinne gleich praktisch zu verwerten. Ich hab' wenig gekauft und doch viel gelesen. Vom Gutsherrn, vom Pfarrer, von Kollegen, aus der Bibliothek u. s. w. habe ich gute Bücher entlehnt. Für jedes Buch machte ich mir nun ein wohlgegliedertes Exzerptenheft und sammelte Rezeptlein aus allen Ecken. Fand ich etwas nach meinem Schnabel, flink wurde es fein ordentlich in sein Fächlein quartiert. So hab' ich mich belehrt und Schätze aufgespeichert nit in weitläufigen Räumen, sondern hübsch handlich. Die praktische Anordnung der Auszüge ist die Hauptsache. Die Dinge dürfen nit bunt im Kopfe und auf dem Papier 'rumspuken, sondern müssen fürs Bedürfnis wohl geordnet des Griffes gewärtig sein. Die Bücher gingen aus meinen Händen. Ich hatte sie oft genug geplündert, aber kein Mensch merkte den Diebstahl. Und den Dieb biß sein Gewissen halt auch nit."

„Aber das Studium der Schriften ist nicht die Hauptsache," meinte der Alte. „Die wollen oft was geben und geben nix. Hinter dem Wollen steckt der Experimentalunterricht. Ich muß wissen, was ich gebe und daß ich gebe. Ein Herumtappen vor der Thür wär' halt zu spät. Die Waffen müssen geschliffen sein, womit so eine Burg von Thorheit und Willenlosigkeit erstürmt werden soll. Wo der Angriff zu machen, das muß ich aus des Kindes Eigenart erforschen. Der beste Leitfaden der pädagogischen Wissenschaft ist das Kind selber. Psychologie nennt man's jetzt und macht eine Wissenschaft daraus. Gut. Mir ist's eine alte. Ich hab' immer hingehorcht, wo's fehlt. Hab' nach Schlüsseln zu dem kleinen Hirnkasten und dem kleinen Herzen gesucht. Umgehorcht hab' ich bei klugen und dummen Menschen. Bei den Dummen erforschte ich das Bedürfnis und bei den Klugen die Abhilfe. Und welches ist nun die Waffe des Lehrers? Das ist sein Wort. Wie die Sprache

im allgemeinen das Thermometer der geistigen Reife ist, so zeigt die Unterrichtssprache am besten das Lehrgeschick, die Leistungsfähigkeit des Lehrers und — den Erfolg des Unterrichts. Da hab' ich manchmal gesucht, gefeilt, umgestellt, damit der Wortpfeil sitzen sollte. Wenn er nit sitzt, wäre er besser ungeschossen blieben. Wie hab' ich mich manchmal über mich selbst erbost, daß ich soviel in das Schulzimmer hinein schwatzte, und an keinem Haken blieb's hangen. Ich schieße noch heut' manchen Wortpfeil ins Blaue, aber ich nehme mich doch zusammen. Wer die Worte legt und wiegt für das kindliche Bedürfnis, der spart sich die Reue über vergeudete Zeit und getötete Aufmerksamkeit."

Der Alte hielt ein. Die Pfeife war kalt, aber sein Gesicht glühte. „Ich red' da auf Sie hinein wie ein Sausewind auf die Mühlenflügel. Nehmen Sie's nit ungrad! Ich bin halt ganz aus den Reifen vor Freud', so ein paar preußische Kollegen getroffen zu haben. Ich könnt' Ihnen noch ein Langes und Breites herthun über normale Prinzipien, aber Sie werden halt satt haben."

Wir plauderten noch hin und her, Weizen und Spreu durcheinander. Als ich ihn um die äußeren Verhältnisse der meininger Lehrer fragte, zuckte er rasch die Achseln und meinte: „Wir singen halt dieselben Noten zum großen Schulmeister — Klageliede. Etwas ist's ja nach vorn geruckt, — aber kleine Leute, kleine Schritte! Der Reihetisch hat aufgehört; es giebt Alterszulagen, aber an den Portionen überladet sich keiner den Magen. Von mir kann ich nit reden, denn meine Stelle gehört zu den guten, und die ganz gemeine Not ist mir drei Schritt vom Leibe geblieben. Aber was andere leiden, leid' ich mit!"

„Ihr Gesicht ist der Hypothekenschein eines glücklichen Lebens!" sagte ich. Da zogen düstere Schatten über die sonnige Gesichtsfläche, und er schüttelte langsam das ergraute Haupt.

„Eine lange Leidenskette zieht durch mein Leben!" sagte er. „Von allen meinen Kindern blieb mir eine Tochter, ein

Schmerzenskind, von Jugend auf mit der fallenden Sucht behaftet. O, meine Freunde, das Weh hat keinen Ausdruck, in das mich Gott getaucht hat, und der stille Spiegel des Gesichts verrät den Aufruhr nit, der dahinter getobt hat. Wie oft während der Schule erhob sich über mir das entsetzliche Poltern, Ächzen und Schreien! Hin war Sammlung und Lust! Zuletzt trat eine dauernde Geistesstörung ein. Das Kind wurde einer Irrenanstalt übergeben. Vor zwei Jahren kam sie heim, um — bei uns zu sterben."

Bis gegen Mitternacht blieben wir bei einander. Ernst und Scherz würfelten durch einander.

Manches Lied wurde gesungen, und der Alte sang nach Herzenslust mit, obwohl seine Kunst in dem Stück nichts weniger als „normal" war.

„Fürwahr ein wackerer Schulmeister, wenn auch hier und da ein wunderlicher!" sagte mein Freund, als der Kollege nach herzlichem Abschiede gegangen war.

Mich aber zerrte der Normalkantor im Traume noch weidlich umher.*)

36. Wie des Vaterlandes Geschick mein eigenes berührte.

Das Leben des einzelnen wäre ärmlich und farblos, wenn es nicht in das nationale Leben eingewebt wäre und von diesem Halt und Antrieb erhielte.

Bis in mein Dorf schlug das große Jahr 1866 seine Wellen. Am 27. Juni, dem angeordneten Bettage, war unsere Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt.

„Herr, wenn Not da ist, so suchet man dich!" Der Krieg

---

*) Im Sommer 1879 nahm ich mit meiner Frau bei Schw. auf einige Tage Sommerfrische. Ich fand den Normalkantor noch am Leben, sogar körperlich rüstig, aber er hatte bei seinem hohen Alter völlig das Gedächtnis verloren. Seit einer Reihe von Jahren war er mit vollem Gehalte in Ruhestand getreten

mit Österreich war ausgebrochen, der Degen gezogen, die Büchse geladen und die Kanone aufgefahren.

Plötzlich erzitterten die Fenster der Kirche von einem dumpfen Krach. Alles horchte bang auf. Jetzt abermals ein Krach! Das mußten Kanonenschüsse sein! Hatte eine Schlacht begonnen? Die hannoversche Armee lag drei Stunden von uns bei Langensalza, ein zusammengewürfelter preußischer Heerhaufe unter dem General v. Flies bei Gotha. Kein Zweifel, sie waren am Bettage aneinander geraten! Die Schüsse fielen ziemlich vereinzelt, aber mit brennendem Verlangen sah jeder dem Ende des Gottesdienstes entgegen.

Die letzten Tage waren Tage der Unruhe gewesen. Allerlei Gerüchte schwirrten wie Mücken durch die Luft. „Die Hannoveraner kommen!“ rief man sich zu. „Sie sind in Göttingen! In Heiligenstadt! In Worbis! In Mühlhausen! Über 20 000 Mann ziehen heran, der König Georg und der Kronprinz mit ihnen! Sie wollen zu den Bayern bei Eisenach stoßen! Hier kommen sie durch! Wie wird's uns gehen!“

Einmal kam schreckensbleich ein Weib aus dem Walde und schrie durchs Dorf: „Sie kommen, sie kommen!“ Wie eine Herde Schafe beim Gewitter drängten sich die Frauen blaß und zitternd zusammen. „Was sollen wir nur anstellen?“ klagten sie.

„Die Soldaten mutig und freundlich empfangen, Küche und Speisekammer öffnen!“ sagte ich. „Eure Würste essen die Hannoveraner, Euch selbst aber nicht, das glaubt mir. Es sind deutsche Landsleute, die so wenig Freude am Kriege haben wie wir!“

Für diesmal blieb's beim Schrecken. Es war bloß eine Reiter-Streifwache, die den Hainichwald nach Feinden absuchte. Zaghaft ritten, guckten und fragten sie umher. Der dichte, breite, dunkle Wald machte ihnen augenscheinlich Furcht. Endlich mochten sie sich überzeugt haben, daß ihnen von der Werra her keine Gefahr drohe, und sie verschwanden.

Durch das Unstrutthal wälzte sich der ansehnliche Heeres-

knäuel langsam, überlangsam vorwärts. Überall wurden vorsichtig, übervorsichtig die Fühlfäden ausgestreckt. Erschreckt wurde bei jedem verdächtigen Zeichen Halt gemacht. So hatte ein Ulanenrittmeister in den Dörfern an alle Hofthore große Zahlen einzuquartierender Mannschaften, die im Anzuge wären, anschreiben lassen, und diese „Kreidemannschaften“ machten in der That die Feinde stutzig. Vor Langensalza, zwischen Thamsbrück und Nägelstädt, mit dem Hauptquartier in Merxleben, bezogen die Hannoveraner eine gute Verteidigungsstellung. General Flies mit seiner Handvoll zusammengeraffter Preußen und Gothaer hatte den Auftrag, dem Feinde an der Klinge zu bleiben und einen Durchbruch nach Süden wie eine Rückkehr nach Norden zu verhindern. Aber die Kampflust riß ihn fort. Mit etwa 9000 Mann griff er die Hannoveraner an, nahm das schwach besetzte Langensalza und pflanzte seine Kanonen auf dem Jüdenhügel und beim Badewäldchen auf. Ihre Schüsse hatten wir in der Kirche gehört.

Endlich war der Gottesdienst aus, und ich eilte auf den Turm. Richtig, jetzt blitzte es auf dem Jüdenhügel neben Langensalza; Dampf stieg auf, und ein dumpfer Krach erschütterte die Erde. Jetzt ein zweiter vom Badewäldchen! Auf der Gothaer Chaussee wälzten sich Staubwolken gegen Langensalza heran. Durch die Felder bewegten sich schwarze, unförmliche Massen. Sicher, die Preußen gingen zum Angriff vor!

Im hannoverschen Lager sah alles ziemlich still aus. Nur vereinzelt that eine Kanone ihr Maul auf, mehr, um nicht unhöflich zu sein und den Gruß schuldig zu bleiben. Über Mittag war wenig zu sehen und zu hören. War ihnen der Spaß zu ernst und leid geworden?

Ein Uhr begann der Nachmittagsgottesdienst, und kurze Zeit darauf auch der ganze blutige Ernst der Schlacht. Die Kanonenschüsse folgten regelmäßig, und mit der Andacht war es zu Ende. In den Gesang und das ernste Wort des Geistlichen krachte Schuß auf Schuß. Endlich war die Kirche vor-

bei. Treppauf stürzte ich auf den Turm. Von den steilen Höhen bei Merxleben einerseits und vom Jüdenhügel und Badewäldchen anderseits schickte man sich die eisernen, groben Grüße zu. Auf den Feldern und Wegen verrieten die Staubwolken und die aufsteigenden weißen Dampfwölkchen den Marsch von Freund und Feind. In der Nähe der Unstrut schien der Kampf am heftigsten zu toben. Hin und her ging's.

Doch was war das? Die preußische Artillerie schoß seltner, die hannoversche häufiger. Und jetzt gehen die preußischen Geschütze rückwärts! Der Blitz und aufsteigende Dampf verrät's! Gott, sollte das Rückzug, Niederlage bedeuten? Angst umkrallte mein Herz. Allerlei Vermutungen irrten hin und her.

Doch es litt mich nicht länger auf dem Turme und daheim. Nach dem hochgelegenen Forsthause am Walde eilte und durch das gute Fernrohr des Försters schaute ich. Kein Zweifel, die Unseren gingen zurück! Schwarze Schwärme wälzten sich über die Unstrut auf Langensalza zu, — die siegreichen Hannoveraner! Die preußischen Geschütze schwiegen, und Staubwolken wälzten sich eilig nach Gotha zu, — die flüchtigen Preußen!

„Die Preußen kriegen Schläge und nehmen Reißaus! Verflucht!“ sagte der Förster grimmig. Nach einigen Minuten rief er: „Das halte ich hier nicht aus! Ich muß hin! Wollen Sie mit?“

„Ich darf nicht! Meine Frau verginge vor Angst!“ antwortete ich.

Kurze Zeit später rollte das Wäglein des Försters dem Schlachtorte zu, ich aber kehrte niedergeschlagen in mein Haus zurück.

Die Nacht sank herab. Noch einmal bestieg ich den Turm. Einzelne Feuer flackerten auf dem Schlachtfelde, sonst war alles tot und still. Schaurig war's in unserem alten, winkeligen Hause. Hinter jeder Thür schien ein Feind zu lauern oder ein Toter zu liegen. Der seufzende Wind draußen

in den Linden wurde uns zu dem Ächzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Mein Weib verging fast vor Angst und wagte sich kaum ohne mich vor die Thür.

Ich aber dachte mit Bangen an das Geschick des Vaterlandes und trug schon leid darum. „Ein schlimmer Anfang!" dachte ich! „Sollte das Gottes Amen auf unser Gebet sein? Dann wehe uns! Dann werden die Zaunkönige, die Preußen zerstückeln wollen, ihren Willen haben!"

Spät abends rollte der Wagen des Försters an der Schule vorüber. „'s ist richtig!" rief er mir zu. „Die Preußen haben eine tüchtige Schlappe gekriegt! Man sprach von 1000 Toten und 1000 Gefangenen! Die Übermacht hat sie erdrückt! Der Flies ist zu keck gewesen, hat sich über- und den Feind unterschätzt! Zum Glück wird der Sieg den Hannoveranern nichts helfen. Manteuffel zieht über Mühlhausen heran, und seine Vorposten stehen schon in Gottern. Morgen können sich die Sieger noch freuen, übermorgen nicht mehr! Da wird der Sack zu sein, in dem man sie zum Verkauf trägt!"

Der folgende Tag verging in Angst und Hoffen. Allerlei unsinnige Gerüchte liefen umher. Am 29. kam der Förster wieder und rief mir zu: „Viktoria! Wir haben sie! Die hannoversche Armee hat sich ergeben, da sie sich hoffnungslos umzingelt sah. Der König Georg hat zwar stolze Worte gehabt, hat sich aber doch in das Unvermeidliche fügen müssen. Er geht nach Österreich. Die Armee wird entwaffnet und kehrt in die Heimat zurück. Das ganze Heergerät fällt in die Hände der Preußen. Auf diesmal ist's also beim Schrecken geblieben!"

Manche aus dem Dorfe besuchten das Schlachtfeld und konnten das Gemälde desselben nicht grausig genug schildern. Die zerstampften Felder, die Blutlachen, die Leichenhaufen, die verzerrten Gesichter, die verstümmelten Soldaten und ihr Ächzen und Stöhnen, die Pferdeleichen, die umgestürzten Wagen, die Haufen von Gewehren, zum Teil im Grimme von den Hannoveranern zerschlagen, die umherliegenden Tornister und

Helme, Haufen waffenloser Soldaten: Das alles machte einen schrecklichen Eindruck! Ich konnte mich nicht entschließen, meine Seele mit neuen Bildern des Schreckens zu füllen. Noch trug ich schwer genug an den Bildern meiner leidenden und sterbenden Kinder.

Am 5. Juli kam ich zu meinem Vater und fand das Haus voll entwaffneter hannoverscher Soldaten, die auf dem Heimmarsche waren, — Sieger ohne Waffen und ohne Siegesbeute! Sie ließen sich das Essen gut schmecken und sahen nicht gerade unglücklich aus. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Sie waren stolz und glücklich über ihren Sieg und sahen in der baldigen Heimkehr eine Frucht desselben. Als ich ihnen die politische Weltlage schlicht auseinander setzte, hielten sie im Essen ein und sahen mich mit starren Blicken und offenen Mäulern an. Als ich aber sagte: „Ich glaube nicht, daß Euer König je wieder in sein Land zurückkehrt; Preußen hat es erobert und wird's behalten!" da schüttelten sie ungläubig die Köpfe, und einer meinte: „Das kann nicht sein! Unser König hat gesiegt und mit Preußen Frieden geschlossen. Nun ist er nach Wien und macht auch Frieden zwischen Österreich und Preußen. Wie kann man ihm sein Land nehmen? Unmöglich!"

„Warum hat man Euch aber die Waffen genommen?" fragte ich.

„Die werden uns schon nachgefahren werden!" meinte der Mann. Das stolze Selbstgefühl des Königs lebte auch in seinem Heere. —

So löste sich daheim die Angst in Freude auf. Aber auch die Sorge, die einen jüngeren Bruder hinaus nach Böhmen ins Feld der Schlacht begleitete, kehrte als Freude zurück. Seine schlichten „Feldbriefe" waren mir das liebste Lesefutter. — Und er kam endlich glücklich heim, der liebe Bruder, aber die ägyptische Augenkrankheit brachte er mit und schleppte sich lange mit ihr herum.

Der Aufschwung des nationalen Lebens ging wie ein Frühlingshauch durch das Land und auch durch die Schule. Das heißt Geschichte erleben! Den Kriegsschauplatz malte ich meinen Kindern an die Wandtafel; die Kriegsberichte teilte ich ihnen getreulich mit, und zu patriotischen Thaten begeisterte ich sie. Sie zupften Wundfäden, trugen Verbandzeug zusammen und steuerten regelmäßig kleine Geldspenden bei. (Schon im dänischen Kriege 1864 war das geschehen. Ein Bruder meines „Zwillingsfreundes" hatte ihn als Artillerie-Unteroffizier mitgemacht und uns getreue und interessante Berichte erstattet. Nach dem Kriege führte er eine schleswigsche Gutsbesitzerstochter als Gattin heim.) — Und dann kam das Siegesfest! Es wurde zu einem wahren Volksfeste. Gegen Neigung und Geschick mußte ich als Festordner und Festredner Hans in allen Gassen sein. Den Schulen und Lehrern fällt ja bei solchen Gelegenheiten immer der Hauptanteil an der Arbeit zu. Die erhebende kirchliche Feier wurde durch eine Kirchenmusik mit Pauken und Trompeten erhöht, die letzte, die ich aufgeführt habe. Bei der Generalprobe vor der Kirche hatten einige meiner wackern Choradjuvanten in ihrer patriotischen Begeisterung der Flasche so stark zugesprochen, daß sie die Noten und die dahinter stehenden Schnapsflaschen verwechselten und falsch geigten oder bliesen. Im Eifer und Ärger zerschlug ich meinen Violinbogen, mit dem ich den Takt angegeben hatte. Wiewohl die Musik in der Kirche dann nicht übel ging, hatte ich doch einen solchen Ekel an dem oft kläglichen „Geschabe" bekommen, daß ich in Zukunft an Festtagen nur vierstimmige Gesänge aufführte.

37. Meine Schule, mein Präparand und mein Lokal-Schulinspektor.

a. Meine Schule. Das Dorf K. zählte gegen 1200 Einwohner und darunter 240 Schulkinder. Diese stattliche

Kinderschar hatte bis vor sechs Jahren mein Vorgänger allein unterrichtet. Bei der Anstellung eines zweiten Lehrers teilte man die Kinder nicht nach dem Alter, sondern nach dem Geschlecht. Es wurde eine Knaben- und eine Mädchenschule eingerichtet. Nicht die pädagogische Zweckmäßigkeit, sondern der Zufall organisierte. Unbegreiflicher Mißgriff! Bislang waren beide Geschlechter unter einem Lehrer ohne sittliche Gefährdung in demselben Zimmer vereinigt gewesen; nun zwei Lehrer da waren, sollte es bedenklich werden? Unbegreiflich! Auf dem Lande sind die Kinder beider Geschlechter auf den Spielplätzen, bei der Arbeit, im Hause, im Konfirmandenunterricht 2c. stets zusammen. Die Gewohnheit hat der sittlichen Gefahr den Stachel genommen. Erst die Scheidung bringt Erkenntnis, Neugier und Wunsch nach Zusammenfinden; erst jetzt werden die heimlichen, verbotenen Wege gesucht und gefunden. In der Schule üben die beiden Geschlechter erfahrungsgemäß gegenseitig einen heilsamen Erziehungseinfluß aus. Das Ehrgefühl wird geweckt, der Wetteifer angeregt, der kecke Mut der Knaben von der sittigen Art der Mädchen gezügelt, die Schüchternheit der Mädchen von der frischen Art der Knaben gehoben. Wo eins auf das andre Rücksicht nehmen lernt, wo die verschiedenen Charaktereigentümlichkeiten sich gegenseitig mildern und ergänzen, da ist ein heilsamer Erziehungseinfluß wirksam.

Meine Schule zählte 120 Knaben. Dies große Volk wurde in zwei Haufen unterrichtet. Die Großen (etwa drei Jahrgänge) hatten wöchentlich 18—20, die Kleinen (etwa zwei Jahrgänge) 12 Stunden. Die Mittelklasse (von drei Jahrgängen) nährte sich von den Brocken, die früh vom Tische der Großen, nachmittags vom Tischchen der Kleinen abfielen. Eine ungünstigere Organisation als diese Halbtagsschulen haben nur die Wander- und Hüteschulen. Noch schwieriger ist indessen die Arbeit in der ungeteilten einklassigen Schule.

Von den 18—20 wöchentlichen Stunden der Oberklasse kamen sechs auf den religiösen Unterricht, auf die Realien gar keine! Ich schaffte den armen Stiefkindern aber ein wenig Platz. Drei Lesestunden verwandte ich auf den realistischen Unterricht. Ich stellte dazu die Stoffe des Wetzel'schen Lesebuchs systematisch zusammen und verschaffte mir nach Kräften die erforderlichen Anschauungsmittel. Raumlehre trieb ich im Anschluß an das Rechnen, Zeichnen in einer besonderen Stunde, Turnen in den Zwischenpausen. Besondere Freude hatten viele Eltern an der Botanik und am Zeichnen.

Das Stoff-Soll stellte ich für alle einzelnen Fächer in einem sorgsam nach einem übersichtlichen Formular angelegten Pensenbuche zusammen und notierte mir das „Haben" durch das Datum der Behandlung. Diese sorgfältige Zeit- und Stoffökonomie war ebenso nötig wie förderlich für die Schularbeit.

Mein größter Kummer war die Mittelklasse. Die armen Kinder nahmen von oben und unten, was ihnen so gerade in den Weg lief, verträumten die Zeit oder verbrachten sie mit mechanischen Übungen. Besonders waren sie mir im Wege, wenn ich die beiden jüngsten Jahrgänge unterrichtete. Da hatte ich keine Minute Zeit für andere übrig.

Der Schwerpunkt einer Schule liegt in der Unterklasse. Wie der kindliche Geist angeregt, das Schulleben eingeleitet wird, darauf kommt's an. Es giebt keinen unsinnigern Grundsatz als den, daß die Kinder im ersten Schuljahr nur stillsitzen lernen sollen. Stillsitzen ohne geistige Anregung ist eine Marter für die Kleinen, ein zwangweises Einschnüren und Einlullen des Geistes. Eine Vernachlässigung der Unterklasse ist verhängnisvoll für den Geist der Schule und für die Entwicklung der Kinder. Es ist eine pädagogische Todsünde, die Kleinen so nebenher mechanisch zu beschäftigen und sie in gedankenloses Träumen, Dämeln und Spielen zu wiegen.

Kein traurigeres Bild, als wenn die Kleinen nach längerem Schulbesuche noch müßig dasitzen, stumpf ins Blaue stieren, mechanisch Buchstaben und Ziffern abmalen, vor Langeweile nicht wissen, was sie mit Händen und Füßen anfangen sollen, auf nichts merken, nichts hören und nichts verstehen!

Gerade bei den Kleinen muß der Hebel fleißiger Arbeit und individueller Berücksichtigung am nachdrücklichsten angesetzt werden, um von Haus aus das Lernen und Leben in die richtigen Bahnen zu lenken. Nicht lange, aber nachdrücklich müssen sie unterrichtet werden. Ihnen ist der Lehrer alles; selbst können sie sich in nichts helfen. Viel leichter können die Kinder der Oberstufe der Lehrerhilfe entbehren und sich zweckmäßig selbst beschäftigen. Bei den Kleinen ist der Lehrer stets und allein die bewegende Kraft, wenn nicht alles ins Stocken kommen soll. Die aufgewandte besondere Mühe belohnt sich übrigens bald. Wenn die Aufmerksamkeit der Kleinen geweckt, ihr Denk- und Sprachvermögen in Fluß gebracht, Lesen und Schreiben als Zuführungsweg des Lernens fahrbar gemacht ist, dann geht die Arbeit leicht und freudig von statten.

Nach langen Verhandlungen setzte ich's endlich durch, daß die beiden Unter- und Mittelklassen nach den Geschlechtern vereinigt, jene mir, diese dem zweiten Lehrer übergeben wurde. Mit großer Lust und erfreulichem Erfolge unterrichtete ich nun die kleinen Knaben und Mädchen, während der zweite Lehrer die Knaben und Mädchen der Mittelklasse weiter führte. Die Oberklassen mit ihrer beschränkten, ganz unzulänglichen Stundenzahl blieben leider getrennt, so warm ich auch für ihre Vereinigung eintrat. Bei völliger Vereinigung der Geschlechter hätten wir eine dreiklassige Schule bekommen, deren Oberstufe wöchentlich 28, Mittelstufe 24 und Unterstufe 12 wöchentliche Unterrichtsstunden gehabt hätte. Aber die Veränderung erschien so einschneidend, daß der Schul-

vorstand seine Einwilligung versagte. Jetzt ist diese Organisation überall amtlich vorgeschrieben und bewährt sich trefflich.

b. Mein Präparand. Es war die traurige Zeit der privaten Präparandenvorbereitung. Mit den Zeit- und Kraftbrocken der Pfarrer und Lehrer wurden die künftigen Lehrer aufgezogen. Ich war dem System gram, und doch ließ ich mir einen Präparanden aufhalsen. Die Wirtsfrau, deren Kütschlein uns nach K. geführt und die uns mit ihrer Schwester am ersten Abende besucht hatte, bat mich dringend, ihren Sohn als Präparanden in geistige Atzung zu nehmen. Der Knabe war wohlbegabt, wohlgesittet, fleißig, still und für sich, ja fast verschlossen. In der Schule hatte ich ihn liebgewonnen. Er besuchte dieselbe als Präparand noch weiter und empfing außerdem täglich zwei Stunden besonderen Unterricht.

Der wackere Bursche that mir ebenso leid wie ich mir selber. Mit Brocken wurde sein Lernhunger gestillt, mit Seufzen manchmal der Unterricht begonnen, mit Klagen durchsetzt. Wenn man sechs Stunden mit allem physischen und geistigen Kraftaufwande gearbeitet hat, dann ist's wahrlich kein Spaß, einen lernlustigen Jüngling noch zwei Stunden lang mit geistiger Speise zu versorgen, ja ihm das Beste zu geben, was man geben kann, Lernlust, Lerngeschick und Lernfreude! Lernfreude ohne Spannkraft! Ein Widerspruch in sich!

Aber wir haben beide unsere Pflicht nach Kräften erfüllt. Wohl uns, daß wir den Begriff Pflicht haben, daß dieser Hebel uns über uns selbst erhebt! Mein Schüler ist wacker gediehen und jetzt sogar Lehrer an einem Gymnasium.

Später brachte er zuweilen aus einem Nachbardorfe einen Freund mit, dessen lernbegieriges, anschmiegsames Wesen mir besonders gefiel. Er nahm an unseren Unterredungen lebhaft teil und hat mir auch später noch eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Sein Lerneifer führte ihn weiter und weiter und ließ ihn auch das Mittelschulexamen sowie das Examen in der französischen Sprache glücklich bestehen und endlich Schuldirektor werden.

Das schwere Joch mit dem Präparanden hatte indessen auch seinen Segen für mich. Nicht einen klingenden! Die Mutter zahlte mir jährlich nur — 12 Thaler, also für eine Stunde nicht viel über fünf Pfennige. Ich wollte ihr mit diesem kleinen Geldsatze nur das drückende Gefühl ersparen, daß ich ihr etwas schenke. Sie hat auf alle Art versucht, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen. Mein Gewinn bestand darin, daß ich mit meinem Präparanden selbst wieder lernte und zwar gründlich. Manches Vergessene stieg wieder aus dem dunkeln Brunnen herauf, manches Neue kam dazu. So verstand ich bis dahin wenig von Botanik, aber an der Hand des trefflichen „Führers in die Pflanzenwelt" von Emil Postel durchwanderte ich mit meinem Schüler Wald und Wiese, Feld und Garten und lernte die meisten Pflanzen kennen. Mein Schüler hat mich später in diesem Zweige der Naturwissenschaften übertroffen und ist ein sehr tüchtiger Botaniker geworden. In der Schule stand mir der Präparand als Helfer bei. Sein hübsches Zeichentalent nahm ich gleichfalls in den Dienst der Schule. Er mußte die schönen Speckterschen Bilder zu den Heyschen Fabeln, die ich meinem Anschauungsunterrichte zugrunde legte, für die Schule vergrößern, — also dasselbe thun, was die Kehr-Pfeifer'schen Bilder später in vollendet künstlerischer Weise ausgeführt haben.

c. Mein Lokal-Schulinspektor. Das war ein ganzer Mann, die Pflichttreue in Person, ein schneidiges Schermesser für alle Lotterei. Arbeit war der Inhalt, Ordnung der Schmuck und Gewissenhaftigkeit die Feder seines Lebens.

Seine Thätigkeit als Geistlicher war musterhaft. Seiner Predigten bin ich in acht Jahren nicht müde geworden, wohl habe ich mich aber später oft danach gesehnt. Alle Amtshandlungen waren von Ernst und Würde getragen. Alle Äußerungen des religiösen Lebens belebte er neu. Kranken und

Bedrückten nahte er mit Zuspruch; Verirrteu ging er nach. Was er lehrte, das lebte er seiner Gemeinde auch vor. Streng gegen sich und andere, überwog in seiner Amtsführung der Ernst die Milde. Aber nichts forderte er von andern, was er selbst nicht üben konnte und wollte. In alles brachte er eine feste Ordnung. Die wüsten Aktenberge verwandelte er in wohlgeordnete und gut geheftete Aktenbündel. Der verfallenen und verschossenen Kirche ließ er im Innern mit viel Kosten, Mühe und Verdruß ein neues Kleid anziehen. Durch die schönen Gottesdienste füllte er sie aber auch wieder mit Besuchern.

Doch ich habe es hier nur mit dem Lokal-Schulinspektor zu thun! Als solcher war er das schnurgerade Gegenteil von meinem ersten. Der ließ mich in der Schule völlig ungeschoren und begleitete mit unbeschränktem Vertrauen meine Arbeit. Er hieß zwar Lokal-Schulinspektor, war es aber in Wahrheit nicht. Nur durch Pflichten gewinnt man Rechte. Der jetzige wollte nicht bloß Schulinspektor heißen, sondern es auch sein. Nicht auf seine Rechte pochte er, sondern vor allem erfüllte er aufs peinlichste seine Pflichten. Wenigstens jeden Monat einmal erschien er pünktlich mit dem Glockenschlage in der Schule, hörte dem Unterrichte stundenlang zu, äußerte beim Abschiede diese und jene Gedanken und Wünsche, ließ sich die Aufsatzhefte vorlegen und besichtigte sie genau, hatte ein Auge auf die Ordnung unter der Schuljugend und hielt besonders gewissenhaft und förderlich die österlichen Jahresprüfungen ab. Vorher mußten ihm die Lehrer einen eingehenden Lehrbericht und mancherlei Listen und Tabellen einreichen. Den Sonntag fand die religiöse Prüfung öffentlich in der Kirche statt. Dann wurde die Ober- und Mittelklasse in Gegenwart des Kirchen-, Schul- und Ortsvorstandes eingehend in allen Fächern einen Tag lang geprüft; später folgte auch noch eine Prüfung der Kleinen. So nahm die Prüfung der beiden Schulen verschiedene Tage in Anspruch

und kostete dem Pfarrer eine angestrengte Arbeit. Über den Prüfungsbefund erstattete er dem Kreis-Schulinspektor einen Bericht, von dem wir allerdings nichts erfuhren. Mancher förderliche Wink ging uns dadurch vielleicht verloren. Auch in der Schultechnik war der Pfarrer nicht unerfahren. Sein Konfirmandenunterricht war vortrefflich, verständlich, gründlich, genau und sicher. Gern und oft hörte ich ihm unter den Schulfenstern im Garten zu.

Mit dem Lobe, wie überhaupt mit Worten, war der Herr Inspektor sehr karg; ja es hielt schwer, nur Beifall aus seinem verschlossenen Gesichte zu lesen. Nur einmal sagte er mir nach der religiösen Prüfung: „Ich habe noch keinen Lehrer gefunden, mit dem ich so übereinstimmte.“ Das war ein hohes Lob, das mir noch lange gut schmeckte. Seine Achtung und Wertschätzung galt mir übrigens mehr als Lob.

Trotz der gegenseitigen Hochschätzung und trotz der innigen Übereinstimmung unseres Wirkens in Schule, Kirche und Gemeinde verkehrten wir freundschaftlich doch selten miteinander. Wie kam das? Zwischen den Vorgesetzten und den Untergebenen steckte der Riese des amtlichen Respekts immer seine kalte Hand. Weil wir beide sehr fleißig arbeiteten, hatten wir auch wenig Zeit zu freundnachbarlichem Verkehr. Jeder fühlte eine gewisse Scheu, den andern zu stören und ihm lästig zu werden. Gewiß hätte mir der Pfarrer gern fremdsprachlichen Unterricht gegeben, wenn ich den Mut gehabt hätte, ihn darum zu bitten. Er wiederum wollte mit seinem Erbieten nicht zudringlich erscheinen. Möglich, ja wahrscheinlich ist auch, daß mein lebhaftes, rasches, etwas sprudeliges Wesen seiner klaren, kühlen, bedächtigen, zähen Weise nicht recht behagte. Er hatte überhaupt kein starkes gesellschaftliches Bedürfnis, sondern arbeitete und lebte lieber still und allein für sich hin. Die Pfarre lag wie eine stille, schwer zugängige Insel inmitten des Dorfes. Noch etwas mochte als unausgesprochener Gegensatz zwischen uns liegen: Er ver-

trat ebenso warmherzig und hingebend den **kirchlichen** Charakter der Schule und Schulaufsicht wie ich den **selbständigen pädagogischen**.

Ein Prinzip schärft das andere, je näher sie sich rücken. Auf meiner ersten Stelle hatte ich von einer Lokal-Schulinspektion wenig gemerkt und die Schulaufsichtsfrage kaum für brennend gehalten. Die Freiheit hatte mich zur höchsten Kraftentfaltung gespornt, das Vertrauen zur größten Gewissenhaftigkeit verpflichtet. Es giebt keine gedeihlichere Luft für die Arbeit als die Freiheit und keine höhere Verpflichtung als das Vertrauen. Zwang engt und schränkt ein, und Mißtrauen verstimmt und lähmt. Nun bekam ich einen Lokal-Schulinspektor, der es mit seinen Pflichten genau nahm, die Grenzen der beiderseitigen Rechte und Pflichten scharf zog und einhielt, seine Rechte nicht mißbrauchte und seine Pflichten musterhaft erfüllte, der aber doch absichtslos die Freiheit meiner Bewegung einengte. Meist verliert der eine, was der andere gewinnt. Je mehr Licht und Recht auf die Seite des Inspektors fällt, desto mehr tritt die Verantwortlichkeit und damit die Bedeutung des Lehrers zurück. Das verstimmt und verletzt. Ehrgeiz und Selbstgefühl mögen dabei beteiligt sein, aber ein anderes ist wichtiger: Eine Minderung der Lehrerautorität bedeutet eine Minderung des Erziehungseinflusses! Jedes Aufsichtssystem, das ein gewisses Mißtrauen in die Zuverlässigkeit der Arbeiter durchschimmern läßt, mindert deren Ansehen. „Die Macht ist verloren, die anfangen muß, sich zu rechtfertigen."

So trefflich mein eigener Lokal-Schulinspektor das Interesse der Schule und die Pflichten seines Amtes wahrnahm, so wenig war das Regel in den Schulen der Umgegend. Nicht selten fand man gleichgiltiges Gehenlassen oder engherziges Mischen in alles. Zwiespalte zwischen Geistlichen und Lehrern, welche die Erziehungsarbeit von Schule und Kirche schädigten, waren nicht selten. Manche Lokal-Schulinspektoren begnügten

sich mit dem Rechts- und Machttitel, rührten aber mit keinem Finger die sauern Pflichten an. Aber nur der treue, demütige Dienst giebt Recht und Segen zum Herrschen. „Willst du viele befreien, so wag es, vielen zu dienen. Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.“

Mehr und mehr wurde mir und meinen Amtsbrüdern die Schulaufsichtsfrage zu einer sehr wichtigen. Sie wurde deshalb in unseren freien, geistig regen und gemütlichen Konferenzen immer wieder behandelt. Über folgende Sätze herrschte volles Einverständnis:

„Wir wollen beileibe keine Entchristlichung der Schule, wohl aber eine zeitgemäße Umgestaltung der Schulaufsicht. Das gegenwärtige System ist dadurch demütigend für den Lehrer, daß es a) ein Mißtrauen in seine Einsicht, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit verrät, indem es jedem einzelnen einen nahen Wächter über seine Führung und Arbeit bestellt, b) daß es die Schwierigkeit seiner Arbeit unterschätzt, indem es das Urteil darüber und die technische Mithilfe darin einem Nichtfachmanne überträgt.

Nicht gegen die Person (der Geistlichen), sondern gegen die Institution richten sich unsere Bedenken. „Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig,“ sagt Goethe. Die technische Schulaufsicht durch Nichtfachmänner ist aber weder das eine noch das andere. Sie ist nicht natürlich, denn a) sie hat sich nicht gleichzeitig mit der Schule selbst nach den Gesetzen eines natürlichen Wachstums entwickelt, b) gestattet keine zwanglose Bewegung der Arbeiter und c) führt ihnen nicht die hinreichende Nahrung zur Steigerung der Kraft zu. Auch vernünftig kann sie nicht genannt werden, denn a) sie fordert von dem Inspektor eine Sach- und Fachkenntnis, zu deren Erwerb ihm meist die Gelegenheit fehlt, b) sie verlangt ein selbstloses, ungeteiltes Interesse, Zeit und Kraft von einem Nebenamte, c) sie fordert sachliche Urteile von dem Inspektor, ohne daß er die mühevolle Erwerbsarbeit genau kennt, ein

negatives Abschneiden von Mißständen, ohne daß er positiv fördernd eingreifen kann. Wer tadeln will, der soll auch das Bessermachen verstehen. In diesen Mißverhältnissen liegt es, daß die fachmännische Orts-Schulaufsicht für eifrige und gewissenhafte Schulmänner überflüssig, ja manchmal hemmend und störend, für träge und gewissenlose aber wirkungslos ist. —

Für die Kirche ist es eine Lebensfrage, daß die religiös-sittliche Erziehung der Jugend in ihrem Geiste und Sinne geschieht. Sie hat darum ein Recht, in dieser Richtung über die Schulerziehung zu wachen und sich einen maßgebenden Einfluß zu wahren.

Alle äußeren Angelegenheiten der Schule leitet und überwacht ein Orts-Schulvorstand, in dem der Geistliche in der Regel Vorsitzender, der Lehrer aber Mitglied mit Sitz und Stimme ist.

Alle schultechnischen, methodischen, pädagogischen und organisatorischen Fragen sind Sache eines fachmännisch gebildeten Kreis-Schulinspektors, der Rektoren, Hauptlehrer und Lehrer. —

Ein natürlicher und sachgemäßer Schulaufsichtsmodus, der jedem das Seine gäbe, würde Geistliche und Lehrer, diese natürlichen Bundesgenossen bei der Erziehung des Volkes, nähern, Reibungen zwischen ihnen verhüten und ihre gemeinsame Erziehungsarbeit wesentlich fördern."

So lange die Lokal-Schulinspektion durch die Geistlichen fortbesteht, möchte ich nur wünschen, daß alle dies Nebenamt in dem Sinne wie mein Pfarrer auffaßten und so gewissenhaft verwalteten. Manches habe ich von ihm für meine spätere rektorale Thätigkeit gelernt. Das Gedeihen der Schule lag ihm so warm am Herzen wie mir. Arbeit und Mühe für die Schule scheute er nicht. Nachdrücklich nahm er die Interessen der Lehrer wahr. Angriffe auf sie wies er bestimmt und würdig zurück. Im Gespräche mit Gemeindegliedern erwähnte er die Lehrer nicht anders als Herr so und so.

Nannte sie jemand grobweg nur beim Namen, so fragte er: „Wer? Wen meinen Sie? Ah, den Herrn Kantor!" Beschwerden über die Lehrer untersuchte er gründlich und unparteiisch, duldete aber nicht, daß die Beschwerdeführer mit Schimpfreden und Verdächtigungen über die Lehrer herfielen.

Einmal hatte mich ein Holzfuhrmann verklagt, daß ich seinen Jungen zu hart gestraft habe. Der Bengel war trotzig und ungehorsam gewesen. Der Pfarrer stellte dem Vater vor, wie schlimme Folgen es haben könne, wenn er seinem widerspenstigen Jungen auch noch mithülfe. Bald würde er ihn selbst auslachen 2c.

„Das wollte ich doch mal sehen!" sagte der Bauer. „Kurz und klein schlüge ich ihn!"

„Und der Herr Kantor soll den Burschen bei Trotz und Ungehorsam nicht bestrafen?" fiel der Pfarrer ein „Früh muß der böse Sinn gebrochen werden! Sie kommen selten nachhause und können Ihre Kinder wenig ziehen, also muß es die Schule!"

„Wenn ich heimkomme und finde was nicht in Ordnung, so haue ich tüchtig dazwischen, und keins muckst!" sagte der Bauer.

„Sie haben also Heidenmanschetten vor Ihrer Peitsche —"

„Was?" schrie der Bauer. „Ein Heide wäre ich? Ein Heide? Ich sehe schon, daß ich verraten und verkauft bin." Damit stürmte er fort. Vergeblich wollte ihm der Pfarrer begreiflich machen, was Heidenmanschetten seien, und daß er ihn für einen giltig getauften Christen halte. Scheltend zog der beleidigte „Heide — mit Manschetten" ab. —

Noch einige andere Mißverständnisse wußte der Pfarrer ergötzlich zu erzählen.

Eine alte Frau fragte ihn: „Was haben Sie denn nur gegen die alten Leute, daß Sie immer drauf schelten?"

„Ich? Auf die alten Leute schelten? Wieso?"

„Sie sagen doch immer in der Kirche, der alte Adam müsse sterben!" —

Eine andere fragte: „Warum beten Sie denn immer, daß

der liebe Gott nur den Reichen ihre Sünden vergeben solle? Thun denn die Armen keine? Oder brauchen die keine Vergebung?"

„Wann habe ich das gebetet?" fragte der Pfarrer erstaunt.

„Im Sündenbekenntnis! — Vergieb uns Reichen all unsere Sünden!"

„I, so heißt's ja gar nicht! Vergieb uns Reuigen all unsere Sünden!" —

Eine kluge und gewandte Frau war die Frau Pastor. In allen Dingen wußte sie Bescheid, in praktischen Fragen oft mehr als ihr Mann. Sie wußte so fesselnd zu erzählen, daß man's gleich so hätte drucken lassen können. Gegen Kranke und Notleidende war sie sehr wohlthätig und mit Hilfe und Rat immer zur Hand. Sie mischte sich aber nicht gern unter die Menschen und fühlte sich nur wohl in ihrer selbstgewählten Absonderung. Viele hielten sie deshalb für stolz, lange Zeit ich selbst. Sehr gern unterhielt ich mich mit ihr, besonders über Litteratur. Meiner Frau bezeigte sie immer große Herzlichkeit, unserem Mariannle mütterliche Zärtlichkeit. Stunden und halbe Tage lang beschäftigte sie sich mit dem Kinde, und allerlei Merkwürdiges und Gespaßiges ereignete sich dabei. Als sie z. B. kleine Rechenversuche mit ihr vornahm, da sagte das Kind plötzlich mit großen Augen: „Ja, denke Dir aber nur, Frau Pastor, in Schwenda gab's ein Mädchen, das konnte bis hundert zählen!" Bis hundert zählen erschien dem Kinde als der höchste Gipfel der Rechenkunst!

Einmal fing die Frau Pastor eine ihrer niedlichen Erzählungen mit den Worten an: „Als ich noch so klein war wie Du —" Da fällt ihr das Kind hochverwundert in die Rede: „Bist Du denn auch so klein gewesen?" —

Zu den freundlichsten Fügungen rechne ich's, daß ich dieser Pfarrfamilie auf meinem Lebenswege begegnet bin, und daß unsere Familien mehr und mehr in herzlicher Freundschaft sich nahe gerückt sind.

38. Warum ich das Dorf verließ und in die Stadt ging.

Wie man ein Paar Schuhe nach dem andern austritt, ein Kleid nach dem andern wechselt, so häutet man sich auch innerlich fortwährend. So lange sich der Werdetrieb in uns regt, so lange drängt's uns vorwärts nach frischer Nahrung, neuem Blute. Selbst der Ort wird ausgebraucht, sein Vorrat von Bildungsmitteln aufgebraucht und der Blick mit stiller Sehnsucht in die Ferne gerichtet. „In der Ferne zeigt sich alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt."

So entwuchs ich innerlich langsam dem Boden, auf dem ich acht Jahre mit voller Hingebung gearbeitet hatte. Was entfremdete mich ihm? Mancherlei! Die Schularbeit schritt nicht fort, wie ich wünschte. Über eine gewisse bescheidene Höhe kam ich nicht. Es waren zu viel Kinder, zu wenig Unterrichtsstunden und eine unzulängliche Organisation. Geflügelt war das Wollen, gebunden das Können; groß waren die Aufgaben und klein die Mittel. Der Abstand zwischen Wollen und Können und das fruchtlose Bemühen, die Kluft auszufüllen, macht die Seele matt und müde.

Ich sehnte mich nach einer natürlichen, gesunden Organisation und nach einer fachmännischen Leitung des Schulwesens. War das ein natürlicher und vernünftiger Zustand, wenn der Kreis-Schulinspektor in 13 Jahren einmal auf zwei Stunden die Schule besuchte, wenn die Sommerferien elf Wochen sich hinspannen, wenn eine Lehrkraft 120 Kinder von acht Jahrgängen unterrichtlich und erziehlich versorgen sollte?

Dazu kam das Gefühl, daß ich nicht mehr recht aufs Dorf passe. Wer Lehrer auf dem Lande ist, soll mit seiner Gemeinde leben, ihre Interessen teilen, den Eltern herzlich nahe treten und in Wort und Beispiel ein Volkserzieher sein. Das hatte ich in den ersten Jahren redlich zu sein versucht, mit dem Geiste über und mit dem Herzen zwischen ihnen gestanden. Jetzt that ich für die Gemeinde nur noch das, was ich mußte. Ängstlich scheute ich jede Berührung, jede zeit-

raubende öffentliche Thätigkeit. Stille Spaziergänge im Walde und der ungestörte Frieden meiner Studierstube waren mir das liebste. Wo das innere Band zerrissen ist, da soll man auch das äußere lösen.

Mein Arbeits- und Bildungsdrang suchte Anregung und Nahrung und fand sie nicht mehr. Jeder Rain grast sich endlich ab, und auch der beste Boden wird zuletzt „rübenmüde".

Dazu wuchsen meine Kinder heran, und immer lauter wurde damit die Frage: „Was soll später aus ihnen werden?" Wer eine rechte Bildung für den besten Schmuck des Lebens hält, der muß sie auch seinen Kindern zu vererben suchen. Würden aber die Mittel des Landschullehrers dazu langen?

Und doch würde ich geblieben sein, die innere Verstimmung überwunden und auch den innern Ausgleich wieder gefunden haben, wenn nicht ein Stoß von draußen gekommen wäre. Wenn die Frucht reif ist, so löst sie ein leiser Windstoß vom Stamme und wirft sie herab.

Woher kam dieser Windstoß? Der Ortsschulze war mir feindlich gesinnt, weil ich mich nicht zum Handlanger seiner selbstsüchtigen Pläne machen ließ. Und er trug sich immer mit Plänen, entweder wie er sich einen Vorteil verschaffen oder einem Gegner eins auswischen könnte. Unerbittlich, unversöhnlich, unermüdlich war er in der Verfolgung seiner Pläne. „Kommt nur an mich!" pflegte er zu sagen, „ich bin wie eine Mauer!" oder: „Setzt Euch nur dagegen, ich bin wie ein Stier!"

Als Gemeinde- und Gerichtsschreiber mußte ich zu vielem stillhalten. Trug er sich mit einem Rache-, Gewinn- oder andern Plane, dann lief er einem das Haus fast ein, störte die Schule, belästigte uns in der Wohnung, hielt mich im Garten auf 2c. Seine liebste Besuchszeit war der Sonntagsmorgen. Den idyllischen Zauber dieser schönen Frühstunden zerstörte er oft. Breit pflanzte er sich im Kirchenrock in die frisch gescheuerte Stube, rückte den Stuhl hin und her, zerkratzte die Dielen oder den Teppich mit seinen Schuhnägeln oder färbte sie mit

der Schuhschmiere, spie allerlei liebliche Blumen auf die schneeweißen Dielen und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr waren.

Als meine Frau in ihrem Verdruß seinen Gruß kühl erwiderte und ihm die Hand nicht mehr reichte, da trieb er's um so ärger, ja trug meine Frau überall aus und freute sich augenscheinlich über sein Werk. Allerlei berechtigte Forderungen schlug er hinfort ab oder zögerte die Ausführung hinaus. Zuletzt behelligte ich ihn gar nicht mehr damit, sondern ließ alle Ausbesserungen auf meine Kosten machen.

Um die Belästigung los zu werden, legte ich endlich die Schreiberei nieder. Sie ist für den Lehrer häufig eine Ärgerquelle und eine Brutstätte von allerlei Zwistigkeiten mit der Gemeinde. Läuft irgend etwas quer und ungerade, so muß der Kantor mit seiner Schreiberei schuld sein. Die 70—80 Thaler entbehrte ich ungern, aber der Friede des Hauses und des Wirkens stand mir höher.

Der Schulze war über meinen Entschluß sehr erschrocken; meine Feder entbehrte er ungern. „Funfzig Thaler wolle er schuldig sein, wenn er eine Sache so mit der Feder „raus drechseln" könne!" meinte er einst. „Dafür verkauft's Ihnen niemand!" sagte ich lachend; „'s hat mir selbst mehr gekostet!"

In jener Zeit ordnete die Regierung an, daß jeder Lehrer außer dem anschlagsmäßigen Gehalte auch freie Heizung für Schule und Privatbedarf haben sollte. Die Schulen in K. bezogen ein jährliches „Holzlos", das aber das Bedürfnis nicht deckte und einen Zuschuß von mindestens 6—8 Thalern erheischte.

Die Gemeinde verweigerte diesen Zuschuß, besonders weil der zweite Lehrer „die Kinder frieren lasse und noch viel Holz verkaufe." Da befahl die Regierung die Zahlung! Die Gemeinde machte Gegenvorstellungen, wurde aber abgewiesen. Da gingen eine Anzahl Gemeindeglieder unter Führung eines Schöppen mit einer Beschwerde an das Ministerium Wie viel Schmutz die Gemeindeversammlungen und der Wirtshausklatsch

aufwühlten, kann man sich denken. Die erregten Leidenschaften gefallen sich im Schmutzgewande am besten.

Der Schulze sagte mir unter der Hand zehn Thaler Zulage zu, wenn ich die Gemeindeschreiberei wieder übernähme. „Niemals!" war meine Antwort. „Ich will kein Geschenk, sondern ein Recht! Was frage ich nach den paar Thalern Entschädigung? Aber das Recht der Stelle muß ich wahren. Ein vertagter Streit ist wie ein Funke im Strohbündel!"

Während die Entscheidung ausstand, hielt der Regierungs-Schulrat im Oktober 1868 als Abschluß einer langen Reihe von Schulprüfungen eine große Konferenz mit Geistlichen und Lehrern. Unter den Lehrern herrschte eine gedrückte, ja verdrossene Stimmung. Kurz vorher hatten sie von der Regierung die sogenannte „Wirtshausverfügung" erhalten. Darin waren ihnen die mancherlei Gehaltsaufbesserungen nochmals aufs Brot gestrichen, dagegen wurde Klage geführt, daß in manchen Lehrerhäusern übertriebener Luxus herrsche und manche Lehrer Stammgäste der Wirtshäuser seien. Die Missethäter wurden mit der Entziehung von Unterstützungen und der Versagung von Zulagen bedroht. Ein eifriger Landrat, der allerdings dafür dem Kladderadatsch verfiel, hatte die Verfügung seinen Schulzen mit der Weisung zugeschickt, „Anzeige davon zu machen, wenn sich ein Lehrer eines tadelhaften Lebenswandels schuldig machen sollte." Die Verfügung der Regierung und des Landrats war in die öffentlichen Blätter gekommen und machte viel böses Blut. (Sie wurde später Gegenstand einer Lasker'schen Anfrage im Abgeordnetenhause.)

In jener Konferenz war die Sache noch neu und biß deshalb um so empfindlicher. Der Schulrat, der es herzlich gut mit den Lehrern meinte, merkte die Mißstimmung unter den Konferenzbesuchern und fragte mich um den Grund. Ich schenkte ihm reinen Wein ein. „Wir haben vor einigen Tagen die Ermahnung der königlichen Regierung vom 7. September bekommen; die liegt allen noch in den Gliedern!"

„Mein Gott, warum denn?" sagte der Schulrat erstaunt. „Wer ein gutes Gewissen hat, den trifft die Mahnung doch nicht, und er legt sie ruhig zu den Akten!"

„Ein Schatten fällt auf den ganzen Stand!" sagte ich. „Man muß doch meinen, wenn eine solche allgemeine Verfügung nötig ist, so muß der Prozentsatz der Missethäter ein ziemlich großer sein. Die Lehrer sagen: Warum wird dem ganzen Stande zur Last gelegt, was einzelne sündigen? Es sind Ausnahmen, wie sie jeder Stand hat; daß wir sie haben, beklagen wir selbst am meisten! Aber gerade diese Ausnahmen, die unsern Stand in der öffentlichen Meinung herabsetzen, werden durch solche allgemeine Ordnungsrufe am wenigsten gebessert. Man erweist ihnen eine unverdiente Schonung, verstimmt aber alle ehrenhaften Glieder des Standes. Wir wollen keine Schonung unserer unsaubern Elemente, wohl aber eine Schonung unserer Standesehre! Warum werden unwürdige Glieder nicht in jedem einzelnen Falle bei Ausschreitungen verwarnt, gestraft und, wenn das nicht hilft, aus dem Schulamte entfernt? Dann wären die Schuldigen getroffen, die Unschuldigen aber nicht unverdient mit bloßgestellt. Warum solche schmutzige Wäsche überhaupt an die Öffentlichkeit bringen? Und ist die Verfügung nicht das Zeichen zu geheimen „Führungslisten?

Der Schulrat schüttelte den Kopf. „Wie ist doch oft die Wirkung so ganz anders als die Absicht! So ist's nicht gemeint gewesen!" beteuerte er.

„Wollen Sie nicht einige beruhigende Erklärungen abgeben?" bat ich.

„Das will ich! Und ich würde mich freuen, wenn Sie in einem Schulblatt einen Bericht über die heutige Konferenz und auch diese Erklärungen brächten!"

„Ich hatte mir das schon vorgenommen!"

Der Schulrat aber sagte am Schlusse der Konferenz: „Die Verfügung der königlichen Regierung vom 7. Sept. scheint mancherlei Mißdeutungen zu erfahren. Wie ist das mög-

lich? Die Lehrer können dessen gewiß sein, daß es auch nicht im entferntesten auf ein Eingreifen in ihre Rechte und persönlichen Freiheiten, auf ein Hindern edler Geselligkeit, eines gemütlichen Beisammenseins mit Kollegen oder achtbaren Gemeindegliedern abgesehen ist. Die Verfügung wollte lediglich ein väterlich warnendes Wort an diejenigen Lehrer richten, die im Besuch von Wirtshäusern die durch Stellung und Amtspflicht gebotene Grenze überschritten und einen weit größeren Aufwand machten, als es die beschränkten Verhältnisse zulassen. Ist jemand in der Lage, daß er das ausführen kann, so vermögen wir ihm das nicht zu wehren. Vermag er es aber nicht und thut es doch, so darf die Regierung bei den beschränkten Mitteln ihm keine Unterstützung gewähren und kann auch die Gemeinde nicht anhalten, ihm eine persönliche Zusage zu bewilligen. An Aufpasserei und Angeberei ist nicht zu denken. Die Vergangenheit möge da die Bürgschaft für die Zukunft sein. Übrigens ist die Verfügung durch Vertrauensbruch in die Öffentlichkeit gekommen, für die sie nicht bestimmt war. Und wer das gethan, hat nicht im Interesse der Lehrer gehandelt."

Diese Erklärungen und die gewohnte Freundlichkeit des Herrn Schulrats beschwichtigten die Mißstimmung, so daß beim gemeinsamen Mahle am Schluß Heiterkeit und vertrauensvoller Gedankenaustausch wie sonst herrschten.

Vor meinem Weggange rief mich mein Vorgesetzter auf die Seite und sagte: „Noch ein Wort, das Sie insonderheit angeht! Zu E. richtet der Magistrat eine neue Mittelschule ein, für die ich Sie warm empfohlen habe. Werde ich wieder vergeblich Ihre Vorsehung spielen, oder werden Sie sich zu der Stelle melden?"

„Gern ginge ich jetzt, und besonders gern nach E.!" antwortete ich. „Aber wie kann ich aus meiner guten Landstelle in eine schlechte Stadtstelle steigen? Als Familienvater kann ich die Magenfrage nicht außer acht lassen. Auf einen gehaltlichen Rückschritt bin ich gefaßt, aber er darf nicht allzu groß sein!"

„Stellen Sie nur Ihre Forderungen! Vierhundert Thaler wird man wohl bewilligen. Man will einige bessere Stellen schaffen und mit höher qualifizierten Kräften besetzen. Schicken Sie außer Ihren Zeugnissen eine Ihrer Arbeiten ein und versprechen Sie, binnen Jahresfrist die Rektoratsprüfung abzulegen!“

„Darauf bin ich ja nicht gerüstet!“ rief ich. „Ich passe überhaupt nur auf einen stillen Platz und nicht auf die Kommandobrücke!“

„Das Urteil darüber überlassen Sie mir!“ sagte der Schulrat. „Ihre ganze Lebensführung ist eine geeignete Vorbereitung, und ein Jahr bleibt Ihnen ja auch noch! Was Sie absichtslos gelernt haben, das erhält jetzt eine Absicht. Wozu Sie ein Drang innerlich geführt, das führt Sie nun auch äußerlich auf den rechten Platz. Solch' absichtsloses Strebertum lasse ich mir gefallen! Wenn mich nicht alles trügt, so wird das Rektoratsexamen und die Arbeit unter der Leitung eines so ausgezeichneten Schulmannes, wie es der Rektor der neuen Mittelschule ist, für Sie die Brücke zu Ihrer Zukunft, zu einer leitenden Stellung werden. Ein gesundes, bescheidenes Wachstum in der Stille besteht auch die Probe im Geräusch des öffentlichen Lebens!“

Mit welchen Gedanken zog ich heim! Meine Meldung reichte ich ein. Nach langem Warten kam die Antwort, ließ mich aber weiter in der Schwebe. „Wir sind geneigt, Ihnen eine Stelle an unserer Mittelschule zu übertragen, doch macht die Behebung gewisser Schwierigkeiten Ihre persönliche Vorstellung nötig.“

Ich reiste nach E. und erfuhr vom Magistratsvertreter, daß der Rektor gegen meine Anstellung Widerspruch erhoben habe.

„Der Rektor? Warum?“ fragte ich erschrocken. „Das möge er Ihnen selbst sagen! Wir haben nichts gegen Sie! Gelingt es Ihnen, den Herrn Rektor W. umzustimmen, so erhalten Sie die Stelle!“

Ich ging zu dem Rektor W. Ein stattlicher Mann mit dichtem, schwarzem Haar und Bart und dem Stempel von

Geist und Charakter auf der Stirne trat mir entgegen. Sein Blick war durch eine blaue Brille verdeckt.

„Ich bin der Lehrer Polack aus K.!"

„Ah!" Der hohe Mann brachte sein Gesicht dem meinen ganz nahe. Er war überaus kurzsichtig und verlor später ganz das Augenlicht.

„Lassen Sie uns niedersitzen! Kommen Sie!" Er zog mich neben sich auf das Sofa. Seine kleine, liebenswürdige Frau mit den klugen Augen und den herzensguten Zügen trat zu ihm und sah mich mit glänzenden, aber etwas ängstlichen Augen an. Sie schien einen Sturm zu ahnen und zur Beschwichtigung ihres reizbaren Mannes in der Nähe zu bleiben.

„Sie haben sich zu einer Stelle an unserer neuen Mittelschule gemeldet, und ich habe gegen Ihre Wahl protestiert!" fing der Rektor an. „Wissen Sie warum?"

„Nein! Ich hoffe das jetzt von Ihnen zu erfahren!"

„Das sollen Sie! Wahrheit und Klarheit kann jeder fordern und ist jeder ehrliche Mann schuldig! Hören Sie also! Erstlich lasse ich mir keine Lehrkraft aufdrängen, wie es der Magistrat, und der Herr Schulrat dahinter, mit Ihnen vorhatte. Die Erreichung der Schulziele hängt von der Art der Arbeitskräfte ab. Macht man mich für die Erreichung der Ziele verantwortlich, so muß man mir auch die Auswahl der Kräfte überlassen. Ich dulde nicht, daß man mir da hineinredet und hineinpfuscht, und sei es von einem Magistrat!"

„Lieber Mann!" flüsterte die kleine, liebe Frau und strich besänftigend über sein Haar.

„Zweitens: Ich fordere von meinen Lehrern ein tüchtiges Wissen und einen festen Charakter. Zu meinem Bedauern glaube ich Grund zu haben, daran bei Ihnen etwas zweifeln zu müssen!"

„Herr Rektor!"rief ich erschrocken und beleidigt und erhob mich unwillkürlich.

„Das klingt hart!" sagte der Mann mit seiner ehernen

Stimme. „Aber jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und lerne die Meinung anderer vertragen, so werden wir zur Wahrheit kommen. Nur auf diesem Boden steht man fest. Ich thue Ihnen mit meinem Verdachte unrecht? Das sollte mich in diesem Falle freuen!" fuhr er milder fort.

„Wie soll ich Ihnen denn aber beweisen, daß Sie mir unrecht thun?" rief ich. „Mein Wissen halte ich für Stückwerk und meinen Charakter nicht für ehern, aber ich habe gelernt, was zu lernen war, und gethan, was ich nach Ehre, Pflicht und Gewissen thun mußte. Kopf und Herz öffnen und Ihnen zur Prüfung vorlegen, das vermag ich freilich nicht! „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein anderes Unrecht als den Widerspruch." Und eines solchen bin ich mir nicht bewußt! — Zunächst müßten Sie aber doch wohl Ihren Verdacht durch Thatsachen beweisen!"

„Da haben Sie recht! Hören Sie also! Sie sind ruhig dreizehn Jahre auf dem Dorfe geblieben, — und Sie haben sich zum Verteidiger der berüchtigten „Wirtshausverfügung" gemacht! Ich kann mir nicht gut denken, daß ein Lehrer aus einfachen Dorfschulverhältnissen den höheren geistigen Anforderungen für Oberklassen einer Mittelschule in der von mir gewünschten Weise genügt, und ich möchte nicht gern ein gefügiges Werkzeug des Herrn Regierungs-Schulrates in meinem Kollegium haben! Männer, Männer braucht der Lehrerstand!"

„Um Ihren ersten Vorwurf zu widerlegen, müßte ich mich selbst rühmen, und das widersteht mir!"

„Bei der Verteidigung darf man die Bescheidenheit zuhause lassen!"

„Nun denn! Ich habe einen Präparanden für das Seminar vorbereitet und Ehre mit ihm eingelegt, das Gebiet der Naturwissenschaften und besonders der Botanik in jahrelangen Studien durchgearbeitet und mir in bescheidenen Grenzen neu erobert, als Autodidakt englisch und französisch

gelernt und bei einer Preisbewerbung mit meiner Arbeit den ersten Preis erhalten."

„Hm!" nickte der Rektor und ließ sich mit mir in ein Gespräch über Naturwissenschaften und die französische Sprache ein, das unvermerkt zu einem kleinen Examen wurde.

Doch plötzlich brach er ab und sagte: „Wir kommen vom Geleise! Was hatten Sie doch zu meinem zweiten Verdachte zu sagen?"

„Sie müssen falsch berichtet sein! Haben Sie meinen Konferenzbericht selbst gelesen?"

„Ich darf jetzt nicht lesen! — Es ist mir aber von zuverlässiger Seite genau berichtet worden!"

„Doch nicht genauer als durch den Originalbericht! Gestatten Sie doch, daß ich ihn vorlese. Ich habe zufällig das Zeitungsblatt in der Tasche."

Er nickte, und ich las. Ich hatte alle Bedenken der Lehrerschaft gegen die Wirtshausverfügung aufgeführt und dann die beschwichtigenden Erklärungen des Schulrats berichtet.

„Hm, das klingt allerdings anders als meine Quelle! Die Baumwolle, die der gute Schulrat um sein zweischneidiges Schwert gewickelt hat, wurde Ihnen als Eigentum unterschoben. Aus einem Referenten hatte man Sie zu einem Advokaten gemacht!"

„Wissen Sie, wodurch meine Beziehungen zum Herrn Schulrat B. so innige geworden sind?"

„Nein!"

„So gestatten Sie, daß ich's Ihnen erzähle! Es möchte zu meiner Rechtfertigung beitragen!"

„Erzählen Sie!" nickte er.

„In meiner Nähe mußte ein ungeprüfter Schulamtsbewerber einen kranken Lehrer lange vertreten und auch den Religionsunterricht erteilen. Als aber ein Kind getauft wurde, da mußte ein geprüfter Lehrer von auswärts zum Wasserschütten geholt werden. Schien das nicht, als ob der Küster einer höheren Befähigung bedürfe als der Lehrer?

Wir waren alle empört, und ich beleuchtete in einem kleinen Schulblattartikel die Thatsache sowie überhaupt das Unwesen der Präparandenanstellungen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Artikels wurde ich zum Superintendenten vorgeladen und gefragt, ob ich der Verfasser jenes Artikels sei. Ich konnte und mochte nicht leugnen. Darauf gab er mir unter Kopfschütteln einen Brief des Herrn Schulrats, in dem ich scharf für meine Keckheit abgeputzt wurde. Ich schrieb darauf offen und freimütig, doch natürlich innerhalb der Anstands- und Respektsgrenze die ein Untergebener seinem Vorgesetzten gegenüber nie vergessen darf, meine Ansicht über den fraglichen Fall und über manche andere Mißstände im Schulwesen, besonders über die zweifelhafte, üble Stellung der Lehrer. Ich schloß meinen Brief mit den Worten: „Ich habe Ihnen mein Herz ausgeschüttet, weil ich Ihnen voll und ganz vertraue. Vertrauen aber heischt Offenheit und Wahrheit. Verschweigen wäre eine Mißtrauenserklärung.“ Umgehend erhielt ich das herzlichste Erwiderungsschreiben von dem Herrn Schulrat. „Ihre Offenheit und Ihr Vertrauen haben mich erfreut. Bleiben Sie dabei; ich kann etwas vertragen! ꝛc.“ Von diesem Zeitpunkte stammt unser fleißiger und herzlicher Briefverkehr. Ich brauche mich desselben nicht zu schämen. Nie habe ich mich selbst verleugnet, nie die Wahrheit verhehlt, nie jemand geschadet, wohl aber manchem, besonders auch dem ganzen Stande genützt. Daß der innigere Verkehr mit meinem Vorgesetzten mein lebhaftes, ja unruhiges Wesen in Schach gehalten und mein freiheitliches Streben den heilsamen Gurt der Zucht gelegt hat, dafür danke ich meinem Gott. Ohne einen solchen konservativen Halt hätte ich wohl in die Reihen der äußersten Gegenpartei gedrängt werden können. An den Polen liegt aber meines Erachtens das Glück des Lebens und Wirkens nicht!“

Ich war bei meiner Verteidigung stehen geblieben; der Rektor W. hatte stumm vor sich niedergesehen. Plötzlich erhob

er sich, reichte mir die Hand, schüttelte sie herzlich und sagte: „Morgen nehme ich meinen Widerspruch zurück! Den ersten April rücken Sie in den Kreis der Unseren, und ich freue mich darauf! Ich hoffe, daß Sie meiner Schule ein wackerer Lehrer und meinem Herzen ein Freund werden sollen!"

Seiner herrlichen Frau standen die Thränen im Auge, und beide Hände reichte sie mir. Die friedliche Lösung des Streites schien ihr einen Stein vom Herzen genommen zu haben.

Was der seltene Mann noch weiter mit mir redete, erfüllte mich mit der größten Achtung vor seinem Geiste, seinen Kenntnissen und seinem Charakter. Er war Theologe durch seine Universitätsstudien, aber Schulmann von Kopf bis Fuß durch seine Neigung und seine Erfahrungen. Wie klein und unwissend kam ich mir neben diesem Manne vor! Wie hatte er mir in einer Stunde den Horizont der Arbeit und des Lebens erweitert! Was war unter der Leitung eines solchen Mannes zu lernen! Wie leicht und hoffnungsfroh zog ich heimwärts! Wie schön ging das Morgenrot der Zukunft auf!

Gegen Abend langte ich daheim an und berichtete meinem Weibe treulich meine Fahrnisse. Sie fiel mir weinend um den Hals und rief: „Gott sei gelobt! So bringt der neue Frühling ein neues Leben!"

Auf meinem Tische fand ich eine Einladung zu einer Gemeindeversammlung an demselben Abende: „Es handele sich um die Holzgeldentschädigung für die Schule." Ich ging hin, denn nun konnte mich nichts mehr erbittern. Im Lichte der Hoffnung erträgt sich auch Schweres. Unerträglich scheint nur die Hoffnungslosigkeit.

Die Entscheidung vom Herrn Minister war da: Die Gemeinde mußte die Entschädigung zahlen, sogar für das abgelaufene Jahr!

„So ist die Unglücksgeschichte zu Ende, die uns fast ein Jahr lang das Leben verbittert hat!" sagte ich bewegt. „Das Recht der Schulstelle habe ich gewahrt, aber das Habergeld

mag ich nicht; ich schenke es der armen Familie St. auf dem Sande. Mein Wirken in der Gemeinde geht nun zu Ende. Den ersten April verlasse ich meine Stelle und siedele nach E. über. Ich hätte einen friedlicheren Schluß meiner achtjährigen Arbeit hier gewünscht!"

Ganz still wurde es bei diesen Worten im Saale, und viele Augen sahen mich ungläubig, manche erschreckt an. Eine Ahnung von meinem Entschlusse hatte niemand gehabt. Einer aber brach das peinliche Schweigen und sagte: „Nu, so bekommen wir einen andern! Es bleibt kein Pflug stehen!" Auf Beifall aber wartete er vergeblich.

Unter Jubel war ich in K. eingezogen, still und unbemerkt zog ich aus. Mit großen Hoffnungen hatten sie mich empfangen, verstimmt und enttäuscht entließen sie mich. Wie konnte es einem in ihrem Dorfe nicht gefallen, und wie konnte jemand eine andere Stelle für besser halten! Innig war der Abschied von dem Pfarrer, von den Mitgliedern des Kirchenvorstandes und von einigen herzlieben Freunden. Wo man acht Jahre lebt und wirkt, da wirft man immer auch in einigen Herzen und Familien Anker und nimmt ihre Liebe als besten Erwerb mit hinweg.

Meine Lehrjahre auf dem Lande waren zu Ende. Als vierunddreißigjähriger Mann zog ich einer neuen Zukunft und einer neuen Form des Lebens und der Arbeit entgegen. Unvermerkt und doch mit der Naturnotwendigkeit des Wachstums schreitet das innere Lebensgeschick fort und drängt endlich auch zu neuen äußeren Knoten der Entwicklung. „Geister lassen sich nicht wie Mumien gegen die Gewalt der Zeiten und Umstände einbalsamieren."

Wandelbar sind alle irdischen Formen, ewig nur die Gesetze der geistigen Entwicklung und das Walten der Liebe. Wer sich von ihnen tragen läßt, kommt an das rechte Ufer. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Anhang.

Pädagogische Brosamen aus meinem Merkbüchlein.

1. Lust mit Qual in der einklassigen Schule.

Ich habe meine Herzensfreude an der Schularbeit. Aber die einklassige Volksschule kann einem armen, unerfahrnen Tropfe wie mir doch nicht selten zur Marterkammer werden. Der schreiende Widerspruch zwischen Wollen und Können bringt mich oft schier zur Verzweiflung. Ehemals wurden die großen Verbrecher durch vier Pferde zerrissen. So ein armer Lehrer wird heute noch von acht auseinander gehenden Bedürfnissen auseinander gezerrt. Die unnatürliche Zusammenwürfelung aller Altersklassen erheischt eine unnatürliche Kräftezersplitterung. Der Lichtstrahl zerlegt sich ohne Schwierigkeit im Prisma in die sieben Farben des Regenbogens; aber es ist ein schweres psychologisches Experiment, eine einfache Menschenkraft achtstrahlig wirksam zu machen. Das muß in Wahrheit ein sehr geschickter Lehrer sein, der durch weise Zusammenfassung, durch den zweckmäßigen Wechsel zwischen mündlichen und schriftlichen Übungen, durch eine reiche und gute Auswahl von Aufgaben, durch eine allseitig fesselnde kindliche Darstellungsweise, durch Schulhelfer und andere Krücken das Übel der Kräftezersplitterung möglichst unschädlich zu machen weiß.

Notgedrungen ist der Unterricht in der einklassigen Schule oft ein Kesseltreiben. Von vielen Rücksichten entscheiden die

dringendsten; so und so viel berechtigte müssen schweigen. Um all den verschiedenen Verzehrern gerecht zu werden, kann man keinem genug geben. Das Schwerste und das Leichteste treten in kurzer Frist an dasselbe Kind heran. Es kreuzen sich so viele Schallwellen, daß keine Harmonie entstehen will.

Der Unterricht entbehrt des fröhlichen Fortschritts und der Zuspitzung, wodurch das Interesse so gebieterisch zusammengehalten wird. Es kommt eben nichts Neues! Vor lang oder kurz haben sie's schon gehört, berufen oder unberufen! Das Ganze ist mehr ein vielmaliger schleppender Wiederholungskursus, bei dem der Geist oft nur halb ist. Das sachliche Interesse packt nicht mehr recht, höchstens das formelle, d. h. die Art, wie gelehrt wird.

Wie ist dagegen die mehrklassige Schule gut dran! Wie die Schulwände die Zimmer des einen Hauses scheiden, so sind auch die einzelnen Lerngebiete — obwohl allesamt ein Ganzes — durch unsichtbare Schlagbäume auseinander gehalten. Jede neue Klasse hat neue Gebiete zu pflegen. Der Gegenstand hakt sich schon durch den Duft der Neuheit ins Interesse und Gedächtnis der Kinder ein. Wie treibt der Gedanke: Was kommt nun Neues? vorwärts! Wie verlangend steuert man nicht auf unbekannte Gebiete los! Wie fesselnd ist nicht jede Entdeckungsreise in eine neue Welt! Es gehört schon die abgeklärte Stätigkeit des Alters dazu, um in tieferer Durchdringung des Bekannten ein Genüge zu finden. So weit ist aber das Kind noch nicht, es ist noch Gallert ohne festen Halt. Eine weise Benutzung seines Fortschrittdranges ohne Schädigung der Zähigkeit beim Einüben trägt für den Unterricht die besten Früchte.

Die Seminarübungsschule, die Hochschule der Lehrerpraxis, führte die künftigen Lehrer in einen Schulorganismus, dessen einzelne Teile nach einem geordneten Plane für ein einheitliches Ziel arbeiteten; sie war eine mehrklassige Schule.

Alles hatte seine Zeit und seinen Ort, jede Klasse ihre Aufgabe, jedes Wissensgebiet seine enge Begrenzung; jede folgende Klasse fußte auf die Arbeitserträge des vorigen und eröffnete den Blick in ein neues Gebiet. Die Arbeit bewegte sich auf beschränktem Raume, aber sie ermöglichte ein liebevolleres Eingehen; sie beherrschte nur ein kleines Gebiet, aber mit sicherem Erfolge. Die Liebe zu frei-individueller Gestaltung durfte nie bis zur Nichtachtung der Mitarbeiter getrieben werden. Jeder mußte sich zunächst als Glied fühlen, dann füllte er am ersten seinen Platz ganz aus und förderte das Ganze. —

In meiner Schule bin ich Alleinherrscher und habe volle Freiheit, aber sie wird zur Qual, sowohl in Bezug auf das zu verarbeitende Material wie auf die Methode; mehr Arbeit, aber weniger Erfolg; größere Selbständigkeit, aber auch mehr Verantwortung, und keinen Wegweiser als — die Not und einen einundzwanzigjährigen Verstand! —

Ältere Lehrer behaupten, daß die einklassige Schule als Erziehungsschule mehr leiste als die mehrklassige. In acht Jahren könne ein bewährter Erzieher tiefere Eindrücke hinterlassen, sicherer gewöhnen, öfter wiederholen als in der mehrklassigen. Mag sein! Ich werde als junger Lehrer das Gefühl einer fortwährenden Zersplitterung nicht los. Es wird also an meinem Geschick mangeln. —

2. Der Lektionsplan.

Ich habe meine eigenen Betrachtungen über den Lektionsplan. Der ist eigentlich nur eine trockene Tabelle über die wöchentliche Arbeit, aber er soll mehr sein, nämlich ein strenger Regler der Arbeit, der alle Willkür und alles Vagabundentum unmöglich macht, und zugleich ein Maßstab, wie weit die Schule mit dem Leben zusammenhängt und seinen Bedürfnissen dient. Was sollte man zu einem Lektionsplane in einer einklassigen Volksschule sagen, auf dem wöchent-

lich 12 Religions-, 10 Sprech-, Schreib-, Lese-, 6 Rechen- und 2 Singstunden vorgeschrieben waren? Konnte eine Schule mit solchem Lektionsplane auf der Höhe der Zeit stehen? Wenn der Lehrer nicht trotz seines Lektionsplanes seine Aufgabe verstand, nein!

Die Lehrkunst ist eine Jüngerin der Lebekunst. Dem Leben hat die Schule seine Forderungen abzulauschen und danach ihre Arbeit zu regeln. Ein Verständnis des Lebens muß auch schon aus der Zeit- und Stoff-Ökonomie des Stundenplanes sprechen. Kenntnis des Lebens im Einzelnen wie in der Gesamtheit ist die Basis einer fruchtbaren Schularbeit.

Welches ist nun die rechte Lebenskunst? Wie viele haben sich an diesem Problem die Zähne ausgebissen! Wie viele haben es ungelöst mit ins Grab genommen!

Auf der Erde, mit den Menschen, in Gott! In diesem harmonischen Dreiklange löst sich die Dissonanz des Suchens.

Auf der Erde! Da steht unsere Wiege, unsere Werkstatt, unsere Bahre. Hier decken sich die reichen Tafeln der Natur mit Speise und Freude. Hier strahlt aus dem Spiegel der Wellen, der Lichtflut von oben, der Farbenpracht der Blumen, dem Gewimmel der Geschöpfe eine ewige Allmacht, Weisheit und Liebe, die auch uns freundliches Schutzgeleit auf unserer Lebensfahrt gewährt.

Schönheit, Reichtum, Plan und Leben der Natur reichen befruchtend in die Seele und befördern die Gestaltung des innern Lebens. Sie verachten heißt den Mutterschoß verleugnen, die Vaterhand verschmähen und für den Lehrermund taube Ohren haben.

In dieser Bedingung unserer Existenz aber zugleich den Endzweck unseres Daseins sehen, hieße den Menschen herabsetzen und die Natur vergöttern. Nichts ist Selbstzweck in der Schöpfung, sondern alles ein zweckmäßiger Handlanger-

dienst zur Verwirklichung höherer Absichten. Erst im Dienste des Menschen erfüllt die Natur ihre Bestimmung. Sie recht zu gebrauchen, war der ausgesprochene Wille des Schöpfers. Sie erfüllt ihre Aufgabe, wenn auch sie zu einem Erziehungsmittel wird, zu einer Staffel, die den Sohn des Staubes zu dem Vater der Geister, Gott, emporheben hilft.

Doch allein ist auch das Paradies eine Wüste. Der Drang nach Gemeinschaft wohnt jeder Seele inne. „Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht.“ Der Lebensberuf stellt jeden einzelnen unter die Menschen als Kämpfer und Arbeiter für sich und andere. Es hat der Einzelne ein Ziel, aber auch die Menschheit. Wer sich abseit dem Strome stellt, kann seiner Neigung leben, aber der Pflicht gegen die Gesamtheit ist er entflohen.

Mit den Menschen! Nur in der Menschengemeinschaft ist unser rechter Platz. Nur da bildet sich ein Charakter, nur da genießt man das Glück der Liebe, nur da zahlt man seinen Schuldanteil ans Ganze.

Doch im klaren Fahrwasser droht die Klippe. Die Gemeinschaft hat Großes und Schönes vollbracht, aber die Geselligkeit ist auch die Brutstätte des Sinnengenusses geworden. „Genießen“ ist das große Wort des Tages. Im Strudel gesellschaftlicher Genüsse versinkt und ertrinkt nicht selten das bessere Selbst. Nicht eine Opferstätte des „Gaumens“, sondern ein Altar des Herzens und eine Rennbahn des Geistes sei die Gemeinschaft.

In Gott! Gott ist der Urquell des Lichtes und Lebens, der Inbegriff alles Glückes. Der menschliche Geist als losgeschlagener Funke seines Wesens kann nur in der Rückkehr zu ihm wahres Glück finden. Allem Geschaffenen wohnt unbewußt eine Sehnsucht nach seinem Ursprunge, nach seiner Urheimat inne. Aus diesem Zuge des Zusammengehörigen entspringt irdisches und himmlisches Heimweh. Die Seele sucht über dem Staube der Erde ein Vaterherz; ihre Sehn-

sucht hält sie mit diesem unsichtbaren Wohlthäter verbunden. Im Gebete, in den gottesdienstlichen Übungen, in der heiligen Schrift sucht sie die Sprossen der Leiter, die sie himmelwärts tragen. In einem Wandel nach seinem Willen beweist sie dem Unsichtbaren ihre Liebe.

Mit offenen Sinnen durch die Natur, mit klarem Verstande und offener Hand durch die Menschheit, mit gläubigem Herzen durch das göttliche Wort gehen, das macht glücklich.

In dies dreieinige Leben hat die Schule einzuführen.

Die religiösen Unterrichtszweige sollen vorwiegend das Leben in Gott anbahnen. Ihr Gesetzbuch ist die Bibel, ihr eigenstes Aufnahmewerkzeug der Glaube, ihr praktisches Ziel die Liebe. Das Menschentum in all seinen Schattierungen, das rüstige Weben und Streben des menschlichen Geistes spiegelt sich am treuesten in der Sprache und ihren Schätzen. Die klassischen Sprachschätze sind die geistige Photographie einer Nation. Aus dieser Quelle hat der Unterricht seine besten Lernstoffe zu schöpfen. Aufnahmewerkzeug ist vorwiegend der Verstand im Bunde mit dem Gefühle, praktisches Ziel die warme Teilnahme am nationalen Leben.

Unser Verhältnis zur und unser Leben in der Natur soll durch die Naturwissenschaften geklärt werden. Sie sollen uns die irdische Heimat bekannt, lieb und nutzbar machen. Ihr Lernbuch ist die Natur selbst mit ihrer unvergleichlichen Frakturschrift von Gottes Finger. Ihre Aufnahmewerkzeuge sind in erster Linie die Sinne, ihr Ziel ist die Erkenntnis der Wahrheit.

So ergeben sich drei Gruppen von Unterrichtsfächern, die gleich berechtigt, gleich fruchtbar sind und erst in ihrem harmonischen Zusammenwirken die rechte Frucht, nämlich Vorbereitung für ein rechtes Leben, verbürgen.

Danach wäre der Stundenplan jeder Schule zu regeln. Er müßte enthalten: I. Biblische Geschichte und Bibelkunde,

Katechismus mit Spruch, Kirchenlied und Choralgesang. II. Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprache bzw. Litteratur, Geschichte und Volksgesang. III. Geographie, Geometrie, Zeichnen, Naturlehre und Naturbeschreibung und Turnen. —

3. Laienansicht im Gelehrtenstreite.

Ich habe immer die Natur geliebt und ihr Leben und Wesen zu verstehen getrachtet. Immer nahm mich's wunder, wie manche fromme Seelen sich vor den Naturwissenschaften scheuen und von ihrer Pflege in den Schulen eine Schädigung des Glaubens und eine Afterbildung fürchten, die aller Autorität zuletzt den Krieg erklären würde.

So meinte auch ein Geistlicher, auf dessen Urteil ich sonst großes Gewicht legte. Ich nannte das eine Art Gespensterfurcht, traf es aber übel damit: „Sie sind zu jung und unerfahren, um darüber urteilen zu können!“ sagte er nicht mit Unrecht.

Obwohl ich mich nicht Geisterbanner genug fühlte, um sein Mißtrauen vertreiben zu können, so ließ ich mich doch in ein Wortgefecht mit ihm ein, um meine Meinung zur Geltung zu bringen. Mehr als ein halb mitleidiges, halb überlegenes Lächeln vermochte ich allerdings nicht zu erstreiten. Beim Auseinandergehen drückte er mir aber warm die Hand und sagte: „Sie haben als junger Mann und Nichtstudierter wacker gestritten. Zuhause aber lesen Sie Markus 10, 21! Ich schlug die Bibel auf und fand die Stelle: „Jesus sah ihn an und liebte ihn 2c.“

Ich hatte aber also geurteilt:

Es kann zwischen den verschiedenen Schöpfungen desselben Gottes, zwischen dem dreifachen Gesetze des einigen Gesetzgebers, zwischen Bibel, Vernunft und Naturgesetzen, kein wesentlicher Widerspruch bestehen. Es ist die dreifache Sprache des einigen, ewigen Geistes, und er kann sich selbst nicht widersprechen.

Ungelöste Widersprüche wurzeln nicht in einem Irrtume des Gesetzgebers, sondern in dem mangelhaften Verständnisse der Ausleger. Gott kann keine ungereimten Gegensätze zusammengewürfelt haben, um uns das Leben dunkel und schwer zu machen, sondern wir werden es mit unserer mangelhaften Erkenntnis, mit unserem Wahne sein, die das Klare wirr und das Helle dunkel machen.

Man setzt sich mutwillig in Zwiespalt, wenn man einseitig aburteilt. Ist die Basis falsch, so müssen alle Schlüsse irren; ein jedes Urteil, das einen berechtigten Faktor außer acht läßt, muß ein schiefes werden. So geht's im scharfen Kampfe zwischen den Advokaten der heiligen Schrift, der menschlichen Vernunft und der Naturgesetze. Die Bibelgläubigen sprechen der Vernunft und Natur die Berechtigung einer klaren göttlichen Offenbarung ab. Die Natur wollen sie nur im Lichte des göttlichen Wortes gesehen und die Vernunft unter den Glauben gefangen genommen wissen.

Die eifrigen Apostel der gesunden Vernunft und der Naturwissenschaften dagegen sehen in der Bibel nur eine veraltete Urkunde der jüdischen Geschichte.

Wenn sich Geschwister so als Feinde betrachten und den gemeinsamen Ursprung leugnen, dann muß der Zug des Herzens schweigen und Verwirrung statt Verständigung aus diesem naturwidrigen Verhältnis entspringen.

Nur auf dem dreifachen Grunde von Glauben, Vernunft und Naturliebe wird das Geheimnis und die Kunst des Lebens offenbar werden. Glauben ohne Vernunft führt zum Aberglauben, Vernunft ohne Glauben zur Gottesleugnung, Naturliebe ohne Glauben zum Pantheismus. Die Anmaßung einer starren Rechtgläubigkeit, aufgrund der Bibel in allen Fragen des Lebens unfehlbar sein zu wollen, rief zunächst ein heftige Gegnerschaft seitens der Vernunft wach. Diese suchte durch Resultate der Wissenschaft zu beweisen, daß die Bibel nicht

bis aufs Tippelchen über dem i unfehlbar und nicht eine für alle Verhältnisse des Lebens ausreichende Offenbarung sei.

War ihr das in einzelnen Fällen gelungen, so glaubte sie die ganze göttliche Autorität der Bibel erschüttert; um eines schief liegenden Zieles willen brannte sie den ganzen herrlichen Bau nieder, eine Schlußfolge, die ganz mit der rechtgläubigen Kampfart stimmte, wonach mit dem kleinsten Teile das Ganze stehe und falle. In Wahrheit tritt die Bibel nirgends mit dem Anspruch auf, ein unfehlbares Lehrbuch aller weltlichen Wissenschaften zu sein. Ihre vereinzelten astronomischen, chronologischen, geographischen, naturhistorischen und anderen Notizen stehen auf dem damaligen Standpunkte der betreffenden Wissenschaften, wollen aber kein Gesetzbuch derselben für alle Ewigkeit sein, sondern bilden bloß das menschliche Gefäß der göttlichen Wahrheit. „Wir haben solchen Schatz in irdischen Gefäßen —".

Wer in der heiligen Schrift nur den himmlischen Wegweiser, das Evangelium der göttlichen Wahrheit für das menschliche Seelenbedürfnis sieht, der wird sich nicht auf Kriegsfuß mit ihr setzen, sondern sie mit Herzensinbrunst als die Stillerin der höheren Gemütsbedürfnisse brauchen.

Gott ist ein Gott der Ordnung. Bei innerer Einheit haben alle seine Gaben doch ihren besondern Raum, ihre bestimmte Zeit und ihre speziellen Aufgaben. Man soll und muß sie auf einander beziehen, aber sie nicht vermengen oder gar zum Kriege auf einander hetzen.

Wahrnehmungen in der Natur, wozu offene Sinne genügen, was brauchen sie einen schwerfälligen Apparat verwickelter Verstandesoperationen? Wissenschaftliche Resultate, die durch Kraft des gesunden Verstandes gefunden werden können, was brauchen sie besonderer Offenbarung? Man käme ja sonst dahin, wie jenes Bäuerlein die Allwissenheit Gottes zu bezweifeln, weil er z. B. die Einrichtung der Eisenbahn nicht habe in der Bibel niederschreiben lassen.

Fragen aber, in deren Tiefe kein menschlicher Verstand reicht, die aber trotzdem in dem innern Seelenleben ihre Begründung und im Glauben ihre Lösung haben, soll man nicht mit irdischen Sinnen und menschlichem Verstande benagen wollen.

Die weise Haushaltung des höchsten Gottes hat alle Seiten unserer leiblichen und geistigen Organisation vorgesehen; jedem Sinne hat er sein Organ, jedem Bedürfnisse die Mittel zur Befriedigung gegeben. In der Vielheit ist dabei Einheit, in der Mannigfaltigkeit Harmonie. Warum wollen wir mutwillig schneidige Mißklänge hinein werfen?

Wenn wir uns doch bescheiden könnten! Wenn wir uns doch mit dem allmählichen Finden der Wahrheit begnügten und sie nicht gleich ganz zu besitzen wähnten! Wie viel wäre uns noch zu sagen, aber „wir können es nicht ertragen!"

Unser Leben und Lernen ist eine fortwährende Berichtigung. Gott allein hat die Wahrheit und ist die Heiligkeit. Wir verstehen und erfassen Wahrheit und Heiligkeit immer nur stückweise. Wenn wir das immer bedächten, so würden wir mäßiglich von uns selber halten. —

4. Was Kinder dem Lehrer helfen.

Die arme Guts-Jda ist ein Segen für mich und die Schule. Sie schließt mir ihr Wesen rückhaltlos auf. Kindliches Verstehen, Empfinden und Urteilen studierte ich an ihr insonderheit. Nur der Unterricht kann fruchtbar sein, welcher der geistigen Entwicklungsstufe der Kinder angepaßt ist. Seelenkenntnis ist die Grundlage der Lehrkunst.

Der Lehrer hat nun zwar in seiner eigenen Jugend einen Maßstab für die Beurteilung der Kinder, aber meist ist die Erinnerung daran lückenhaft und durch spätere Eindrücke gefärbt. Zwar führt das ganze Schulleben auf Beobachtung der kindlichen Eigenart hin, aber ganz schließt sich hier das Kind selten auf; das Respektsverhältnis, die Schulordnung

und die kurze Zeit des Beisammenseins gestatten nur psychologische Streiflichter. Es gehört ein herztrautes Verhältnis mit Kindern dazu, um das geheime Regen und Weben der Gedanken und Gefühle zu belauschen.

Da sind mir nun in den beiden Gutskindern zwei Kinderseelen aufgeschlagen. Täglich und stündlich beobachte ich sie in der Schule, im Hause, beim Privatunterrichte, beim Spiele, kurz überall, wo sich das Innere nach außen kund giebt. Der Knabe, an keine Schranken gewöhnt, zeigt überall eine Ausartung sonst tüchtiger Knabeneigenschaften, das Mädchen in allen Stücken die Mädcheneigentümlichkeiten im schlichten Aufknospen. So habe ich einen positiven und einen negativen Wegweiser.

Die beiden Kinder sind unbewußt die Magnete, welche die verborgene Erziehungskraft meines Geistes wirksamer machen. Unbewußt schneide ich Stoff und Behandlung nach den an ihnen gemachten Erfahrungen zu. Die andern verlieren dabei nichts, denn trotz aller Einzel-Ausprägung ist doch das geistige Bedürfnis im ganzen gleich.

Daß die Gutskinder zunächst zu meinen Erfahrungen und methodischen Maßnahmen sitzen, giebt ihnen bei der Behandlung nicht den mindesten Vorzug. Des Schäfers Mägdlein genießt nicht minder meine Liebe und Fürsorge als des Gutsherrn Tochter, und des Nachwächters Bub' ist mir viel lieber als der Guts-Aler. Ich belausche alle und lerne von allen, von dem einen mehr, von dem andern weniger, je nach Gelegenheit.

Wenn doch der Lehrer immer recht ein Schüler der Kinder wäre! Wenn man doch für die Kinderbehandlung nicht die Gesetze aus dem Mannesleben nehmen wollte! Von den Kindern strahlt ein großer Segen rückwärts auf den Lehrer, wer ihn nur hellen Auges, offenen Ohres und warmen Herzens auf sich wirken läßt.

Im herzlichen Umgange schließen sich die Kinder ohne

Brechstange offen auf — als treffliche pädagogische Wegweiser! Sie gleichen manchen Blumen, die ihr inneres Heiligtum dem milden Sonnenauge öffnen, es aber vor der finstern Nacht, vor Sturm und Regengüssen sorglich schließen. Im Lehren muß der Lehrer an sich und den Kindern seine Pädagogik und Methodik lernen. Wer kein Gefühl und kein Verständnis dafür hat, der hat eine verfehlte Berufswahl zu beklagen.

Ich habe trotz meiner Jugend bei der Schularbeit stets ein Gefühl davon, ob ich's recht oder falsch mache; die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Kinder sind das sicherste Merkzeichen für den Wert des Unterrichts.

Leider kommen so viele Eltern und Lehrer niemals von der Oberfläche in die Tiefe, durch die Schale in den Kern; ihr Unterricht, ihre Erziehung bleibt gewohnheitsmäßig, physiognomisch und wird nie psychologisch.

Die Seelenbefruchtung hängt von dem Zusammentreffen der gebenden Lehrer- und der aufnehmenden Schülerthätigkeit ab. Ohne innere Verwandtschaft schießen Lehrergeist und Schülergeist an einander vorüber, und die Schularbeit besteht meist aus „Verfehlungen."

5. Ein sinniger Vorschlag.

Ein sinniges Gemüt schlingt überall Verzierungen um die graue Alltäglichkeit. Nach einer Botanikstunde sagte die bleiche Guts-Ida: „Mich jammern die Pflänzchen, die wir jeden Donnerstag zum Welken brechen."

Ich zuckte die Achseln und antwortete: „Der Wissensdrang fordert eben Opfer. Durch Zerlegung und Untersuchung des Toten lernt der Mensch das Leben verstehen. Ich weiß Deine Lieblinge nicht zu retten."

Darauf sagte sie: „Der Herr Goethe hat die Botanik hübsch verstanden. Als er das Pflänzchen im Walde fand, grub er's mit allen den Würzlein aus und pflanzte es

im Garten am hübschen Haus. Nun zweigt es immer und blüht so fort. So möchte ich's auch haben."

Eine helle Freude flammte auf in mir. „Nun, so thue es ihm nach! Er ist ein gar weiser Meister der Lern-, Lehr- und Lebekunst. Hebe Dir die hübschesten Gewächse der Wildnis mitsamt einem Erdballen um die Wurzeln aus und heime sie in Deinem Gärtlein an. Du wirst dann den ganzen Lebenslauf der Pflanzen verfolgen und nicht bloß ein fertiges Sein, sondern ein liebliches Werden bewundern können."

Sie war hocherfreut. „Ach ja, ach ja! Ich helfe so gern; auch dem lieben Gott will ich helfen seine Blumen pflegen. Sie haben ja gesagt: Wir sind alle Gottes Gärtner, ein jeder auf seinem Beete. Ach, wie hübsch ist's, wenn man zusieht, wie alles so schön wird nach und nach!"

Also das Werden machte dem Kinde mehr Freude als das Sein! Und es möchte gern etwas dabei thun!

Wie richtig und wichtig für den Erzieher!

Die Überlieferung von fertigen Ergebnissen an das Gedächtnis hat nie das Interesse des Entstehens. Das Kind muß mit leiblichen und geistigen Augen den Gegenstand des Unterrichts keimen, wachsen und entstehen sehen. Sein Denken und Fühlen muß dabei unwillkürlich seine Spannkraft regen und selbstthätig sich anspannen, dann geht's weiter vorwärts.

Der rechte Unterricht ist kein Verpacken oder Aufspeichern fertiger Warenballen, sondern ein lebendiges Wachsen oder ein verständnisvolles Aufbauen aus verschiedenem Baumaterial. —

6. Der erste Zusammenstoß.

Zum erstenmal rückte mir eine zärtliche Mutter mit den Angriffswaffen der Roheit, mit Schimpfen und Schelten, zu Leibe. Warum? Weil ich ihr ungewaschenes und ungekämmtes Mägdlein nun zum drittenmal nach Hause geschickt und

ihrem lügenhaften Buben mit dem Stocke die Wahrheit gepredigt hatte. Das Weib war für ruhige Belehrung unzugänglich. Wie ein Drache schnob sie Feuer und Rauchdampf über mich wegen der unerhörten Beschimpfung. Als letztes Rettungsmittel schob ich die Thür zwischen mich und sie. Unter der Linde draußen sang sie ihren höllischen Hymnus weiter.

„Wie geht's Ihnen aber schlimm!" bedauerte mich Ida nach der Schule. „Sie schlagen so ungern, und man sieht, wie es Ihnen wehe thut, und nun müssen Sie sich auch noch ärgern. Da haben die bösen Kinder einmal und Sie zweimal Strafe bekommen!"

Um des Strafens willen wird der Lehrer so oft gehaßt und geschmäht. Wenn die Eltern wüßten, wie bitter die Strafgewalt vor und während der Ausführung ist, sie erschwerten sein Martyrtum hinterher nicht auch noch durch Verunglimpfungen, die zugleich allen Segen der Strafe beim Kinde wegschwemmen. Die Strafpflicht ist dem Lehrer keine Lust, — er müßte ja ein Kannibale sein! — sondern eine schwere Last. Für die Eltern trägt er sie.

Alle Eltern möchten Freude an ihren Kindern haben, aber Freude ist ein Kind der Mühe. Alle möchten Liebe ernten, aber die Mühe der Aussaat scheut man. Die Bequemlichkeit soll um keinen Preis gestört werden. Wozu bezahlt man Kindermädchen, Bonnen und Lehrer? Wenn die kindlichen Fragen unsere Gedanken aus den Fugen rücken: „Schweig still, kleines Plappermaul!" heißt's da. Wenn ihre Spiele unser Behagen stören: „Marsch hinaus mit Euch, die Gasse ist breit und lang!" Wenn ihr Anspruch an unsere Mithilfe bei ihren Arbeiten uns ungelegen kommt: „Ach was, paß auf in der Schule; wozu gehst Du hinein!"

So verhält man sich nicht selten abweisend, ja feindlich gegen die Erziehungsarbeit, möchte aber doch die guten Früchte derselben ernten: Freude an und Liebe von den Kindern!

Weil man aus Bequemlichkeit den graden Weg der Mühe scheut, so sucht man sich durch eine Hinterthür in die Liebe der Kinder einzustehlen: durch Nachgiebigkeit gegen ihre Launen und durch Unterstützung des Widerspruchsgelüstes gegen ihre Lehrer. Wenn man dem Kinde den Willen thut und ihm gegen fremde Anforderungen mithilft, hat man im Augenblicke seine Gunst gewonnen. Kein Futter mästet schneller, als was man dem Geiste des Widerspruchs reicht.

Der Lehrer muß, unbekümmert darum, ob es dem Kinde gefällt oder mißfällt, anordnen, was des Kindes wahres Wohl erheischt. Weil aber die Kinder vom Hause aus nicht zu strengem Gehorsam gewöhnt sind, werden sie die unbequemen Gebote oft in den Wind schlagen. Der Lehrer muß warnen, drohen, strafen. Das ist dem Kinde noch ungelegener; es wendet sich an die Eltern. Diese lassen sich entweder, von den Klagen der Kinder gerührt und durch eine unrichtige Darstellung des Thatbestandes irre geführt, zu einem falschen Mitleide hinreißen, oder sie wollen die Gelegenheit benutzen, um als oberste Instanz ein Wort zu sprechen und Ansehen und Liebe zu gewinnen.

Am schlimmsten ist's für den Lehrer, wenn die Eltern selbst eigentlich die Strafe ganz oder halb verdienen, wenn die Maßregeln der Schule wie Stacheln sich ins Gewissen der Eltern bohren. Dann flammt ihre Empörung über die Anmaßung des Lehrers wie eine Pechfackel auf, und dem armen Schulregenten wird alle Schande nachgesagt. Durch Verdächtigung und Schmähung des Lehrers und seiner Maßnahmen wollen sie dem Kinde und seinen Neigungen schmeicheln und an dem Lehrer sich rächen. In Wahrheit singen sie ihrer und des Lehrers Erziehungsarbeit das Grablied. Ohne Autorität ist der Erziehungseinfluß gleich dem Schnabelwetzen des Vögleins am Demantberge. Die heiligste Pflicht der Eltern ist eingehende Beschäftigung mit ihren Kindern, oder, wenn Zeit und Beruf das verhindern, wenigstens die treueste

Unterstützung der Lehrerarbeit. Der Lehrer ist ihr Säemann, und sie ernten die Früchte seiner Mühe.

Es giebt nichts Widernatürlicheres als Schule und Haus im Widerspruche. Eltern, die mich mit Freundlichkeit überschütten, aber mein Werk nicht fördern, sondern sogar hemmen, machen mir immer Herzweh. Ich fühle mich aber allen befreundet, die mit Interesse nach ihren Kindern fragen, Erziehungsmaßregeln besprechen, mich auf dies und das aufmerksam machen ꝛc. Ich kann nicht dafür, daß mir solche Menschen und solche Gespräche immer die liebsten sind. Die Weltbetrachtung der gewöhnlichen Menschenkinder ist eben einseitig. Der Beruf giebt den Maßstab. Jeder beschaut zunächst Menschen und Dinge durch das Fensterlein seines Berufes. Man kommt aber auch nur zu freier Höhe der Weltanschauung durch genaue Kenntnis des nächsten, und die Pädagogik ist ein Gebiet, das wohl geeignet wäre, seine Jünger nach und nach zu weiterem Urteile über die meisten Verhältnisse des Lebens anzuleiten. Rechte Kindererziehung hat ja im Keime alle Weltverhältnisse zu berücksichtigen; sie hat die Thore zu allen Lebensgebieten aufzuschließen. —

7. Bei der Stange.

Die äußere Welt ist voll Ähnlichkeiten der innern. Wer offene Augen dafür hat, dem werden die aufgefangenen Lichtstrahlen von draußen manchen dunkeln Winkel drinnen erhellen helfen. Den aufmerksamen Sinnen ist überall der Tisch gedeckt, die stumpfen umgiebt überall das große Nichts, die weite Leere.

Wie oft wirft ein schlichtes Bild des platten Lebens seinen Lichtschein in die Seele und wird das Samenkorn fruchtbarer Gedanken! Wer hält z. B. ein paar ungeschulte Rößlein für lehrreich? Item, für mich sind sie's heute gewesen.

Durchs Fenster sah ich, wie der Ortsschulze seine beiden feurigen Füllen ihre ersten Arbeitsversuche machen ließ.

Vornweg ging ein ernster Ackergaul, sah weder rechts noch links, sondern steuerte stracks auf die Anhöhe los. Rechts trippelte ein junges Pferdebürschlein den Viertritt, und zwar in Krebsmanier nach hinten. Dabei schüttelte es unwillig den Kopf und wieherte so kläglich, als ob es den Wolken sein Leid klagen wollte. Links suchte sein brauner Lerngenosse mit Fleiß die gebahnten Straßen und die „ewig gestrigen" Geleise zu meiden und den unliebsamen Wagen bei der nächsten Dornenhecke in Verwahrung zu geben. Das gab nun eine wunderliche Schnellfahrt: vorwärts, rückwärts, seitwärts!

Der Schulze hatte seine liebe Not mit solchen Lehrlingen, wurde aber doch durch äußerste Aufmerksamkeit und angespannte Kraft ihrer Unarten Meister. Gut gefaltete Schlingen machten der Nase und der widerhaarigen Gesinnung den Raum so knapp, daß die wilden Jünglinge gern zusammenrückten und sich von dem geschulten Vorderpferde fürbaß ziehen ließen.

Unter meinem Fenster durfte mir der höfliche Mann seinen Bückling nicht schuldig bleiben. Er lupfte seine Mütze und wollte mir nach dem Gruße noch von einem eingegangenen „wichtigen Dinge vom Landratsamte" Meldung thun, kam aber nicht ans Ende damit. Kaum spürten die zween Pferdestudenten eine Lockerung der Schlinge, so wirtschafteten sie auch schon nach dem Gelust ihres ungefügen Sinnes an dem Wagen herum, so daß die Hausecke fast in Gefahr kam.

„Da geht's rückwärts!" rief der Schulze. „Das Vieh merkt's gleich, wenn man nicht bei der Stange bleibt. Wartet, euch sollen die Mucken noch vergehen!"

„Es geht rückwärts, wenn man nicht streng bei der Stange bleibt!" Dies Gedankenei hat mir der schlichte Mann absichtslos in die Seele gelegt, und es ist wohl der Mühe wert, darüber zu brüten.

Der Erfolg der Schularbeit hängt von der geregelten Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler, von dem wirk-

samen Ineinandergreifen der leitenden und geleiteten Kraft ab. Die Kinder bringen nichts weiter mit in die Schule als einen unbestimmten, ungeregelten Thätigkeitstrieb oder stumpfe Gleichgiltigkeit. Sie sind ein Beet voll Möglichkeiten, das unter dem Sonnenschein eines klaren, warmen Lehrerstrebens und überlegener Kraft und Weisheit des Erziehers zu schönen Wirklichkeiten aufblühen kann. Ohne Stätigkeit der erziehlichen Einwirkung und ohne gesammelten Kräfteaufmarsch des Lehrers wird diese Blüte lange, vielleicht immer auf sich warten lassen.

Die Keime aller guten Kräfte in der Kinderschar zu wecken und den erwachten Kräften die Richtung anzuweisen, das ist Lehreraufgabe. Dazu gehört ein ganzer Mann und eine volle, energische Thätigkeit. Alles, was diese volle Kraft zersplittert und lähmt, muß auf die Liste der Versündigungen an der Schule gesetzt werden.

Wie lang ist diese Liste! Wie oft wird der Lehrer genötigt, in fremden Jochen zu gehen um Tagelohn! Wie oft drückt die gemeine Sorge um Nahrung und Kleidung den Geist tief unter die Berufsaufgabe und hebt die Spannkraft von Leib und Seele auf! Wie nicht selten auch entflieht ein hochstrebender Geist der scheinbar kleinen und gemeinen Tagesarbeit in der Schule, um sich auf luftigem Kahne in geistiger Höhe zu schaukeln! Der Lehrer ist die Seele der Schule; er allein regelt den Pulsschlag der kindlichen Thätigkeit. Alles hängt von seinem klaren, alles erfassenden Blicke, von seiner geistigen Spannkraft und seiner unzersplitterten Teilnahme ab. Er gehört mit Leib, Seele und Geist an die Stange, wenn der Schulwagen einen guten Kurs laufen und wohlbehalten ans Ziel kommen soll.

Die Axt allem an die Wurzel, was ihn von dieser Stange wegzieht!

8. Der Gedanke auf verbotener Fährte.

Der Versucher steckt sich in allerlei Kleider, um uns von dem schmalen Pflichtenpfade wegzuziehen. So hat mich die bunte Schlange heute oben hinausgelockt. Ich war während einer Lesestunde unwillkürlich ins Brüten über die schwere Aufgabe versunken: Wie nötigt man die Schüler zu stätiger Aufmerksamkeit? Die rein innere Gedankenthätigkeit legte die Sinne lahm, so daß ich nur halb sah und hörte, was um mich vorging. Mein Auge irrte durchs Leere, heftete sich träumerisch auf einen gleichgiltigen Punkt oder glänzte erfreut beim Finden eines neuen Gedankens auf. Vor dem Ohre brauste es wie fernes Wasser= oder Sturmrauschen. Unwillkürlich marschierte ich mit beschleunigtem Gange auf und ab.

Die Kinder hatten inzwischen die überirdische Fährte gewittert, auf der mein Geist seine Spaziergänge ablief, und sich auf irdischem Boden möglichst lustig gemacht. Es las zwar noch einer, aber als Prediger in der Wüste! Hier flüsterten zwei, dort zupfte einer den andern; da warf einer mit gedrehten Brotkügelchen; unter jener Bank kroch einer umher u. s. w. Das anschwellende Geräusch rief endlich den zwischen oben und unten gespaltenen Durchgänger zur nächsten Pflicht zurück. Ich fuhr gleichsam aus dem Schlafe auf, sah und hörte nun den Unfug, wurde unwirsch und heftig, schalt mit harten Worten die Übelthäter und schlug sogar dem Sucher unter dem Tische einige gute Wünsche über den Rücken. Sollten die Buben nicht lesen? Was zogen sie mich durch ihren Unfug schonungslos bei den Beinen von meiner idealen Höhe aus dem ergötzlichsten Gedankentanze in ihren Staub= und Qualmwirbel nieder? So dachte ich im ersten Feuer der Entrüstung. Doch als dies niedergebrannt war, da kam der Ankläger im eigenen Busen zu Worte. Wer ist strafbarer, der pflichtvergessene Führer oder „diese Schafe", welche noch nicht der Einsicht, sondern nur dem blinden Gelüst des Herzens folgen? Du bist der strengen

Pflicht oben hinaus entflohen, sie sind ihr nach deinem Vorbilde unten und nebenaus entwischt. Was hast du darob zu zürnen und zu schelten? Wie oft strafen wir in andern Versehen und Vergehen, deren Wurzeln in uns liegen! Darum gilt's immer zuerst, in den eigenen Busen zu greifen und seinen Schuldanteil festzustellen; dann wird das Urteil gerecht und mild über die fremde Schuld ausfallen.

Also auch das an sich Gute kann durch falsche Zeit und falschen Ort zum Übel werden! Wie wachsam muß man sein und wie peinlich all' Denken, Reden und Thun an dem Maßstabe der Pflicht messen, um nicht dem Vorwurfe der Untreue zu verfallen!

Ein Gedankenleben ist die beste Unterhaltung in der Eintönigkeit, ja Langweile dörfischer Zustände; es ersetzt alle Gesellschafter. Herder's Sehnsucht auf dem Totenbette nach einem großen Gedanken teilen auch kleinere Geister. Der Gedanke ist der Freund der Einsamkeit, die Oase in dem Wüstensande des Gewohnheitstreibens. Auf der unendlichen Leiter von der Natur, in deren Inneres, nach Haller, kein erschaffener Geist dringt, bis zu dem höchsten Problem „Gott" steigt er rastlos auf und nieder, bis seine Sehnsucht einst an seiner Wiege, bei seinem Gott, endet.

Aber das Gute ist nicht überall gut; es muß seine Tracht nach Zeit und Ort richten. Ein Vagabundentum des Gedankens kann schlimmer werden als Landstreicher mit zerrissenen Stiefeln und verwilderten Haaren. Auch der Gedanke braucht seinen Berechtigungsschein und darf sich nicht da umhertreiben, wohin er nicht gehört. In die Schule gehört er recht eigentlich, aber streng in den Kreis der Arbeit: denkend arbeiten und arbeitend denken, nicht aber sinnverloren in Nebelwolken umherflattern!

Das Denken hat die Bahnschienen der Arbeit zu legen in gewissenhafter Vorbereitung; es hat den Wegweiser beim Unterrichte abzugeben für die Lehrweise, und es hat endlich

die Schlußsumme zu ziehen in den Gedanken des Tagebuches. Alles Denken während der Schule muß im engsten Zusammenhange mit der Schularbeit stehen. Man hüte sich, den Geist über den Köpfen der Kinder Fangball spielen zu lassen und fremden Gedanken Gehör zu geben. Die Pflicht ziehe einen engen Zaun um das Heer der Gedanken und weise erbarmungslos alle Eindringlinge ohne Heimatsschein aus.

Ich glaube, daß gedankenrege Lehrer am meisten in Gefahr stehen, statt ernst zu arbeiten, an dem Mückenwirbel ihrer Gedanken sich zu erlustigen. Es ist so schön, aus allen Vorgängen Sentenzen zu ziehen, den psychologischen Wurzeln der Erscheinungen nachzuspüren und auf dunkle Punkte das Sprühfeuer des Gedankens zu leiten. Aber es ist Selbstsucht, die sich mühelos vergnügen will, statt durch die bittere Schale der Mühe zu bohren nach dem süßen Kern der Arbeitsfreude. Die Pflicht schließt alles Vergnügen aus, das nicht der Arbeit entquillt. Jedes an seinem Orte, alles zu seiner Zeit!

Während des Unterrichts kommen einem oft die besten Gedanken. Man möchte sie wie der junge Tobias den Fisch im Tigris beim Schwanze ergreifen und aufs Trockene ziehen. Ist es ohne Schädigung der Berufsarbeit, ohne Lockerung der Disziplin möglich, wohl! Man sammelt sich da guten Vorrat für hungrige Zeiten. Sobald aber der Gedanke von der Arbeit abirren will, dann halt! und zurück in den Bannkreis der Pflicht! Der Lehrer gehört der Schule ganz und ungeteilt. Selbst das pädagogische Interesse darf in der Schulzeit keine theoretischen, sondern nur praktische Sprünge machen. Die Arbeit der Pflicht steht über der Arbeit des Vergnügens.

Schweift der Geist des Ordners der Schule ins Weite, wer will es dem ordnungslosen Schülergeiste mit dem stäten Gelüste der Abirrung verdenken, wenn er sich auf eigene Hand vergnügt! In geistiger Selbstbeschränkung und selbst-

loser Hingabe an die Pflicht „die Lenden des Gemüts gegürtet“, so muß der Lehrer mit Geist und Sinn im Mittelpunkte der Schule stehen und die flüchtige Gazellenherde haltloser Schülerblicke und Gedanken um sich scharen. Sobald er hier fehlt, sobald die Lenkseile seines Blickes reißen und die Zugkraft seines Geistes erlahmt, dann artet der Unterricht in ein planloses Mückenspiel aus.

9. Sturmlauf mit Beinschellen.

Was hat sich nicht alles an den Lehrer gehängt und streckt fürwitzig seine Fühlhörner bis in die Schulstube!

Zuerst die Gemeindeschreiberei! Das ist ein lästig und ärgerlich Ämtlein, aber die paar Thaler dafür sind nicht bitter bei einem so ärmlichen Lehrergehalte. Gerade im Herbste beim Schulanfange drehen sich diese Staatsgeschäfte im bunten Reigen. Da möchte wohl gern der Gemeindeschreiber dem Lehrer ein Aktenbündel mit in die Schule geben: „Mach's doch, wenn das Völklein schreibt oder liest; kannst ihm dabei doch nimmer viel helfen, aber Dir!“ — Oder der Schulze hat während der Schulzeit eine halbstündige Konferenz abzusitzen über ein Unaufschiebbares. Dir ist dabei vielleicht der Boden so heiß unter den Füßen wie dem jungen Tanzbären seine Eisenplatte; er aber sitzt da in königlicher Ruhe wie Elias auf dem Berge, da ihn die Hauptleute über funfzig zum Könige holen wollten. — Oder eine dringende Gemeindeversammlung ruft dich mit dem Federschwerte in den Kampf, damit du aus einem Knäuel Unsinn und Überflüssigem ein Vernünftiges hauest. — Oder der Gemeindediener holt und bringt Ordre, und mit jedem Thürklopfen und Thürschlagen zerreißt er den Leitungsdraht, der eben zwischen dir und den Kindern geschlossen war.

Nicht selten winkt der Küster dem Lehrer: „Komm heraus, es muß einer Leiche das letzte Geleit gegeben werden, und ohne Dich wäre eine ansehnliche Leichenbegleitung weniger,

und die Traurigen fänden vielleicht gar den Weg zur Grube nicht. Lieber achtzig Kinder eine Stunde müßig lassen, als eine Leiche ohne den Küster in das letzte Bett legen! Sie mögen in der Schule lärmen oder sich heimtrollen, gram werden sie Dir darob nicht sein!"

Ein andermal hat der Kantor und Organist den Gesang der Wochengottesdienste zu leiten, Wasser bei einer Taufe zu schütten, Zeuge bei einer Trauung zu sein und einstweilen dem Lehrer in der Schule Urlaub zu geben.

Wieder mal wird der Landwirt herausgerufen: „Das und das! Der Herr Lehrer möchte mal selbst zur Sache sehen!" Wenn das Schulholz angefahren wird und alle Anspänner des Dorfes bewirtet werden, kann natürlich keine Schule sein! Derweil sich die Alten bei des Schulmeisters Wurst und Branntwein vergnügen, sollen die Jungen wenigstens Freiheit und frische Luft trinken!

Dann kommt einer oder eine und steuert ein Gehaltsbröslein bei zum irdischen Wohlergehen des Schulmeisters, begehrt Quittung ins vergilbte Büchlein und ein geneigtes Ohr für einen Standsermon. Die Schule studiert und experimentiert einstweilen über „Wolkenbildung aus Erdatomen".

Auch der Herr Inspektor opfert wohl mal einer freundlichen Plauderlaune ein halb Stündlein, und die Buben und Mägdlein wissen sich derweil schon brav zu kurzweilen.

So zieht der Lehrer an sieben Seilen, und etliche Kutscher regieren ihn; oft weiß er nicht Rat, wie und wohin er laufen soll. Hat er nicht den Mut des „Neinsagens", so wird er bei gespaltener Seele und gespaltener Zeit nie seines Amtes und einer vollen, ausgereiften Arbeitsfrucht froh werden. Wie lange wird der Wunsch noch betteln gehen: Der Lehrer sei nur Lehrer! An dem einen ist's genug! Welch' wunderbares Rechentalent muß man ihm zutrauen, daß er in eine einfache Zeit neunfache Arbeit fächern und dazu bei jeder frisch und ganz bleiben soll!

Was soll nun aber der Arme thun, der nur widerstrebend dem Moloch des Bedürfnisses oder dem vielköpfigen Zwingherrn „Pflicht“ seine Ideale opfert?

Erstlich: Er soll die Nebenämter auch ihre Nebenbedeutung fühlen lassen! Haben sie sich wie Trobbeln ans Kleid gehängt, so sollen sie wenigstens nicht gleiche Schätzung mit dem Kleide erfahren. Wenn ihre Stunde kommt, so warte er ihrer, denn Treue soll er auch im Kleinen beweisen, und was den Namen „Pflicht“ trägt, das ist geheiligt; aber dem Hauptamte lasse er keine Minute entziehen. Während der Schulzeit sei der Lehrer für niemand und für nichts weiter da. Das Draußen mit seinen Geschäften und seiner Unruhe muß versunken sein wie die begrabene Stadt im Meere, und noch nicht einmal das ferne Läuten soll an sein Ohr schlagen. „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehest, ist heiliges Land!“ das gelte auch ihm in der Schule.

Ach, daß es immer so wäre, wie es sein müßte! Aber ohne rechten Mut kommen wir nicht vom Wunsche zur That, aus dem Wirrnis der vielen Geschäfte zur Freiheit rechter Arbeit. Man hat so viele Dinge mit „Not“ gestempelt: Notlüge, Notarbeit, Notbehelf, Notbrücke und andere „Noten“, daß man mißtrauisch dagegen werden muß. Notarbeit ist bloß die Schule; alles andere ist Nebenamt und Nebenbeschäftigung für die schulfreie Zeit. Will es den Lehrer der Schule entziehen, so verdient es geköpft zu werden wie ein Hahn, der in den Topf soll. Je mehr man für nötig erachtet, desto mehr findet sich Nötiges hinzu, und zuletzt erstickt die eigentliche Pflicht in allerlei Nebenrücksichten; denn Rücksichten und Bedürfnisse mehren sich wie Unkraut, und gar zu leicht ertrinkt in äußerer Vielgeschäftigkeit der innere Arbeits- und Entwicklungsdrang.

Zum andern: Der Lehrer soll in geistiger Erstarkung ein Gegengewicht zu jenen äußeren Bleigewichten seines Berufes suchen. Wahres Glück ist

nur in der Erhebung des Herzens über das Gemeine, in der geistigen Gemeinschaft mit den Besten und Höchsten der Menschheit, in der Durchgeistigung der Alltagsarbeit und im Verwachsensein mit der Berufspflicht.

Es muß darum von jedem rechten Lehrer gefordert werden: Gewissenhafte Präparation vor, geistbelebter Unterricht in und reifliches Nachdenken über die Arbeit nach der Schule; ferner ein inniges Anschließen an gleichstrebende Standesgenossen in kleineren und größeren Kreisen; ein Hineintauchen in den Gesundbrunnen der pädagogischen und klassischen Litteratur; die gewissenhafteste Arbeit an dem eigenen geistigen und sittlichen Wachstum. Wer sich freilich mit körperlicher Arbeit bis in die sinkende Nacht, mit geistloser Schreiberei bis in die Mitternacht, mit Privatunterricht in jedem freien Moment, mit der leidigen Stundenhatz über das Straßenpflaster und anderen Nebengeschäften den letzten Rest geistiger Spannkraft zerstört, dem wird man meist vergeblich eine geistige Höhe zum Erklettern zeigen. In mühelosem Zeitvertreibe oder aufregendem Sinnengenusse wird er „Ausspanne und Erholung" von des Tages Last und Mühe suchen. Die Federkraft des Geistes wird mehr und mehr erschlaffen und das Amt zum bloßen Handwerk eindorren.

Lieber auf den ursprünglichsten Bedürfniszustand zurücksteigen, als dem regen Leben des Geistes entsagen und sein geistiges Selbst bei Lebzeiten einsargen lassen! Für solche Puppenhüllen kommt selten wieder ein Frühling, der sie sprengt.

Ich schaudere vor dem Gedanken, nach Jahr und Tag auch so vertrocknet und verknöchert zu sein, wie einige meiner Berufsgenossen, die sich für nichts mehr begeistern können und wollen, die neulich bei einem Konferenzvortrage, der etwas frische Blasen warf, mich mit halb verwunderten, halb spöttischen Augen betrachteten, aus denen ich unschwer das Wort des Landpflegers Portius Festus las: Paule, du rasest!

„Optimist“ und „Schwärmer“ heißen sie mich. „Aber es wird sich schon legen!“ trösten sie mich und sich. O, wie danke ich Gott für diese Schwärmerei, die mich beglückt und in die Tiefe der geistigen Schachte und in die Tiefe meines Berufes treibt! Möchte ich nie zu einer Nüchternheit erwachen, die nur noch das tote Pflichtenpensum nach dem Stundenzeiger ableiert! Und das vielleicht noch mit fremden Zwischenspielen durchsetzt!

Ich bade übrigens nicht immer im Äther. Ich fühle so gut wie andere Menschenkinder, wenn ich ich Hunger habe, und sehe, wenn sich Schmutz an die Füße hängt. Wenn's ungrad geht in der Schule, kann ich aufbegehren trotz Einem — leider! Auch meine Privatstunden halte ich täglich auf dem Gute, ohne mich jedoch länger als heilsam in die Tretmühle sperren zu lassen. Meinen hübschen Garten am Berge baue ich selber, und sogar eine Mauer habe ich zur Terrassenanlage eigenhändig darin aufgeführt. Verwachsene Wurzelstocken habe ich mit Keil, Schlegel und Axt bearbeitet. Meinem stattlichen Hühnervolke widme ich manche Minute. Den schönen Wald durchstreife ich nach allen Richtungen; stundenlang bin ich auf einem hochragenden Ahorn gesessen, der so freundlich gewesen ist, mir oben mit seinen Ästen eine Art Mastkorb zu flechten; da lese und schreibe ich und halte Rundschau in der schönen Landschaft. Auch die katholischen Kollegen der Nachbarschaft habe ich heimgesucht und Gruß und Bruderwort mit ihnen getauscht. Wie überall, so habe ich auch unter ihnen volle und dürre Ähren, fette und magere Kühe gefunden. Wie reich sind Natur, Menschheit und Beruf, um ein Leben zu beglücken, das sich voll und warm in ihren Bannkreis stellt! Wozu Trebern essen und Säue hüten, wenn der Tisch des Vaters gedeckt ist und seine Thür wie sein Herz mir offen steht?

Werdet nicht der Menschen Knechte! Werdet nicht Sklaven von Nötigkeiten und Nebensachen! Ein starker

Trieb nach Glück und Freude ringt in uns nach Verwirklichung. Täuschen wir uns nicht über das Ziel! Erwerb, Genuß, behagliches Hinleben sind es nicht! Nur eine uns innerlich beglückende Arbeit, die geistige Erhebung im Forschen nach Wahrheit und die Liebe edler Menschen sind des Lebens wert. Sie lösen die Fesseln von Händen und Füßen und heben uns über die Alltagsschranken empor.

10. Unser täglich Brot!

Es waren gestern unser Zehn beisammen, die das alte Lied in bekannter Melodie von der „Not der Lehrer" anstimmten. Mehrere hatten nicht gerade üble Stellen, alle machten die bescheidensten Ansprüche an Lebensgenuß; alle versicherten aber auf Ehrenwort, daß sie noch niemals mit ihrem Gehalte gereicht hätten. Ohne die Hilfstruppen aus Privatvermögen oder Nebenerwerb hätten sie geradezu darben müssen. Fünf hatten eine größere Kinderschar, hielten aber der Ersparnis wegen nicht mal ein Dienstmädchen. Das mußte die Hausfrau zugleich selber sein. Wie stand's mit mir? Ich hatte mein erstes Schulmeisterjahr fröhlich und sorglos dahin gelebt. Beim Amtsantritt gab mir mein Vater außer den Möbeln und dem Klavier noch 25 Thlr. in die Tasche; Weihnachten schoß er noch 10 Thlr. nach, und Neujahr schlachtete er mir ein Schwein. Für den Privatunterricht auf dem Gute erhielt ich freien Tisch und auch noch klingenden Lohn — in Aussicht gestellt! Da ließ sich's etwa mit 114 Thlr. Jahrgehalt auskommen. Wenn aber die Nebenflüsse versiegen? Wahrlich, da sollte einem bange werden! Die Straßenpflasterer unter meinem Fenster erhielten täglich 17½ Sgr. und hatten nichts übrig, wie soll es denn mit den Tagesportionen von etwa 10 Sgr. für eine Familie werden? Auch ohne die geldfressenden Thorheiten des Rauchens, Trinkens, Spielens und Putzens, von denen ich gottlob! verschont oder durch mein Weib geheilt bin,

traue ich das Divisionsexempel 365 in 114 nicht fertig zu bringen. Die Klagen meiner Kollegen haben mir das Herz recht schwer gemacht. Welcher Heldenmut, unter dem Druck der Sorge und Entbehrung doch der Pflicht nicht fahnenflüchtig zu werden!

Ich habe es nicht selten in Frage stellen hören, ob's denn wirklich so schlimm sei mit der Not der Lehrer, und ob nicht absichtliche Schwarzfärber den Pinsel zu tief in den Farbentopf getaucht hätten. Möchten solche Zweifler ein Jahr lang im Ernste die Säckelmeister einer Lehrerfamilie von 6—7 Köpfen mit einem Jahreseinkommen von 200 bis 250 Thlr. sein? Haben sie nie versucht, von ihren eigenen Bedürfnissen einen Rückschluß auf fremde zu machen? Daß man doch so gern andern immer mehr zumutet als sich selbst!

Aber ohne Sorgen ist kein Mensch! Wohl wissen wir, daß gegen den Biß dieser vielgestaltigen Schlange keine eherne Schlange aufgerichtet ist, deren Anschauen das Gift und den Schmerz verscheucht, daß sie in die Paläste durch die Schlüssellöcher und in die Schulhäuser durch offene Thüren und Fenster geht, daß wir niemals dauernd aller Sorge ledig sein werden, aber die gemeine Not des Lebens, die Sorge um Nahrung und Kleidung sollte den Lehrern erspart bleiben. Um Kleider und Schuhe, Essen und Trinken sollte sich die Seele des Lehrers nicht verzweifelnd abringen.

Das schmale Einkommen ist der Alp vieler Lehrer bei wachem Zustande, die unerbittliche Kelter, unter der zuletzt selbst ein elastischer Geist platt gepreßt wird, bis der letzte Tropfen Frohmut heraus ist und nur leere Schalen und Hülsen übrig bleiben.

Der Leib ist eben ein Tyrann, der die Seele in seinen Banden hält und mit seinen Bedürnissen ihren freien Ein- und Ausgang hemmt. Der Lehrer ist da nicht besser daran als andere Leute. Eins ist immer die Hauptsache und zwingt alles übrige unter seinen Gesichtspunkt. Leider ist's

nicht immer die hohe Idee, sondern meist das Nächstliegende, das körperliche Bedürfnis, wovon die praktische Gestaltung des Lebens abhängt, d. h. bei der Mehrzahl das tägliche Brot; „'s ist eine Magenfrage!" hört und liest man nicht selten. Ideale ohne die realen Wurzeln einer gesicherten Existenz siechen gar zu leicht dahin.

Es giebt Ausnahmen; aber Regel bleibt, daß die gemeine Not des Lebens, der Kampf um die leibliche Existenz die Stärke des Willens auf geistigem Gebiete lähmt, die Elastizität abstumpft und eine ideale Arbeitsauffassung vertreibt. Der Lehrer muß in jeder Weise über der Schule stehen, wenn er die Schüler zu sich heranziehen will. Leibliche Gesundheit, geistige Elastizität und ungeteilte Hingabe an die Schule stellen ihn auf diese Höhe. Die Sorge und Arbeit aber um das tägliche Brot zieht ihn von dieser Höhe herab und drückt seine Seele unter seine Aufgabe. Mit ihm selber aber sinkt die geistige Fluthöhe der Schule tiefer und tiefer; denn wie der Lehrer, so auch die Schule!

Es ist wohl bewiesen, daß die Schule eigentlich das Schmerzensgeld für die Unterlassungssünden am Lehrer zahlt, und doch will es nicht durchgreifend besser werden! Wenn man nicht aus Erbarmen mit den armen Lehrerfamilien helfen will, so sollte man's doch im wohlverstandenen Interesse der Schule! Aber noch immer wartet die Schule, daß sich der heilkräftige Teich Bethesda auch für sie in stillen Kreisen rege. Bis jetzt, wenn ein Engel das Wasser bewegte, stieg ein anderer vor ihr hinein.

Es werden ja wohl vereinzelt gar löbliche Anstrengungen zur Besserung des Lehrerloses von Regierungen und Gemeinden gemacht, aber das Bedürfnis läuft schneller als die Hilfe. Und was noch schlimmer ist, nicht selten werden die kleinen Zulagen in Landgemeinden erst bewilligt, wenn der Lehrer vorher durch ein Laugenbad der Roheit gezogen ist. Ehe nicht ein Gesetz die unerschütterliche Basis für alle

bildet, wird das Hangen und Bangen in schwebender Pein nicht enden. Die langen und schweren Geburtswehen und etliche Fehlgeburten des ersehnten Schulgesetzes mischen die Hoffnung immer mit Furcht. Fast scheint's, als ob sich die Ereignisse und politischen Parteien in die Hände arbeiteten, um die Schulfrage in der Schwebe zu halten. Das ist die Systematik des Unglücks, die im Kladderadatsch den Lesern gespaßig, in Wirklichkeit aber den Lehrern sehr grausam erscheint.

Und wenn sich auch Berge von Schwierigkeiten einer endlichen Lösung der Schulfrage entgegenstellen, ein ernster Wille der maßgebenden Faktoren sollte sie doch zu durchbrechen vermögen.

Giebt es denn aber für die Zeit des weiteren Wartens nicht irgendwelche Waffen gegen den Feind „Sorge"? O wohl, ein ganzes Arsenal, darunter sogar spaßhafte! Wie denn neulich ein gebildeter Mann allen Ernstes aussprach: „Ein Schullehrer müsse eine wohlhabende Frau heiraten; thue er's nicht und gerate dann in Not, so sei das seine eigene Schuld, deren Folgen er tragen möge." So verfällt der Aberglaube auf allerlei unsinnige Heilmittel, um nur den naturgemäßen Weg nicht zu gehen.

Sollte denn aber der starke Wille, den Gottvertrauen stählt, nicht ein Gegengewicht des Mangels sein? Zweifellos bei diesem und jenem, der zur Sorge spricht: „Steh da im Winkel, bis ich Zeit zu einer Audienz habe, jetzt während der Schule nimmer!"

Aber wie selten ist der Wille aus so gutem Erz geschmiedet! In den meisten Fällen schneiden Sorge und Not unvermerkt dem Willen die sieben Locken ab, darin seine Stärke war, und ohnmächtig erwacht er. Dann: Philister über dir, Simson! Sie stechen ihm die Augen aus, daß er sie nicht mehr erheben kann zu den Bergen, von wannen uns Hilfe kommt, und führen ihn in die Mühle hinab, da zu

mahlen. Das ist ein Bild vieler Lehrer, denen Sorge und Not das Mark der Lebens- und Wirkensfreudigkeit ausgesogen haben. Sie mahlen in ihrer Schule ohne Herzensanteil wie Simson in der Mühle zu Gaza. Und will die alte Kraft und Freudigkeit mal aufblitzen, gelingt es dem Armen, in Gebet und Arbeit die Sorge zu ertränken und sich an der Wolke von Gedulds- und Glaubenszeugen aufzuraffen, wie bald wird der Gedanke: „Hier fehlt's, dort mangelt's! hier geborgt und dort nicht bezahlt!" die besten Entschlüsse lähmen. Wie bald werden die unbezahlten Rechnungen, die laufenden Ausgaben und die noch ungebornen Bedürfnisse schaurige Arabesken in die heiligen Trostworte und köstlichen Beispiele zeichnen!

Wenn die Gedanken in der Wüste umher irren, um aus den Steinen Brot zu machen, und können's doch nicht, dann ist schwer raten und trösten. Einem bekümmerten und durch schwere Schicksalsschläge gebeugten Gemüte erwächst eher Trost aus dem ewigen Borne als einem von Sorgen unablässig gehetzten, das immer auf der Suche nach Hilfsmitteln ist. Es gleicht einem besäeten Acker, der alle Tage neu umgepflügt wird.

Und wenn diese Fälle Ausnahmen wären, so ist's doch schlimm, daß ein Lehrer und Erzieher überhaupt in solche Lage kommen muß, und er muß hinein kommen, wenn ihm der Himmel eine zahlreiche Familie, aber keine irdischen Güter und keine einträglichen Nebenämter beschert hat. Und es sollte doch für jeden das Lehramt auch ein Nähramt sein, denn ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert!

Als ich von jener Konferenz, in der ich so viel Trauriges über das Lehrerlos gehört hatte, einsam über den Bergrücken heimwärts nach meinem Dörflein wanderte, da dachte ich mit stillem Weh: Warum finden die Klagen der Lehrer, die in allen Gliedern des Standes ein so lautes Echo haben, so wenig Wiederhall außer demselben? Rekrutieren

sich die Lehrer ausschließlich aus den Mißvergnügten? Wird ihnen bei ihrer Vorbildung das Gift der Unzufriedenheit eingeimpft? Ist ihre Arbeit wirklich nicht mehr wert? Verdienen sie durch ihre Haltung in und außer dem Amte kein größeres Interesse? Keins trifft doch zu; also müssen wohl ihre Klagen eine Berechtigung haben! Und wer will ihnen zürnen, wenn sie dringender werden, je säumiger sich die Hilfe zeigt! Wenn die Lehrer für sich bitten, dann bitten sie für die Schule mit. Was sie gewinnen, davon erntet die Schule mit Zinsen. Wer es wahrhaft gut mit der Schule meint, muß es auch mit den Lehrern wohl meinen. Die beiderseitigen Interessen sind nicht zu trennen. Die Freunde der Schule sind auch die Freunde der Lehrer!

11. Ein Totschlag ohne Kläger und Richter.

Der Totschlag der Berufsfreudigkeit ist das schwerste Verbrechen am Lehrer. Aber wer achtet darauf? Die Thäter wissen sich meist so rein von Schuld, daß noch nicht einmal das Herz, geschweige der Mund die Frage erhebt: „Herr, bin ich's?"

Was ist der stäte Kampf des Lehrers mit den Sorgen der Nahrung, das widerwillige Ackern in fremden Jochen, das Hangen und Bangen in der schwebenden Pein des Wollens und Nichtkönnens anders als ein nagender Wurm an der Blume der Freudigkeit!

Die Geringschätzung, mit der man seine Bildung, die Gleichgiltigkeit, mit der man seine Leistungen, das Halberbarmen, mit der man seine gesellschaftliche Stellung, die Rücksichtslosigkeit, mit der man sein häusliches und amtliches Leben sogar vor den Ohren der Kinder beurteilt, ist das nicht Meltau und Nachtfrost für seine Berufsliebe?

Die brutale Weise mancher Eltern, mit der sie ihre Erziehungssünden dem Lehrer gegenüber rechtfertigen, ihren Rangen einen Heiligenschein, dem Lehrer aber eine Dornen=

krone flechten, mit der sie geschwungene Fäuste, rollende Augen und sprühenden Geifer als Beweismittel ihres Rechtes und des Lehrerunrechtes auf den Kampfplatz führen, sind das nicht Axtschläge am Baume der Freudigkeit?

Die feine oder grobe Manier, mit welcher man den Lehrer für alle Mißerfolge in der Erziehung und für alle gesellschaftlichen Gebrechen verantwortlich macht, mit welcher man die Lichtseiten seines Berufes betont, die Schattenseiten aber verschweigt, den Arbeitserfolg leugnet oder schweigend als selbstverständlich betrachtet, die Schäden aber auf dem Markte ausstellt; mit welcher man seinem Reden und Thun das Mißtrauen als Wächter beigiebt; mit welcher man seinem Fortschrittsdrange Hindernisse bereitet, sein Streben in Fesseln legt; mit welcher man ihn noch weidlich an den Ohren zaust, wenn der innere Richter bereits das Herz traf; mit welcher aus allen Maßregeln das Motto klingt: „Es ist den Lehrern nicht zu trauen; ihr Gewissen ist so brüchig wie ihr Wissen“: ist das nicht Hagelschlag und Heuschreckenfraß auf einmal für die zarte Pflanzung der Liebe, Hoffnung und Freudigkeit im Berufe? So sündigen nicht selten andere an dem Lehrer und der Schule.

Aber nun wolle jeder an die eigene Brust schlagen und je nach Befund wieder umkehren! Die Vielgeschäftigkeit, — das Einspannen in allerlei fremde Joche, — das Rennen aus der dunstigen Schulluft in die nicht gesundere Wirtshausatmosphäre nach Erholung und Vergnügen, — die Bequemlichkeit, die (nach 1. Mose 49, 14—15) mit Isaschar sieht, daß die Ruhe gut und das Land lustig ist, und die sich zwischen die Grenze lagert, lieber trägt als thut, — Dünkel und Eigensinn, die fremden Rat nicht suchen und hören, fremde Erfahrungen verachten und lieber in allerlei Hecken und Dornen Zeit und Lust vergeuden, als bescheiden zu toten oder lebenden Meistern in die Schule gehen: sind das nicht alles gefährliche Schmarotzer an mancher Berufsfreudigkeit?

Herab mit ihnen unter die Füße, damit die Freudigkeit Luft und Licht gewinne, fröhlich wachse und Frucht trage! Versündigst du dich an dir selber, so mußt du auch selber büßen. Die göttliche Gerechtigkeit hat schon ihren Spruch in den Folgen unseres Thuns gefällt. Bist du der Mörder deiner Freudigkeit, und will kein Heilandswort: „Talitha kumi!" sie wieder erwecken, so tritt ab von einem Platze, der dir zum Fluche und andern zum Unsegen wird! Laß nicht die Kinder deine Missethat tragen!

Mit mir will ich schon fertig werden, denkt mancher. Wenn ich jeden Tag an und in mir selber jäte und gieße und von draußen mir niemand meine innere Pflanzung verheert, so soll sie schon gedeihen! Wer schützt aber des Lehrers Berufsfreudigkeit gegen die fremden Verwüster? Geht da nicht oft Macht vor Recht? Ach ja, vieles haben wir nicht in unserer Macht, und unsere Arbeitsfrucht wie unser Leben bildet sich unter inneren und äußeren, eigenen und fremden Einflüssen. Kann ich äußere störende Einflüsse nun auch nicht wegschwemmen wie das rote Meer die Ägypter, so kann ich doch durch innere Erstarkung an Widerstandskraft gegen äußere Feinde gewinnen. Was ich innerlich an Boden gewinne, verlieren die Feinde äußerlich. Wie nötig ist mir eine solche Erstarkung! Wie empfindlich bin ich gegen alles Unliebe von draußen! Wie beugen mich Mißerfolge nieder! Wie leicht sinkt der Mut und übermannt mich ein innerlich Verzagen!

Aber täglich will ich betend meine Seele zu dem Urquell der Kraft, Liebe und Freude erheben, um mein Denken an seinen Gedanken zu läutern, meinen Mut an seiner Kraft stärken, meine Freude in seinem Lichte zu heiligen, mein Pflichtgefühl mit seinen Pflichtforderungen zusammenwachsen zu lassen. Der Engel der Geduld wird sich dann zur Freudigkeit gesellen; er wird im Tageslaufe Wache halten, daß ich meinen köstlichen Schatz nicht verliere. Geduld ist

uns vonnöten, mehr als andern Leuten! Und dann will ich mein Sein und Thun nicht von der Meinung müßiger Gaffer am Wege abhängig machen. Ich will ihrer nicht achten und ihrer Rede nicht lauschen. Was meine Gedanken von der Arbeit zieht, meine Freude am Wirken stört, also weder mir noch meinem Werke frommt, was soll ich's aufnehmen und als böses Feuer in mir glimmen lassen? Bist du deiner Sache gewiß, so gehe unbeirrt deinen Weg. Müßige Hunde kläffen gern und viel. Achtet man ihrer nicht, sondern geht ruhig weiter, so kriechen sie endlich knurrend und schmollend durchs Löchlein im Hofthor zurück auf ihren Mist.

Will dir im Thun des Alltags, in der Erfüllung großer oder kleiner Pflichten die Kraft erlahmen, das heilige Feuer verglimmen, so thu einen tiefen Trunk aus einem geistigen Born; bade dich in schöner Natur frisch und jung; flüchte dich an ein Freundesherz; dann werden Auge und Herz wieder wacker wie die Jonathans, da er den Honigseim gekostet hatte, der im Walde niederfloß. Denk immer an das hohe Ziel; arbeite immer mit Geist und Herzen, so vergissest du die Unebenheiten des Weges und die wunden Füße! Lieber möcht' ich begraben sein, als meine Freudigkeit begraben und nur mit der Gebärde der Pflicht noch in der Werkstatt als Maschine stehen! „Besser im Glanze der Ehren früh sterben, denn als Ruine Unsterblichkeit erben!"

12. Die Kehrseite der Ruhepausen.

Die langen Ferien setzen doch ungemein viel Rost an und verdunkeln den Glanz des gewonnenen Lernmetalls. Nun scheuere und putze, du armer Lehrer, bis du wieder auf der alten Stelle bist! Traurig Los, den unersättlichen Magen der Vergeßlichkeit füttern, die zerfahrenen Arbeitsgleise immer aufs neue glätten zu müssen! Wie gut, daß dem Herzen eine unverwüstliche Spannkraft anerschaffen ist,

daß auch an Gräbern der Mensch das Fähnlein der Hoffnung noch aufpflanzen kann!

Es erneuern sich Tage, Wochen und Jahre, die Arbeit und Sorge des Gestern und Vorgestern, unsere Fehler und Irrfahrten, aber auch unsere Liebe und Hoffnung. Mit der größten Freudigkeit gehe ich täglich ans Werk, aber wie oft schlaff und mutlos davon, besonders mutlos ob der eigenen Verfehlungen im Berufe! Weckt mich aber der neue Morgen, so ist mir die Freudigkeit wiedergeboren wie der Tau aus der Morgenröte. Ja, durch den Wunsch und die Hoffnung, das gestern Verfehlte heute zu sühnen, regt sich's besonders warm und thatenlustig im Herzen.

Die letzten Ferientage zieht mich's mit besonderer Sehnsucht wieder zu dem gewohnten Werke und zu den gewohnten Kindern. Nun sitzen sie vor mir auf den alten Plätzen und schauen mich mit den alten Augen an. Frisch und froh läuft das Arbeitsschifflein vom Stapel. Aber o weh! Wie bald gerät es zwischen Klippen, Untiefen und Sandbänke! Hoffnungslose Leere oder wüste Trümmer überall! Das sind die alten Kinder nicht mehr! Die langen Ferien haben Niet- und Nagelfestes losgebrochen und fortgeschwemmt. Tiefe Hoffnungslosigkeit umkrallt das Herz, oder wilder Sturm des Unwillens bricht los. Doch wozu? Dadurch findet sich Verlorenes nicht wieder! Donner und Blitz heilen nicht, was Hagel und Sturmflut zerstört haben, und Wermut macht das Bittere nicht süß. Seufze, denn du bist ein Mensch, der atmen muß, wenn er leben will, aber fange dann still von vorn an!

Wie der Herr einst 7000 in Israel übrig behalten, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten, so wird auch in deiner Schule nicht alles gefehlt und verloren sein. In Zorn und Eifer geht dir's wie dem Elias, daß du die übriggebliebenen Stillen im Lande nicht merkest. Laß nur dein Wort und deine Weise wie ein stilles, sanftes Säuseln über

den Kindern sein, so wird sich deinem Blicke noch mancher Halm mit fruchtschwerer Ähre auf dem verhagelten Felde zeigen und mancher geknickte sich wieder aufrichten. Was der erste Griff und Blick, besonders wenn er hastig dazwischenfährt, nicht findet, das ist nicht immer verloren. Und wäre dies und das Lernstück wirklich verschwunden, so ist doch die im Lernen geübte Kraft erstarkt, und die verliert sich nicht in vier Wochen Ferien.

Doch Übel sind leichter zu verhüten als zu beseitigen. Ich bin wohl nicht ohne Schuld, wenn die Ferien so arg aufgeräumt haben. Gewiß habe ich's an sicherer Einprägung fehlen lassen. Wie oft bildet man sich ein, die Kinder könnten eine Sache, weil man sie mit Feuer und innerer Lust vorgetragen hat. Erst wenn die Kinder mündlich oder schriftlich im Zusammenhange eine Sache wiedergeben können, kann ihr Besitztitel als berichtigt gelten.

Ich glaube, daß ich zu oft die „Einübung" des Behandelten zu kurz abfertige. Ich verliere mich nicht selten in schöne Standreden, ja ins Experimentieren. Eine Schule ist aber kein chemisches Laboratorium, wo der Erfolg vom Zufall abhängen darf. Alles muß planmäßig vorbereitet sein, planmäßig in die Vorstellungswelt der Kinder übergeführt und planmäßig durch Wiederholung und vielseitige Anwendung befestigt werden. Sicher Gelerntes wird auch in den langen Ferien die Feuerprobe bestehen. Ich will meine Worte und den Lernstoff in Zukunft beschränken, aber auf die sichere, allseitige Aneignung den größten Nachdruck legen. Auch will ich künftig an Regentagen und Sonntagen in den Ferien einige Wiederholungsstunden halten. Zugleich will ich diese Stunden zu einer Art sittlicher Umschau benutzen, indem ich alle Klagen über kindliche Vergehen und Übertretungen, woran in den Ferien selten Mangel ist, untersuche und die Kinder durch öfteres Sehen und Ermahnen vor dem Straucheln und Fallen bewahren helfe. Sie sollen auch in den Ferien unter

meinem Erziehungseinflusse bleiben. Nur in der Dauer liegt die Gewähr des Erfolges.

Was vom Schulanfange nach den Ferien gilt, das wiederholt sich im kleinen jeden Montag. Die Sammlung? weggeblasen! Die Arbeiten? liederlich oder vergessen! Die Klagen? reichlich! Die Freuden? kärglich! Der liebe Sonntag scheint den Kindern nur sonnig ins Gesicht, nicht in den Geist. Wenn sich Hände und Füße allzu rüstig rühren, da hält der Geist Mittagsschläfchen oder Winterschlaf. Der kindliche Geist ist die ganze Woche über auf dem Anstande gewesen, da heißt's am Sonntage: Hahn in Ruh! Die Spiellust läßt sich nicht durch Schulsorgen stören und zieht ihre Schraubengänge bis in den Montag hinein.

Würde man dem häuslichen Fleiße am Sonntage gar nichts zumuten, so würde man am Montage weniger Verdruß haben. So meint man aber, die Schule habe doch ein Recht auf den freien Sonnabend-Nachmittag und Sonntag und steckt dem häuslichen Fleiße eine zweitägige Portion auf. Ich will das in Zukunft meiden, so gut wie die 4spännigen Fuder von Ferienarbeiten. Mögen sich die Kinder am Sonntage ohne Rückhalt freuen und der Freiheit froh werden, ohne daß das drohende Gespenst der ungethanen Schularbeit immer störend dazwischentritt. Vielleicht werden sie dann auch ohne Rückhalt in der Woche der Arbeit leben und zu schöner, freudiger Arbeitsgewöhnung kommen.

13. Scheinbarer Stillstand im Fortgange.

Es ist wunderbar, was so ein sechsjähriges Kind im ersten Schuljahre lernt. Ginge das acht Jahre so fort, sie müßten aller Weisheit voll werden. Aber das Ende entspricht dem Anfange nur wenig. Die Steigerung des Wissens und Könnens wird immer langsamer und unmerklicher und scheint mit dem Ende der Schulzeit zum Stillstande gekommen. Wo liegen die Wurzeln dieser Erscheinung?

a. In einer Täuschung! Im leeren Raume fällt jedes zugebrachte Stück ins Auge; im vollen Hause nimmt's nicht wunder. Das kleine Kind kommt arm und leer in die Schule. Jedes neue Stücklein, das ihm eigen wird, freut und fesselt den Blick. Je mehr dieser Reiz der Neuheit schwindet, je mehr sich der kleine Speicher füllt, desto weniger fällt der Zuwachs auf. „Wollt' ich alles einzeln zählen, welche Fülle würd' es sein!" könnte man am Ende jedes Schuljahres von den neuen Erwerbnissen sagen; aber man zählt und vergleicht eben nicht mehr. Jedes neue Schuljahr bringt allerdings auch vieles Alte wieder, aber höher und tiefer wächst es in Geist und Herz; ist's auch keine neue Nummer im Katalog, doch eine neuere, wertvollere Auflage. Die Extensität der Stoffe muß um der Intensität willen beschränkt werden. Nicht um der Stoffe, sondern um ihrer Bildungskraft willen wird gelernt. Was dem äußern Auge und Ohre sich verbirgt, kann darum doch da sein. Ein unsichtbares inneres Wachstum muß das letzte Ziel des Unterrichts sein. Was des Kindes Empfinden und Wollen gewonnen, das läßt sich schwer an den Fingern herrechnen. Auch in Kopf und Herz des Schulkindes findet sich manches Fächlein, wohin die Brille des Visitators nicht reicht.

b. Im Kinde! Die älteren Kinder treten bereits mit einem Fuße hinaus ins Leben und stehen nur noch halb in der Schule. Das Leben mit seiner Lust und seinem Wehe, mit seiner Arbeit und seinen Sorgen beansprucht immer mehr das erste Recht auf das Kind. Je mehr die Füße heimisch werden in der Welt draußen, desto mehr entfremdet sich das Interesse der Schule. Dort lockt das frische Leben, hier Gedankenarbeit, dort Freiheit, hier Zwang; an solchen Scheidewegen ist Seele und Wille gespalten, und das Rechte geschieht nur schwer. Es bedarf aller Weisheit und aller Stätigkeit der Pflichttreue, um solch ersterbenden Lerntrieb lebendig zu erhalten. Ich meine, wenn das Kind wüßte,

daß nach der Schulzeit das Lernen und der Zuchteinfluß in Fortbildungsschulen sich fortsetzen, es würde weniger sehnlich nach den Bergen der Freiheit ausschauen und mit weniger Gleichgiltigkeit sein Pflichtenmuß erfüllen. Ich kann nie das Bedauern darüber unterdrücken, daß die Lernkette an einer Stelle zerreißt, wo sich die erste Hoffnung auf dauernden Erwerb und zweckbewußtes Weiterklimmen zeigt. Wie viel Möglichkeiten und Hoffnungen fallen fruchtlos zu Boden, wenn sich die Schulthür hinter dem Kinde schließt!

c. Im Hause! Es verlangt schon zu viele Dienstleistungen von dem Schulkinde, zieht den sichtbaren Erwerb dem unsichtbaren vor und verleidet nicht selten dem Kinde den Schulgang. Was das Haus von der Zeit und Kraft des Kindes erobert, das geht der Schule verloren. In wie vielen Fällen ist das Haus, unser natürlicher Verbündeter und Mitbesitzer, der Feind und Störer unserer Arbeit und Freude! In ländlichen Verhältnissen kann das Kind nicht früh genug zum werbenden Kapitale gemacht werden. Das allzu frühe Nützlichmachen der Kinder beeinträchtigt aber ihren wahren Nutzen. Der Hang und Drang des Landvolkes nach greifbarer Nützlichkeit wird den geistigen Aufschwung, die Begeisterung für ein Ideal immer niederhalten. Es ist traurig, daß die Kinder schon so früh in die Kelter des Gelderwerbs gestellt und dadurch zu lebenslangen Keltertretern des Alltäglichen und Sinnlichen gemacht werden.

d. In der Schule! Sie ist räumlich häufig zu knapp angelegt und kann die Kinder nicht alle fassen. Notgedrungen muß sie dann die älteren für ein Drittel der Schulzeit zuhause lassen. Wöchentlich 18 Stunden in der Halbtagsschule! Wie kann da ein hinlänglich starker Antrieb zu häuslichem Lernen und eine hinreichende Sicherheit zu selbständigem Weiterlernen gegeben werden! Eine Beschränkung der Schulzeit für die Kleinen ist jedenfalls zweckdienlicher als eine solche in der Oberstufe. Und hätte nun der Lehrer

die ganze Schar um sich versammelt, hundert und mehr! wie viel trägt's dann einem Jahrgange und gar einem Kinde? Wie will der arme Lehrer die eine Menschenkraft achtstrahlig wirksam machen! Er wird hin und her rennen, hier Aufgaben aufstecken, dort abhören, hier reden, dort zeigen, hier strafen, dort loben, aber beim besten Willen doch nicht alle streng an die Leine nehmen können. Viele Kinder werden auch beim aufmerksamsten und rührigsten Lehrer der einklassigen ungeteilten Schule Zeit zum Nichtsthun, zum träumerischen Hinduseln oder gar zu mancherlei Allotria behalten. Besonders fehlt in so ungünstig organisierten Schulen auch das vorwärtsdrängende Interesse des Neuen und eines in sich natürlichen Fortschritts. Immer hören die älteren Kinder dasselbe; wie natürlich, daß sie sich für überflüssig in der Schule halten! Was ist nun aber in Landschulen mit ungünstiger Organisation wohl zu thun, um dem Übel doch etwas den Stachel zu nehmen?

1) Die Schulen müssen so vermehrt werden, daß kein Lehrer über 80 Kinder zu unterrichten hat. Für allerlei materielle Interessen muß das Geld da sein, warum sollte sich's nicht für die höchsten geistigen und sittlichen Zwecke schaffen lassen!

2) Wo mehrere Lehrer sind, dürfen die Klassen nicht nach den Geschlechtern, sondern nach Alter und Fassungskraft geschieden werden.

3) Für die gleichzeitige zweckmäßige Beschäftigung aller Abteilungen muß der Lehrer den größten Fleiß und das äußerste Nachdenken aufwenden. Besonders soll er so viel Abteilungen wie möglich unter einer Arbeitsfahne vereinigen, natürlich so weit Kraft und Gabe der Kinder reicht. Wenn z. B. die letzte Abteilung Wörter liest, so kann die Mittelklasse dieselben nach Diktat schreiben, die Oberstufe sie aber schriftlich in Sätzen verwenden.

4) Dem häuslichen Fleiße müssen beständig Nüsse zum

Knacken gegeben werden; doch müssen die häuslichen Arbeiten ordentlich vorbereitet, in mäßigem Umfange gehalten und sorgfältig beaufsichtigt werden.

5) Für die Winterabende und Sonntage muß den Kindern eine gute Lektüre geboten werden. Ohne Schülerbibliothek dürfte die ärmste Schule nicht sein. Der Lehrer hat die Kinder zum Lesen anzuregen und von dem Gelesenen ab und zu Rechenschaft zu fordern. Es giebt kaum ein mächtigeres Triebrad geistiger und sittlicher Anregung als eine gute Schülerbibliothek. Jung und alt erfreut sich in gleicher Weise daran.

14. „Des Menschen Zorn —“

Der Zorn reißt oft in einer Stunde nieder, was die Liebe in Wochen gebaut hat. So unvernünftig wütet der Mensch gegen sein eigenes Werk! Es sollte, liebes Herz, nicht also sein! Aber wie schwach ist die menschliche bessere Erkenntnis, wenn die Leidenschaft die Dämme durchbricht! Erst wenn das Unglück geschehen, dann geht die Vernunft mit kummervoller Miene über die Trümmerstätten und sucht zu retten, was etwa noch zu retten ist. Dem Kinde sollte keine menschliche Schwäche am Lehrer in die Augen fallen; dem Worte des Lehrers fehlt sonst der Felsgrund, dem Vorbilde der Glanz. Je vollkommener die Autorität des Lehrers ist, um so williger und erfolgreicher nimmt das Kind von ihm an; denn alle Beweisführung gipfelt ihm immer in der Persönlichkeit des Lehrers. Aber der Zorn entblößt das Priestergewand und zeigt dem Kinde — nur einen Menschen wie andere mit mancherlei Fehlern! Zuweilen ist mir recht herzlich weh zu Mute, wenn ich den Blick zur höchsten Höhe meiner Aufgabe erhebe und dann an mein unbändig heftiges Naturell denke. Der Pfau soll sein stolzes, schimmerndes Augenrad fallen lassen, wenn sein Blick auf die häßlichen Füße fällt. So möchte mir nicht bloß aller Stolz, sondern

auch aller Mut vergehen, wenn ich die Hydraköpfe meiner Fehler trotz Schneiden und Brennen immer wieder nachwachsen sehe. Wer wird mich erlösen von diesen inneren Feinden, die störend und zerreißend in mein Leben und meine Arbeit greifen! Ist's nicht genug, daß ich mit der Schwäche und Unempfänglichkeit der Kinder und mit dem störenden und hemmenden Einflusse des Hauses mich herumschlagen muß; muß ich auch noch früh und spät auf scharfer Wacht vor den inneren Feinden stehen, früh und spät ringen mit einem Feinde, der öfter siegt als unterliegt! Wie schwer ist's doch, ein guter Lehrer zu sein! Wie viel schwerer noch, ein guter Erzieher zu werden! Der Eifer allein ist kein guter Pädagog, sonst wäre ich gewiß einer. Gerade der hochgehobene Blick auf das Ziel erzeugt in mir eine unruhige, krankhafte Hast, ein Drängen und Treiben nach vorwärts, das unter Hindernissen leicht zum Straucheln und Fallen kommt. Ein ruhiger, fester, selbstbewußter Schritt bringt am sichersten vorwärts. Ich sage mir immer, daß ruhige Stätigkeit Berge abtragen kann, und doch stürme ich bei jeder Gelegenheit vorwärts und will die Berge mit Pulver in die Luft sprengen. Mir vor die Augen habe ich jetzt das Bild des Gekreuzigten gehängt, die Liebe ohne Maß, die Geduld ohne Ende! Siedet der Zorn im Blute, so erhebe ich die Augen zu ihm, der vom Marterholze herniederblickt und mich stumm zu fragen und zu mahnen scheint: „Denkst du daran? Willst du mir nachfolgen, so verleugne dich selbst!“ —

15. Konzilsverhandlungen ohne Beruf.

Jüngst hat mich mein lieber Schulfreund Hermann heimgesucht. Wir durchstreiften Thäler und Höhen und gingen zuletzt bei einem benachbarten katholischen Kollegen, den ich wertschätzte, vor Anker. Die Aufnahme konnte nicht gastlicher und freundlicher sein. Es wurde von diesem und jenem geredet, die Schule besehen und besprochen, das Gehaltsklagelied mit er-

träglich guter Miene angestimmt, manch heiteres persönliches Erlebnis mitgeteilt, — auf dem Schulboden gedeiht noch eine naturwüchsige, unfreiwillige Komik! — der Herr Pfarrer aus der Ferne beschaut und nach seinem pädagogischen und humanen Gewichte geschätzt u. dgl. Von dem Pfarrer sprang das Gespräch auf den Küsterdienst und seine Mühen; von da auf das starke kirchliche Bedürfnis der katholischen Gemeinden; von hier auf den Einfluß der Geistlichen, auf die Dogmen und ihre Bedeutung, und kurz, ehe wir's uns versahen, standen wir in dogmatischer Waffenrüstung auf der Mensur einander gegenüber.

Wenn ich sage „wir", so ist das nicht ganz richtig. Mein Freund war so ins Feuer geraten, daß er jede Hilfe verschmähte. Der lange, gutmütige und ernste Mensch ging mit Spott und rücksichtsloser Derbheit dem Kollegen zu Leibe. Er wollte bloß den gesunden Menschenverstand im Wortgefechte gelten lassen. Darauf ließ sich nun der katholische Kollege gar nicht ein, sondern stritt mit großer Dogmenkenntnis gegen den Widerpart. Ich konnte nicht umhin, seine polemische Schulung zu bewundern. Alle Einwürfe schien er im voraus zu kennen; mit sicherem Griff nahm er Pfeil auf Pfeil aus dem Köcher und verschoß ihn mit Gewandtheit und Sicherheit. Ich bildete das schweigende Auditorium der Konzilsstreiter und versuchte nur ab und zu vergeblich, die Hitze etwas zu mäßigen und die beiden Kämpfer auf einen gemeinsamen Boden zu stellen. Wie will man in der Erörterung zu einem Ergebnis kommen, wenn man von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgeht und den Standpunkt des Gegners weder kennt noch achtet? Zuletzt hieß es auf der einen Seite: „Das ist ja krasser Aberglaube!" und auf der andern: „Die verfechten ja den nackten Unglauben!"

Der Streit kam zwar zum Stillstand, nicht aber das erregte Gemüt. Wie der Wagebalken nach dem Gebrauche noch lange weiter schwankt, so schwang und klang es auf

beiden Seiten innerlich weiter. Zu einem warmen Behagen an einander kamen wir nicht wieder. Zwischen allen Worten, die noch gesprochen wurden, lagen Fußangeln und hemmten den freien, natürlichen Gang. Das schöne, harmonische Zusammentreffen endete mit einem kühlen, verstimmten Auseinandergehen. Aus der Religion, diesem Brunnen der Veredlung und Beglückung der Menschen, war das Haderwasser geschöpft worden. Und wie oft geschieht dies, wenn verschiedene Konfessionsangehörige zusammenkommen! Wie oft schiebt sich die Religion, diese Milderin der Sitten und Einigerin der Getrennten, als zweischneidiges Schwert zwischen Menschen, die sich vielleicht bereits herzlich nahegekommen sind! Woher nur dieser Hang, gerade über religiöse Fragen sich zu entzweien? Es giebt kein Gebiet der Wissenschaft und des Lebens, wo die Gegensätze öfter, heftiger und bitterer auf einander platzten.

Die religiöse Streitlust scheint ein historisches Vermächtnis zu sein. Über nichts ist im Laufe der Jahrtausende mit Wort und Schwert mehr gestritten worden als über Religionslehren. Es liegt darin das Anerkenntnis, daß die religiöse Frage die wichtigste der Menschheit ist, zugleich aber auch die Wahrheit, daß das Höchste und Edelste sich die meisten Verunglimpfungen gefallen lassen muß, weil es nur wenige in seiner Tiefe und Höhe erfassen. Man streitet sich selten über die Lebensfundamente in der Religion, sondern meist über *Lehrmeinungen* und *Kultusformen*. Die Religion als Lebensgemeinschaft mit Gott und als Triebkraft eines sittlichen Thuns kann nicht zur Entzweiung, sondern muß zu Frieden und Liebe führen.

Würde man über *eigene Erfahrungen* im religiösen Leben reden und nicht über *Dogmen* streiten, in den *Geist des Christentums* eindringen und nicht in *kirchlichen Außenwerken* hängen bleiben, in der *Bethätigung der Liebe* eine höhere Lebensaufgabe als im *kirchlichen Eifern*

suchen, an Stelle der Rechthaberei rechte Bescheidenheit und Demut üben: so würde man sich herzlich des vielen Gemeinsamen freuen und das Verschiedenartige schonen und achten lernen. Begegnen wir uns in den praktischen Resultaten unseres christlichen Lebens, warum sollen wir uns um jeden Preis auch alle Lehrmeinungen und Kultusformen aufzwängen? Wo in Gottes Schöpfung ist vollkommene Gleichartigkeit? „Einheit in der Mannigfaltigkeit, Gleichheit der inneren Lebensgesetze bei Vielgestaltigkeit der Formen“ finden wir dort überall.

Leider ist die Schule nicht selten geschäftig, den Geist der religiösen Rechthaberei und Unduldsamkeit groß zu ziehen. Mit besonderem Aufwand von Scharfsinn und religiösem Eifer werden die eigenen Dogmen schon in der Schule begründet und die gegnerischen widerlegt. Wenn so die Schule schon die Schwerter wetzt, die Rechthaberei sie immer umgürtet trägt, Spott und Verhöhnung fremder Kultusformen sie zücken heißt, so können wir nicht zum Frieden kommen.

Unsere Konfessionsangehörigkeit ist meist ererbt. Geburt, Gewöhnung und Unterricht machen sie uns lieb wie jedes andere Erbteil. Wir halten mit Pietät daran fest, selbst wenn wir innerlich nicht recht davon warm geworden sind. Aber diese Art der Konfessionsangehörigkeit ist häufig die streitlustigste; sie ist ganz gewöhnliche Rechthaberei, die rednerische Triumphe sucht, aber ganz unfähig ist, in die Tiefe einer religiösen Frage zu steigen.

Anders ist es mit unserer religiösen Herzensstellung; sie ist das Resultat eines Lebens- und Entwicklungsprozesses, den uns keine Lehrmeinung weglügen oder umstempeln kann. Es ist unmöglich, daß eine theologische Auseinandersetzung, selbst wenn sie mit unserer Niederlage endete, uns innerlich bekehren kann. Nur innere Erfahrungen des Herzens, nicht dogmatische Kettenschlüsse des Kopfes vermögen dies. Was hilft's wenn ich einen Menschen durch größere Redegewandtheit, reichere Kenntnisse und polemische Schulung oder gar durch äußere

Gewaltmittel zur Anerkennung einer Lehrmeinung gebracht habe, die mit seinem inneren Leben in gar keiner Beziehung steht? Heißt das nicht die Lüge auf die Wahrheit pfropfen? Ein Leben in der Wahrheit und Liebe sei unsere gemeinsame Losung!

Möge jedes Herz seinen Gott und Heiland nach seinem Bedürfnis erfassen, jeder Kirchgläubige vom Lehrsystem so viel oder so wenig sich aneignen, als Wollen und Können vermögen, und die durch kirchliche Ordnung und Sitte geheiligten Kultusformen treulich üben, dabei aber jedem Mitbruder dieselbe Freiheit und dasselbe Recht zugestehen, das er für sich selbst beansprucht: so wird Gott dem Herrn aus der Mannigfaltigkeit der Kräfte und ihrer Bethätigung ein harmonisches, vielstimmiges Loblied erschallen.

16. Allgemeines und Besonderes.

Das kindliche Urteil kann Haupt- und Nebensachen nicht unterscheiden. Mit Vorliebe verweilt das Interesse bei Nebendingen, setzt aber mit kühnem Sprunge über das Wichtigste weg. Das kleine Kind unterscheidet nur interessante oder langweilige Dinge. Sobald die Stoffe und ihre Darstellung in seinen Vorstellungs- und Lebenskreis reichen, so folgt es mit Lust. Das Kleine ist seine Welt und sein Leben; dem Kleinen und Ausgeführten ist darum auch sein Interesse zugewandt. Bei Erzählungen fesselt das Verweilen bei nebensächlichen Zügen ganz besonders. So malte ich bei der „Sündflut“ das Tiergewimmel, das der Arche zueilt, den Untergang der verzweifelnden Menschen, die Aussendung der gefiederten Boten und das freudige Gedränge der aus dem Kasten gehenden Geschöpfe ein wenig aus und hatte die aufmerksamsten Hörer. „Nur Bilder und Historien, bei Leibe keine Gedanken!“ ist der unausgesprochene Kindergrundsatz.

Von dem Besonderen muß aber der Weg zum Allge-

meinen, von der Erscheinung zum Gesetz, von der Einführung zur Begriffsbildung führen. Wir müssen das Kind zum Denken führen, indem wir es zur Vergleichung anleiten und aus einer Summe von Erscheinungen einen allgemeinen Begriff finden lehren. Ich halte es darum für sehr wichtig, alles abschnittweise zu behandeln und zu diesen Abschnitten die Inhaltsangaben oder Überschriften zu suchen. So entwickelt sich in allen Unterrichtsfächern eine Disposition, die ich unablässig betone und fest einpräge. Sie ist der sichere Stab für den Gang des Unterrichts, für die zusammenhängende Wiedergabe am Schlusse der Stunde und für größere Repetitionen.

17. Er redete gewaltig.

Das wollen viele nachmachen, indem sie mit kräftiger Lunge in die Kinderschar hineinschreien. Es wirkt aber nicht gewaltig, sondern sehr bedenklich. Ich habe das an mir erfahren müssen, und doch verfalle ich immer und immer wieder in den Fehler, bei jeder Gelegenheit das volle Werk zu ziehen.

Der Ton der Stimme wirkt erziehlich oder verziehlich. Wenn die Fenster klirren und der Kalk von den Wänden bröckelt, da zittern und bröckeln die Herzen am wenigsten, höchstens ziehen sie sich ängstlich zusammen und lassen den Eindruck draußen in den Trommelfellen. Meist wickeln sich die Kinder beim lautesten Brausen der Stimme, wenn es nur mit einer gewissen Stätigkeit weiter rollt, in süße Unaufmerksamkeit. Ihr Instinkt flüstert ihnen zu, daß der donnernde Eifer die Herrschaft über sich selbst verloren habe. Was ein Organ zu viel an sich reißt, geschieht immer auf Kosten eines andern. Sanft reden schärft die Kraft des Blickes und Ohres; ein seltenes Erheben der Stimme macht um so tiefern Eindruck auf die Hörer.

Wenn ich eifere und schreie, sehe ich nie die ganze

Schule; die Augen sind schier geblendet und gehalten oder an einen gewissen Punkt gefesselt. Ein leiser, gehaltener Ton wird durch die Kraft des Blickes und die fühlbare Wärme des Herzens verstärkt; ein Überschwang von Schallwellen schwemmt das alles hinweg. Leisereden des Lehrers und Lautreden der Schüler sind nicht selten Pol und Gegenpol in der Schule. So laut ich rede, muß ich doch immer gegen das Leisereden der Kinder zu Felde ziehen. Das Vorbild ist also in diesem Falle ohne Wirkung. Seit einiger Zeit habe ich den Ton glücklich gemäßigt, und fast in derselben Gradsteigerung ist mir's gelungen, etwas Kraft und Klang in die Kinderstimmen zu bringen. Wenn man doch immer Ursache und Wirkung in ihrer Wechselbeziehung erkennen und benutzen könnte!

18. Mein erster gedruckter pädagogischer Aufsatz.

Beim Kramen unter alten Papieren finde ich auf vergilbten Blättern den Entwurf meines ersten Aufsatzes, welcher der Druckerschwärze wert erachtet und von einem bescheidenen Schulblättlein in einige hundert Lehrerhäuser getragen worden ist. Seit seiner Abfassung sind zwei Jahrzehnte verflossen. Er ist vergessen wie das Blättlein, das damals Botengänge that.

Aber wunderlich weht beim Durchlesen die Vergangenheit herein in die Gegenwart, und eigen wird mir ums Herz, wenn ich lese, was ich vor 20 Jahren gedacht, geschrieben und erstrebt habe. Der kleine Aufsatz markiert eine zu wichtige Station auf meinem Entwicklungsgange, als daß ich achtlos vorüber gehen könnte. Ich bringe ihn deshalb im Originalkleide als ein „Brosamlein meiner pädagogischen Erinnerungen". —

Ein Pfeiler deutscher Einigkeit und Herrlichkeit.

Der Kölner Dom soll nach den begeisterten Worten Friedrich Wilhelms IV. ein Symbol Deutschlands sein. Er ist

nicht in einem Tage erbaut worden, wächst aber Schritt für Schritt seiner Vollendung entgegen.

Das ist ein Trost für die, so da warten auf des alten deutschen Reiches neue Herrlichkeit, aber keiner für die faulen Leute! Denn mit dem Kölner Dom ist es eigentlich so zugegangen: Viele fleißige Hände haben von früh bis spät jahrhundertelang unverdrossen dran gebaut, und viele tausend offene Hände steuern dazu bei, bis endlich der Hahn auf dem Turme stehen und seinen Mahnruf ins deutsche Land krähen wird: „Gehet hin und thut desgleichen!“

Auf denn, alle Mann, ans Werk, daß sich endlich die Kuppel wölbe auf dem „Tume“ Deutschlands und ein stolzer Aar auf seinen Zinnen horste!

Möchten die Lüfte den Mahnruf in alle Winkel tragen, daß er auf den Gassen wiederhalle! Möchte die alte, schier erstorbene Liebe in hellen Flammen aufschlagen! Möchte an allen Orten und Enden des weiten Reiches der Volksgeist und Volksfleiß geschäftige Hände regen und bei der Herstellung des gemeinsamen Heiligtums helfen! Da haben sich nun in diesen Tagen Zimmerer und Maurer — Meisterleute! — in Frankfurt (auf dem Fürstentage 1863!) zusammengethan und beraten, wie dem verwahrlosten deutschen Hause das Dach zu legen sei, damit nicht fürder Regen und Hagel hindurch peitsche, und wie die zerbröckelten Wände neu zu verwahren seien, damit nicht länger der Sturm hindurch brause und jeder lose Bube durch die Luken des Hauses friedsame Bewohner äffe, ja wohl gar einsteige und Unheil stifte. Diese Beratungen erwecken große Hoffnungen. Vielen ist schon der Mund wässerig nach der stolzen Reichsuniform mit schwarzen Schößen, rotem Kragen und goldenen Knöpfen und Taschen. Andere schütteln den Kopf und glauben nicht, daß Frankfurt die Werkstätte der neuen Reichsherrlichkeit und der österreichische Kaiser der rechte Baumeister sei. Die Reparatur sei zu stark, als daß sie sich durch „Rissemachen“ seines Werkführers Schmerling heilen lasse.

Die ehrsamen und getreuen Deutschen warten indessen, wie sich's weiter fügen wird. Das Warten haben sie ja in einer guten Schule gelernt!

Wem aber das deutsche Vaterhaus am Herzen liegt, der darf dem fortschreitenden Greuel der Verwüstung nicht müßig und gleichgiltig zuschauen, darf nicht meinen, da seien ja andere Leute bestellt, die dem Verderben zu steuern hätten, und was kommen solle, komme doch!

Keine Hand ist verachtet, die Steine oder Kalk zum Bau trägt, kein Hammerschlag vergeblich, kein Kellenstrich nutzlos, den Liebe und Einsicht führen. Es können just nicht lauter Meister aus Frankfurt oder Wien, sondern müssen auch Handlanger und Gesellen aus Dörfern und Flecken dabei sein.

Das sollen insonderheit die deutschen Lehrer beherzigen. Sie sind die berufenen Bauleute am Dome deutscher Herrlichkeit, am Deutschtum! Wenn auch kein einiges deutsches Reich, so giebt's doch ein einiges Deutschtum, das ihrer Pflege mit befohlen ist. Und dessen Pfeiler stehen fest wie granitne Säulen, für die Ewigkeit gegründet. Und ist der Raum dazwischen auch in dreißig und einige Zellen und Zellchen zerschnitten, so bleibt's doch ein Bau, von Gott gebaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht. Und welches sind die unvergänglichen Pfeiler des Deutschtums?

Deutsche Sprache, süßer Laut!
Deutsches Lied, so lieb und traut!
Deutsche Kunst, voll tiefer Kraft,
Ernste deutsche Wissenschaft.
Deutsche Sitte, so biderbe,
Deutsch Gemüte, ohne Herbe,
Deutsche Treue, die nicht wankt,
Deutscher Mut, der nimmer bangt,
Deutscher Fleiß, von zäher Art,
Deutscher Gründlichkeit gepaart:
Das sind unsres Reiches Pfeiler,
Hoch und fest trotz der Zerteiler.

Einer dieser stolzen Pfeiler ist das deutsche Lied. Steht er noch? Wie die Berge Gottes! In urtümlicher Schöne? Daß ich ja sagen könnte! Unten hat ein Bube mit tölpischen Beilschlägen Bröcklein losgesplittert. Mitten bohrt ein Müßiger aus einer Fuge den bindenden Mörtel. Droben verhängen ekle Spinnen mit ihrem Gewebe den Marmorglanz. Hier schleift ein Ballhorn die Kanten rund. Da kratzt ein Tüncher die Weiße herab und färbt ins Gelbe und Blaue hinein. Dort hat ein geschwätziges Schwälblein sein Kothäuslein angeleimt und meint den Pfeiler zu zieren.

Vom Bilde steige ich in die Wirklichkeit!

Zuerst einen Blick auf das geistliche Lied, dies Kleinod der evangelischen Kirche Deutschlands, diesen plastischen Ausdruck seines Geisteslebens! Wie ist es so häufig entstellt und verwässert! Die überklugen Gesangbuchsverböserer haben dem Volke Brot und Wein genommen und ihm dafür Trebern und Wasser gegeben. Wie Fabrikware sind in der Zeit der Aufklärung die zeitgemäßen Gesangbücher mit den „verbesserten" Liedertexten verfertigt worden. Nun ist das Unglück da, daß vier Nachbardörfer auch vier verschiedene Gesangbücher, und Lieder wie „Befiehl du deine Wege —, Nun danket alle Gott —, Wer nur den lieben Gott läßt walten —, In allen meinen Thaten —, O Haupt voll Blut und Wunden —" vier verschiedene Lesarten haben.

Das geistige Eigentum der Dichter hat man so grenzenlos mißachtet, daß man es wie Thon durchknetet und zu neuen Töpfen — wahrlich keinen Gefäßen zu Ehren! — umgeformt hat.

Es ist bekannt, zu welchen groben Willkürlichkeiten sich Ramler durch sein kritisches Talent bei der Korrektur fremder Gedichte hinreißen ließ, und wie die Dichter oft ihr geistiges Eigentum kaum wieder erkannten und in höchsten Unwillen über solche Umknetung gerieten. Vergleicht man aber viele Gesangbuchslieder mit ihren Originalen, so muß man ausrufen:

„Hier ist mehr denn Ramler!“ Selbst dem milden Paul Gerhardt würden sich die Fäuste ballen, wenn seine Lieder in solch' zeitgemäßem Staatskleide vor ihm erschienen.

Und nun die Melodien, die zum Liede wie der Leib zur Seele gehören!

Siehe da, ein lodernd Feuer der Zwietracht in Nord und Süd! Und immer mehr Holz wird zum Feuer getragen durch das Sichgehenlassen der Gemeinden und den Dünkel mancher Pastoren, Kantoren und Organisten. Wenn ein Pfarrer im Vollgefühl seiner klassischen Musikkenntnis eine Melodie über die andere komponiert und durch den Druck seines Amtsansehens der Gemeinde aufzwängt; wenn ein mittelmäßiger Organist das Choralbuch seiner Gemeinde um ein Dutzend Choräle seiner Fabrik bereichert; wenn ein anderer ohne Gewissensbedenken die Melodie „Dir, dir, Jehovah —“ für das Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten —“ zurechtschneidet; wenn ein Kantor alle für seinen platten Musikverstand querköpfigen Töne abhaut und durch gefügigere ersetzt; wenn ein Gesangleiter der Fahrlässigkeit der Masse sich fügt, die nach und nach die bequemen Gänge einer zweiten Stimme zur Hauptstimme macht: dann kann es nicht wunder nehmen, daß jetzt im lieben Vaterlande durch die Verwirrung im Choralgesange und im Texte sanglustigen Nachbargemeinden der Mund geschlossen und der erhebende Gleichklang gestört ist.

Ich war jüngst Ohrenzeuge, wie zwei Gemeinden das Lied „Nun danket alle Gott“ sangen. Schon bei der zweiten Zeile wichen Les- und Sangweise aus einander. Man schoß sich verwunderte, dann wütende Blicke zu, trat den Takt mit den Füßen, focht mit den Händen und strengte die Stimme dergestalt an, daß die Augen schier aus dem Kopfe quollen und der Mund sich zu einem Thor erweiterte. Bald hatten die aus O., bald die aus K. die Oberhand, und so würgte man sich andächtiglich durch das Lied! Wie viel lieblicher tönt da Schweigen vor den Ohren des Herrn Zebaoth als dieser Wüsten-

und Schlachtenchor! Das ist ein kleines Bild, und der große Rahmen dazu ist das ganze Deutschland!

Ein Gesang- und Choralbuch für das ganze evangelische Deutschland, d. h. eine Auswahl des Besten vom Guten, wenn das gelänge! Wie viel Hader schwiege da, und wie viel gebundene religiöse Wärme würde da frei! Wie lange wird uns wohl der Wunsch noch auf Herz und Fingern brennen!

Erst wenn dem eigenliebigen Sondergelüst, das in seinen gierigen Fängen Gemeinde, Schule, Kirche, Gesellschaft und Staat hält, die Nahrung entzogen wird, erst dann wird Deutschlands wahre Einigkeit und Herrlichkeit ihren Ostermorgen feiern, und die krächzenden Raben der Habgier und Zwietracht werden von der Kaiserburg verschwinden. Ein Jahr kann freilich die Verwirrungen und Verirrungen nicht beseitigen, welche Jahrhunderte ausgebrütet haben! Aber ein Anfang muß gemacht werden! Der einzelne muß sich zusammennehmen und immer das nationale Besitztum über die persönliche Liebhaberei, das allgemeine Bedürfnis über die individuelle Neigung stellen. Aber auch die Behörden müssen Schranken ziehen, welche die Willkür nicht überschreiten darf! So ist es der Regierung in Erfurt gelungen, nach und nach den Choralgesang nach einem Choralbuche in Kirche und Schule zu einigen, so daß es wieder heißt: „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich! —“

Und nun noch ein Streiflicht auf das Volkslied!

So stolz wir auf diesen Blumengarten sind, so muß doch auch hier dieselbe Klage über Nichtachtung des geistigen Eigentums der Dichter, über Modethorheit und Veränderungssucht erhoben werden.

Der Deutsche ist kein Freund der Uniformierung bis auf die Hemdenknöpfe; aber die Einheit einer Nation ist nicht möglich ohne gleiches Grundgepräge, ohne gleiche Grundbestrebungen und ohne gemeinsame Besitztümer. Hier darf die

individuelle Entwicklung nicht in Zerfahrenheit, das Besitzrecht nicht in Mißhandlung der Erbgüter ausarten. Das individuelle Recht hat eben seine Grenzen und muß sich einem höheren unterordnen, wenn am Warnungspfahle steht: „Volksrecht! Nationaleigentum!“ Da hört jede Willkür auf. Was der Geist der Nation erschaffen, was sich in die allgemeine Liebe eingekauft hat, das ist auch in der Form gefeit, und keiner hat ein Recht, hier die Feile seines Sondergeschmacks anzusetzen. Wer es trotzdem thut, der begeht einen Riß in das Gesamtbewußtsein, einen Diebstahl am Gesamteigentum, ja eine Heiligtumschändung.

Mit diesem Maßstabe messe man nun unsere Lesebücher, die das Beste unserer volkstümlichen Litteratur enthalten sollen! Wie wenige bringen da unverfälschte Originaltexte! Wie ist das alles nach ängstlichen Rücksichten zugeschnitten! Wie viel ist weggelassen, wie viel dazugesetzt, wie viel abgeändert! Die Lesebücher sollen das junge Geschlecht in die Nationalschätze einführen. Wie aber, wenn schon an der Schwelle die Fälschungen beginnen? Die kurze Spanne Schulzeit soll auf das ganze nationale Leben vorbereiten. Wie aber, wenn die besten Lebensquellen gleich getrübt oder verstopft werden? Nein, die ängstlichen Rücksichten, welche die kräftige Kost unserer nationalen Litteratur zu einem süßen Kinderbrei umkochen möchten, müssen fallen. Das fordert die Wahrheit, die Gerechtigkeit, die Kunst und die Pädagogik! Was ist damit erreicht, wenn ein ängstliches Lesebuch in dem Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rat —“ den Kindern statt „ein Lieb“ einen „Freund“ beschert? wenn ein patriotischer Glühwurm den Preußen das „ganze Dentschland“ durch ein neu Lied „Was ist des Preußen Vaterland?“ ersetzt? wenn eine offizielle Vorschrift zur Feier des 17. März die „echt deutsche Art“ in eine „echt preuß'sche Art“ ummodelt? wenn ein Dichterling zu dem Goetheschen Liede: „Der du von dem Himmel bist —“ eine zweite Strophe dichtet? wenn aus be-

kannten Volksliedern ganze Strophen und Zeilen weggelassen werden? wenn ein Bürgermeister über 1800 Seelen beim Festmahle des 22. März die Strophe „Nicht Roß noch Reisige —“ zum Totschweigen verdammt, und nicht des holperigen Metrums wegen? Mit solchen Kunststücken treibt man keine Pädagogik, sondern man verdirbt den Geschmack, erschüttert den Wahrheitssinn und verdirbt die Freude und den Genuß an den gemeinsamen Volksgütern.

Mit den Volksliedern sind innig ihre Weisen verwachsen; beide sind so ganz ein Guß, daß Trennung einem Totschlage gleichkommt. Und doch erkühnen sich Dichterlinge, für manche Volksweisen ein neues Reimgewäsch zusammenzuleimen, und Komponistlein, für solche Lieder neue Weisen zu erfinden!

Da thäte eine Geißel von Stricken not! Aber leider finden solche Seifenblasen der Selbstüberhebung immer noch Käufer, weil die Geschmacklosigkeit sich von dem Wort- und Tongeklingel blenden läßt. Und wie wenig wird — auch bei den Lehrern — für die Läuterung des Geschmacks gethan!

Welches sind nun die Folgen der willkürlichen Veränderungen von Text und Melodie?

Das junge Völklein zweier Gemeinden findet sich zusammen. Im Liede suchen sie den rechten Ausdruck für den gesteigerten Lebensdrang. Aber da hapert's! Diese kennen das, jene ein anderes Lied. In allen Winkeln wird gekramt; endlich hat sich ein bekannter Text gefunden. Einer stimmt an. „Was ist das? Ihr singt falsch!“ blitzt man sich an. „Falsch?“ Der Vorsänger blickt grimmig um sich. „Ihr werdet's nicht können!“ Nein, die aus F. können's wirklich nicht, was der Herr Kantor in M. als Weise zu „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —“ statt der Silcherschen Melodie gesetzt und seinen Schülern eingeprägt hat! Mißmutig giebt man's nach etlichen gescheiterten Versuchen auf, ein gemeinsames Lied zuwege zu bringen.

Aber — da pfeift einer leise für sich hin; ein zweiter

summt dazu; mehrere fallen ein, und plötzlich brechen in wunderbarer Einmütigkeit die Wogen des Gesanges aus allen Kehlen —: den unflätigen Gassenhauer können sie alle!

Die Beobachtung ist schmerzlich, aber leicht erklärlich. Das Volksleben ist in sich einiger und stärker als die zersplitterten Kulturbestrebungen. Auch das deutsche Volk hat seine Schlammkanäle, wie sie keinem Volke fehlen. Die unreinen Wasser werden darin breite Fluten, wenn nicht energisch von allen Seiten durch viele Hände und mit starkem, einigem Nachdruck ein Damm aufgeführt wird. Das Schlechte wird nur durch Stärkung des Guten vertilgt! Diese hohe Aufgabe kann aber nur durch Vereinigung aller guten Kräfte gelingen.

Nun scheitern aber so viele gute Bestrebungen, weil keiner seinem persönlichen Gutdünken Zwang anlegen will. Wenn jeder seine Sondermeinung und sein Sonderinteresse dem allgemeinen Interesse unterordnen lernte, dann würden die Einheitsbestrebungen rascher fördern. Wenn die gemeinsamen Volksgüter — sonderlich die Volkslieder — in unverfälschter Form immer mehr Eigentum aller werden, dann reifen wir von selbst der Einheit entgegen. Einheit im Geiste und in der geistigen Nahrung fördert mächtig die äußere Einheit.

Bei dieser wichtigen Arbeit sollten die Lehrer ihren Pflichtanteil nicht vergessen! Sie sollten aus dem großen Schatz der Volkslieder durch kundige Abgeordnete eine Auswahl der besten Lieder und Melodien, welche die Liebe des Volkes längst zu Lieblingen erkoren hat, treffen und in alle Schulen, evangelische und katholische, einführen. Dann lernten unsere Kinder wieder singen, wie die Dichter gesungen und die Weisen ursprünglich geklungen haben.

In diesem gemeinsamen Rahmen bliebe noch Raum genug für die Sonderneigung und den Sondergeschmack. Aber erst Volksrecht, dann Privatrecht!

Nicht genug kann es beklagt werden, daß die Schule so lange das echte Volkslied in Wort und Ton vernachlässigt hat.

Nicht weit liegt die Zeit hinter uns, wo das wahre Volkslied ganz aus der Schule verbannt war. An läppischen, gemachten Kinder- und Hausliedern wurde Zeit und Kraft vergeudet. Das klassische deutsche Volkslied schien dem Kindesalter gefährlich und kein mundrechter Brei. Kam doch hie und da sogar das Wort „Liebe" vor! Wollte Gott, unsere reinen Volkslieder erschlössen den Kindern zuerst die Bedeutung der Liebe und wären die ersten Führer in dies Heiligtum! Hundert gemachte Lieder, die die Schule übte, verschwinden spurlos, werden mit der Schule vergessen, aber eins, ein echtes Volkslied, zündet; jung und alt singt's, in Häusern und auf Gassen klingt's, und tiefe Wurzeln ins Leben treibt es. Das ist die unverwüstliche Kraft des echt Volkstümlichen! Das Volk hat einen sichern Instinkt für das, was seinem innersten Kerne entsprungen und seinem Leben und Lieben, Leiden und Freuen verwandt ist.

Solche Volkslieder gebe die Schule ihren Zöglingen als Wegzehrung mit auf den Lebenspfad. Sie werden in Häusern und auf Landstraßen die Apostel des deutschen Einheitsgedankens werden. Eins vergesse die Schule bei dieser Mitgift nicht!

Volkslieder sind keine Leselieder; sie müssen wie Bergquellen frei hervorsprudeln und nicht mühselig aus dem Buche abgelesen werden. Sie sind also genau und fest einzuprägen und frei zu singen. Weil die Schule oft die wörtliche Einprägung und Wiederholung versäumt hat, daher kommt das beliebte Brummeln und Summeln von der zweiten Strophe an und fürder. „Hinter der ersten Strophe kommt in der Regel ein dicker Nebel!" meinte einst ärgerlich ein Oberförster.

Wenn die Schule den jungen Deutschen wieder Liebe und Verständnis für unsere herrlichen Dichtungen einflößt, wenn sie ihnen eine gute Zahl in Wort und Weise unverlierbar auf die Lebensreise mitgiebt, dann hilft sie dem Gesamtvolke wieder die Zunge lösen, dann hilft sie einen Pfeiler deutscher Einigkeit und Herrlichkeit in urtümlicher Schöne wieder herstellen.

Pädagogisches Nachschlage-Register
zu Band II der „Brosamen."*)

---

*) Das Register ist eine Lesefrucht des Herrn Lehrers Gustav Schmeerbauch in Goslar. Wie ich's mit Dank empfangen habe, so werden es manche Leser mit Dank und Nutzen gebrauchen.

Inhaltsverzeichnis.